

Darstellung der empirischen Ergebnisse: Ein Fallvergleich

In diesem Kapitel finden sich meine Interpretationen zu zwei Interviewtexten als zwei miteinander kontrastierte Fälle präsentiert. Wie im methodologischen Kapitel eingeführt und im methodischen Kapitel präzisiert wurde, sind diese Fälle auf der Basis eines schrittweisen Prozesses analytischer Abstraktion im Rahmen eines narrationsanalytischen Verfahrens entstanden und verdichtet worden. Beide Fälle sind das Ergebnis eines interessen geleiteten und zunächst auf den Einzelfall bezogenen Interpretationsvorganges. In einer kontrastiven Analyseperspektive sind die zwei zugrunde liegenden Interviewtexte nachfolgend aufeinander bezogen und zueinander ins Verhältnis gesetzt worden. Keiner dieser Fälle ist in der hier dargestellten Form also noch gänzlich als Einzelfall zu verstehen, auch wenn sie forschungspraktisch nacheinander interpretiert und ausgearbeitet wurden. Um ihre Vergleichbarkeit zu gewährleisten, werden die beiden Fälle nacheinander entlang des gleichen analytischen Dreischritts dargestellt: Zunächst wird der Fall Bayram Özdal* als Gesamtbild anhand seiner Inszenierung umrissen und die daraus abgeleiteten Effekte dargestellt, anschließend werden fallspezifische, konkrete Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen in der Migration beleuchtet und in den anrufungstheoretischen Reflexionen werden insbesondere die zurichtenden Aspekte dieser Erfahrungen herausgearbeitet. Vor dem Hintergrund dieser kleinschrittigen Falldarstellung kann abschließend der fallspezifische Umgang mit dem Makel natio-ethno-kultureller Differenz zusammenfassend ausgearbeitet werden. Dieses Vorgehen wird in Bezug auf den Fall Josef Schmidt wiederholt und abschließend werden die Ergebnisse des Fallvergleichs hinsichtlich der darin rekonstruierten Möglichkeitsräume für Subjektpositionierungen noch einmal vergleichend zusammengefasst.

Entscheidungsgrundlage für eine ausführliche kontrastive Interpretation und Darstellung der beiden Fälle Josef Schmidt und Bayram Özdal war die Gleichzeitigkeit einiger minimal kontrastiver formaler Gemeinsamkeiten bei starken inhaltlichen Unterschieden. So weisen beide Fälle formal betrachtet eine ähnliche familiäre Bildungsorientierung, eine ausreichende ökonomische Ausstattung, ein akademisch

geprägtes Elternhaus, eigene Migrationserfahrungen, einen ähnlichen Einreisezeitpunkt und eine ähnlich lange Aufenthaltsdauer auf, unterscheiden sich aber zunächst deutlich hinsichtlich ihres rechtlichen Zugehörigkeitsstatus – wobei dieser Unterschied später egalisiert wird –, ihres Erzähldukts, hinsichtlich ihrer unterschiedlichen Erkennbarkeit als ‚Andere‘ und ihrer, im Gesamtbild der Inszenierung, nahezu maximal kontrastiven Selbstpositionierung. Gerade die zueinander maximal kontrastiven Selbstpositionierungen erscheinen als wichtiger Referenzpunkt, wenn rassismusrelevante Subjektivierungsprozesse in und die Bedeutung rassismusrelevanter Anrufungen für Lebensgeschichten erkundet werden sollen, wobei dabei gerade zur Frage steht – also nicht schon bereits vorausgesetzt werden kann –, inwieweit diese sich analytisch und fallbezogen dem ins Verhältnis setzen lassen, was hier etwas vorschnell unterschiedliche Zugehörigkeits- und Sichtbarkeitsbedingungen genannt wurde. Beide Fälle sind aus Erzählungen von Jugendlichen im Sample generiert, die aufgrund der Migrationsentscheidungen ihrer Eltern als sechsjährige Kinder nach Deutschland eingereist sind.

FALLSTUDIE I: BAYRAM ÖZDAL*

Bereits an verschiedenen Stellen der Arbeit hatte ich mein Erkenntnisinteresse als eines an rassismusrelevanter Subjektivierung benannt. Da mein Forschungsvorgehen als biographieanalytisches ausgearbeitet ist, interessiert es sich grundsätzlich für Prozesse der unabgeschlossenen Konstitution zum Subjekt und versucht diese Konstitutionsprozesse als wiederum spezifische Antwort darauf zu lesen, wie Subjektposition(ierung)en angesichts migrationsgesellschaftlicher Dominanzverhältnisse von ‚migrationsanderen‘ Jugendlichen gestaltet werden (können). Konkretisiert hatte ich dieses Interesse als empirische *Frage* danach, inwieweit die Hauptfiguren der lebensgeschichtlichen Erzählungen als „*Migrationsandere*“ entworfen bzw. positioniert werden und welche Bedeutung dabei ggf. ihrer *Anrufung als ‚Andere‘* zugewiesen wird. Aus bildungstheoretischer Perspektive wäre dann vor allem eine Reflexion auf mögliche Spielräume solcher Subjektposition(ierung)en interessant.

Für den Fall Bayram Özdal ist dabei besonders auffällig, dass der Versuch, einen Überblick über die gesamte Fallgestalt *vor* einer expliziten thematischen Fixierung auf die Bedeutung natio-ethno-kultureller Differenzkonstruktionen zu geben, sich als beinahe unmöglich erweist, weil der Rückgriff auf solche Kategorisierungen im Fall selbst bereits dominant ist.¹ Trotzdem ist dem dreischrittigen Vorge-

1 Diese Dominanz verweist allerdings zurück auf mein Interesse an den biographischen Erzählungen des gesamten Samples als „Migrationsbiographien“, welches den Interviewten durchaus deutlich war und dem sie – wenn auch in sehr unterschiedlich ausgeprägtem Maße – zu antworten bzw. zu entsprechen suchten. Die lebensgeschichtliche Erzählung,

hen – das zunächst die Gesamtgestalt des Falles, dann einzelne Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen im besonderen und schließlich einzelne konkrete Anrufungen betrachtet – die Absicht unterlegt, sich im Fortschritt der Interpretationsschleifen zunehmend auf diejenigen Aspekte zu fokussieren, die angesichts des formulierten Erkenntnisinteresses im jeweiligen Fall als zentral eingestuft werden. Im Fokus steht dabei das Ziel, ein Gesamtbild des jeweiligen Falles zu erzeugen, das analytisch überzeugend ist, ohne dabei in sich an allen Stellen kohärent zu sein; eher geht es um die Ermöglichung einer vielfältigen und trotzdem plausiblen Gesamtinterpretation.

Lebensgeschichtliche Inszenierung

Die lebensgeschichtliche Inszenierung, die hier fortan unter dem Namen Bayram Özdal nachgezeichnet und diskutiert werden soll, stellt eines der umfangreicheren Erzähldokumente innerhalb des Samples dar. Es zeichnet sich hinsichtlich seines *Erzählmodus* durch zweierlei aus: Einerseits wird in einem überaus hohen Tempo erzählt, so dass relativ viele Inhalte in dem etwa einstündigen Interview erwähnt werden und andererseits werden inhaltliche Themen durchaus klar und offen benannt bzw. problematisiert, gleichzeitig aber eher selten sehr ausführlich ausgeschmückt erzählt. Inhaltlich zeigen sich in diesem Erzählen *zwei dominante Erzählstränge*: Zum einem steht das Aufwachsen im Nationalstaat Türkei im Zentrum, das im Spannungsverhältnis zwischen politischer Verfolgung in der Großstadt und Idylle im osttürkischen Exil gezeichnet wird. Zum anderen steht das Heranwachsen im Nationalstaat Deutschland im Zentrum, das im Spannungsverhältnis zwischen Integrationsbemühungen und Ausgrenzungserfahrungen als „Ausländer“ dargestellt wird. Die Erzählstränge werden zunächst in ihrer chronologischen Folge nacheinander ausgearbeitet, nachfolgend aber in zwei weiteren Detaillierungsschleifen weiter ausgestaltet, so dass die Sequenzialität des Erzählten nur bedingt der chronologischen Abfolge dieser Stränge entspricht. Beide Erzählstränge verbindet dabei maßgeblich die je spezifische Perspektive eines Minderheitsangehörigen in beiden relevanten Nationalstaaten, wie später insbesondere in der Beschäftigung mit Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen in Deutschland noch eingehender deutlich wird.

Die Kindheit im Nationalstaat Türkei: Repression, Idylle und Utopie

Die Hauptfigur Bayram wird bereits einführend als ein Kind dargestellt, dessen Leben ein großes Maß an Unbeschwertheit eher vermissen lässt. In der retrospektiven Bilanzierung der Kindheitserlebnisse im Nationalstaat Türkei wird deutlich, dass

die dem Fall Bayram Özdal zugrunde liegt, kann dabei aber insofern als einzigartig im Sample verstanden werden, als sie sich in besonders expliziter Weise ohne Verweis auf den Status als ‚Migrationsanderer‘ in der vorliegenden Form gerade nicht erzählen ließe.

hier die negativen Erinnerungen gegenüber den positiven dominieren (vgl. B 8ff.). So ist es für diese Geschichte entscheidend, dass Bayram in einer Großstadt in der Türkei geboren wurde, seine Eltern in einer linken Gruppierung politisch aktiv waren und zudem der kurdischen Minderheit im Land angehörten. Denn es sind diese drei Aspekte, die dazu beigetragen haben, dass die Familie starken polizeilichen Repressionen sowie Beschimpfungen als „dreckige Kurden“ (B 41) ausgesetzt ist. Für die Kindheit der Hauptfigur Bayram ist es folglich charakteristisch und ‚normal‘, dass beide Eltern wiederholt von Staatsbeamten gesucht und verhaftet werden, dass Bayram wegen der Inhaftierung seiner Eltern mehrere Monate bei Onkel und Tante lebt und auch selbst mit Polizeipräsenz und -gewalt konfrontiert wird, wie die kurze Szene „Knarren am Kopf“ verdeutlicht (vgl. B 30 - 39). Der staatliche Druck auf die Familie spitzt sich weiter zu, als Bayrams Vater unberechtigt eines Mordes verdächtigt wird, für den er später auch inhaftiert und zu 12 Jahren Gefängnis-Strafe verurteilt wird. Noch während der Vater polizeilich gesucht wird, entscheidet sich die Mutter mit ihren zwei Kindern zur Flucht nach Deutschland, wo bereits der Großvater mit seiner Frau lebt. Dieses dramatische Szenario der familiären Repressions-Situation im Nationalstaat Türkei, die direkt vor der Flucht ihren Höhepunkt erreicht, wird als unvergesslicher Ausgangspunkt und erster (negativer) Höhepunkt der lebensgeschichtlichen Inszenierung zu verstehen gegeben. Die gesamte Situation der Familie wird so nicht nur als bedrohlich charakterisiert, sondern sie wird auch direkt mit einer Perspektiv- oder Hoffnungslosigkeit für die Lebensgestaltung Bayrams in der Türkei verbunden, wie folgendes Zitat zeigt:

„Aber, wenn ich jetzt so zurückblicke, war meine Kindheit echt nicht so toll. Weil, es war wirklich/ es war nicht wirklich schön. Wenn ich mal so ab und zu auf Party gehe und trinke, dann erzähle ich a-u-t-o-m-a-t-i-s-c-h (.) über meine Kindheit. [I: Hmm] Wirklich so/ so das/ das/ man vergisst nicht einfach so, dass man/ (*knistern*) (...) also dass du nicht wirklich ´ne Zukunft hattest, damals.“ (B 202 - 207)

Es wird hier auf eine Kindheit rekurriert, in der die Bedrohungssituation so konkret geworden ist, dass sie die weitere Lebensgestaltung von Bayram und seinen Familienangehörigen einschneidend begrenzt und deshalb maßgeblich bestimmt hat. Diese dramatischen Kindheitserinnerungen zeigen sich bis heute als bedeutsam und eindringlich, weil sie regelmäßig in angetrunkenem Zustand aktualisiert und erzählt werden – auch wenn hier vollkommen offen bleibt, aus welchem Grund dieses geschieht. Es handelt sich offenbar um eine Unausweichlichkeit, einen Automatismus davon erzählen zu müssen. Die Perspektivlosigkeit, die in der Formulierung „nicht wirklich ne Zukunft“ gehabt zu haben, zu Tage tritt ist, bleibt gleichfalls sehr vage und umfassend ausgedrückt. Vermutlich umgreift sie vor dem Hintergrund des bisher Gesagten nicht nur die Frage eines Zugangs zu schulischer Bildung oder zu Berufsausbildung und Beschäftigung für die Hauptfigur Bayram, sondern schließt auch die Dimension einer potentiellen Gefährdung von körperlicher Unversehrtheit

und persönlicher Freiheit mit ein, wodurch sowohl die Dramatik der Geschichte als auch die Unausweichlichkeit der Migration unterstrichen wird.

Gegen dieses massive Bild von Gewalt, Zwang und Bedrohung wird gegen Ende der Haupterzählung allerdings ein Wunsch, ein *Gedankenexperiment* gestellt, in dem kurz entworfen wird, wie Bayrams Leben in der Türkei hätte aussehen können, wenn Bayrams Eltern nicht politisch aktiv gewesen wären und sich gegen das damals herrschende Regime gewendet hätten. Im Interviewtext heißt es:

„Also (...) (*schneller gesprochen bis**) ich/ ich/ hätt mir echt/ ich hab mir auch ab und zu mal gewünscht, dass mein Vater überhaupt gar nicht / meine Eltern gar nichts mit der linken Sache nichts zu tun haben. Denn hätten/ also sie hätten beide/ sie haben beide studiert.* [I: Ja] Ah (..) und (...) sie hätten/ also mein Vater wäre dann Arzt. Meine Mutter hat dann irgendwas eh mit Politik studiert. [I: Mhm] Sie wäre Lehrerin geworden [I: Mhm] und (...) ich hätte bestimmt dort ein besseres Leben als jetzt hier.“ (B 527 - 533)

Die Entscheidung der Eltern, sich gegen das Regime aufzulehnen, hat die Möglichkeit für die Hauptfigur Bayram verschlossen, in der Türkei gefahrlos und unbelehrt zu leben, wobei ein solches Leben in dieser Passage als besser imaginiert wird, als dasjenige, das für ihn in Deutschland derzeit lebbar ist. Was „besser“ in diesem Zusammenhang heißt, bleibt hier noch weitestgehend unbestimmt. Der vorhergehende Hinweis auf die anvisierten akademischen Berufe der Eltern legt jedoch nahe, dass es hier um Fragen der sozialen Anerkennung, der materiellen Ausstattung und des gesellschaftlichen Status der Familie gehen könnte. Gleichzeitig wird auf der sprachlichen Ebene deutlich, wie schwer die Idee oder der Wunsch, die Eltern hätten „nichts mit der linken Sache“ zu tun gehabt, zu artikulieren ist. So wird die Formulierung „ich hätt mir echt“ zugunsten der abgeschwächten Formulierung „ich hab mir auch ab und zu mal gewünscht“ überarbeitet. Als relativierter Wunsch verweist er vielleicht eher darauf, wie unrealistisch diese Vorstellung angesichts der erzählten Begebenheiten ist - wäre da nicht auch ein anderes Bild von Bayrams Kindheit in der Türkei, in dem die omniprésente Bedrohung, von der Bayrams Kindheit maßgeblich und nachhaltig bestimmt wird, gerade ausgesetzt ist. Dieses kontrastive Erinnerungsstück an die „schönste Zeit in der Türkei“ (B 548) verdankt die Hauptfigur Bayram paradoxer Weise dem ersten Gefängnisaufenthalt der Eltern: Während Bayrams Eltern zwei Monate im Gefängnis einsitzen, lebt Bayram bei Tante und Onkel in einer Kleinstadt im Osten der Türkei. Für diese Zeit ist charakteristisch, dass es für Bayram einen „geregelten Ablauf“ (B 551, 561) gibt, Bayram mit seinen Familienangehörigen frühstückt, zur Schule geht, mit Freunden spielt und den Kopf frei hat (vgl. B 545ff.). Harmonie und Normalität bestimmen dieses Bild und erhöhen damit im Kontrast noch einmal die Dramatik und Besonderheit der Bedingungen, denen Bayram in der Großstadt ausgesetzt ist und die seine Kindheit maßgeblich prägen.

Das Heranwachsen im Nationalstaat Deutschland: Enttäuschte Hoffnungen?

Vor dem Hintergrund der massiven Bedrohungen und Repressionen, denen die Familie als Angehörige einer Minderheit und als politisch Aktive in der Türkei ausgesetzt ist, erweist sich die Flucht nach Deutschland für Bayram mit der Hoffnung auf ein unbeschwerteres Leben ohne weitere negative Sonderbehandlung verknüpft. Doch ein Großteil der nachfolgend ausführlich dargestellten Erfahrungen Bayrams zeichnet ein anderes Bild, so dass die optimistischen Vorstellungen davon, wie es sei, in Deutschland zu leben, bereits früh einer Revision unterzogen werden:

„Und also als ich nach Deutschland kam (...) ich / ich hab mir Deutschland voll anders vorgestellt! [I: *leises lachen*] Also viel wärmer, wirklich. [I: Wärmer? Vom Klima oder von woher?] Von Menschen her. Viel wärmer und viel toleranter aber (.) war wirklich nicht so. [I: Hm] Hab ich auch von klein an (.) eh so aufgefasst, dass das nicht so ist.“ (B 55 - 59)

Das hier als Imagination entworfene Bild von Deutschland ist das eines Ortes, an dem die Menschen als herzlich, aufgeschlossen und tolerant charakterisiert werden können. Für die Hauptfigur Bayram wird jedoch bereits als kleines Kind deutlich, dass der menschliche Kontakt in Deutschland sich offenbar nicht im erwarteten Maße durch menschliche Wärme und Toleranz auszeichnet. So ist die anschließende Erzähldarstellung gespickt mit Belegerzählungen von Alltagssituationen, in denen Bayram im deutschen Kontext mit einem wenig freundlichen oder toleranten Verhalten konfrontiert wird, das ihn regelhaft auf seinen (meist vermuteten) Migrationshintergrund verpflichtet und verweist. In diesen Belegerzählungen wird die enttäuschte Hoffnung auf einen Kontext sichtbar, in dem es für die Hauptfigur Bayram möglich wäre, sich umfassend wohl und in seinen Zukunftsperspektiven unbeschränkt zu fühlen. Als Gegengewicht zu dieser als eher allgemein-ablehnend empfundenen Grundhaltung gegenüber Bayram im Kontext des Nationalstaates Deutschland fungieren in der lebensgeschichtlichen Inszenierung aber Verweise auf enge soziale Bindungen zu Familienangehörigen und zu Freunden, die aber vergleichsweise wenig Raum erhalten oder detailliert ausgestaltet werden.

Ohne hier bereits den späteren Analysen vorgreifen zu wollen, die auf einzelne Aspekte dieser Inszenierung noch einmal intensiver eingehen werden, sollen nachfolgend die wichtigsten Stationen der lebensgeschichtlichen Inszenierung bezogen auf das Heranwachsen im Nationalstaat Deutschland skizziert werden. Der Grundton der Inszenierung bleibt dabei eher pessimistisch, es sind vornehmlich Schwierigkeiten, die die Darstellung dominieren. So werden Bayram, seine Mutter und seine Schwester bei ihrer Ankunft in Deutschland zwar zunächst von den Großeltern aufgenommen, es kommt aber bald zu einem Zerwürfnis zwischen Großeltern und Mutter, in dessen Konsequenz Bayrams Mutter mit ihren Kindern in eine andere Stadt zu einer Freundin zieht, die der Familie Obdach gewährt (vgl. B 70ff.).

Die soziale und ökonomische Situation der Familie stabilisiert sich dann, sobald der Asylantrag auf politische Verfolgung von den deutschen Behörden positiv beschieden wird. Die Familie erhält einen rechtmäßigen Aufenthaltstitel als „anerkannte Flüchtlinge“ und bezieht später auch eine eigene Wohnung. Bereits vor dem Umzug wird Bayram noch in die erste Klasse eingeschult. Über anfängliche Sprachbarrieren helfen ihm türkisch sprechende Mitschüler hinweg, mit denen er sich auch vorzugsweise anfreundet. Umzugsbedingt wechselt Bayram in der 3. Grundschulklasse auf eine andere Schule, als deren Besonderheit herausgestrichen wird, dass Bayram sich trotz des insgesamt eher hohen Ausländeranteils im Stadtteil in einer Klasse mit nur wenigen „Ausländern“ und vielen „Deutschen“ wieder findet. In dieser Schule macht die Hauptfigur Bayram erste Erfahrungen mit seiner Sonderstellung als „Ausländer“, die sich durch den Wechsel auf die Gesamtschule in einen Nobelstadteil ab der 5. Klasse noch intensivieren. Bayrams Mutter hatte diesen Wechsel gegen Bayrams Willen aufgrund eines Zeitungsartikels initiiert, in dem Bayrams bisherige Schule mit „Randale“, „Drogendealerei“ und „Ausländerproblemen“ (vgl. B 121) in Verbindung gebracht wurde. Der Gesamtschulbesuch von der 5. bis zur 10. Klasse wird vor allem deswegen als „ganz was Extremes“ (B 126f.) für Bayram charakterisiert, weil eine Negativ-Wahrnehmung seiner Person und der anderen wenigen „Ausländer“ an dieser Schule dort sehr verbreitet ist. Als seine Versetzung in die Oberstufe auf dieser Gesamtschule an der Englisch- und Deutschnote scheitert, dient dies als Anlass, auf ein benachbartes Gymnasium zu wechseln. An diesem Gymnasium fühlt die Hauptfigur Bayram sich deutlich wohler, insbesondere weil es dort „wirklich so gemixt“ (B 191) ist. Auch lernt Bayram hier seinen besten Freund Marcus* kennen, der ebenfalls von der gleichen Gesamtschule herüber gewechselt ist. Auch schließt er sich auch einer Gruppe „Linker“ (B 184) an, in der er andere politisch Gleichgesinnte trifft. An diesem Gymnasium erlangt die Hauptfigur Bayram schließlich das Abitur. Der Stolz auf dieses erreichte Ziel wird aber eingeschränkt durch die ernüchternde Feststellung, „trotzdem nichts in der Hand“ (B 234) zu haben, weil es für jemandem mit Bayrams Namen und Aussehen bei Bewerbungen nicht einfach sei. An diesen Hinweis auf Benachteiligungen bei der Lehrstellenvergabe, der die Hauptfigur durch die Wahl eines Studienfaches entgeht, knüpft sich der Hinweis auf weitere Benachteiligungssituationen im Alltag, mit denen „Ausländer“ konfrontiert seien.

Als weitere Schwierigkeit wird die negative Bezugnahme von „Türken“ auf „Kurden“ genannt, so dass die Hauptfigur Bayram es vermeidet, sich gegenüber „Türken“ als „Kurde“ zu erkennen zu geben, weil dies vielmehr eine weitere „Grenzschaffung“ (B 268) und „Abgrenzung“ (B 270) bedeutet hätte. Auch bei den Reisen und Familienbesuchen in der Türkei wird Bayram allerdings als „Ausländer“, genau genommen als „Deutscher“ (B 306, vgl. auch 391, 395), wahrgenommen. Im Kontrast zu Reiseeindrücken aus Tschechien, die von Hilfsbereit- und Gastfreundschaft dominiert sind, wird abermals veranschaulicht, dass die Menschen

in Deutschland, beispielsweise im Bus, der Hauptfigur Bayram ein Gefühl des „Unwohl-Seins“ (vgl. B 325) bereiten, weil dieser sich als „Ausländer“ kategorisiert und missbilligend betrachtet fühlt. In stärker reflexiv und argumentativ geprägter Einstellung wird daraufhin die mangelnde Chancengleichheit von „Armen“ und „Reichen“ ebenso wie von „Deutschen“ und „Ausländern“ thematisiert. Hier findet sich auch der Hinweis, dass „Ausländer“ oft mit „Kriminalität“ und/oder „Minderwertigkeit“ assoziiert werden (vgl. B 413ff.) und dies sich oftmals als eine Art selbst erfüllende Prophezeiung bewahrheite, weil niedrige Bildungsabschlüsse in Kombination mit dem Status „Ausländer“ dazu führten, dass diese Jugendlichen „nichts mehr machen“ (B 526) können. Auch wenn die Hauptfigur Bayram durchaus im Hinblick auf Ziele und Möglichkeiten von diesen Jugendlichen unterschieden wird, teilt die Hauptfigur mit ihnen aber das Grundgefühl, eines durch äußere Barrieren erschwerten Lebens. Vor diesem Hintergrund werden abschließend noch einmal zwei Szenen entfaltet, in denen die Ungleichbehandlung von „Ausländern“ und „Deutschen“ anhand der konkreten Erfahrungen der Hauptfigur mit Polizeikontrollen abermals ersichtlich ist.

Effekte dieser Inszenierung

Bereits auf der Basis des bisher Gesagten lassen sich drei Effekte dieser Inszenierung benennen und konkretisieren. Wie im methodischen Teil der Arbeit bereits vermerkt, verstehe ich jene verbalisierbaren Wirkungen bzw. Eindrücke als Effekte, die die Rezeption einer Inszenierung in ihrer Gesamtheit und Gesamtanlage bei mir als Interpretin hinterlassen hat. Zudem begreife ich Effekte als Verweise auf Muster des Erzählens dieser Geschichten, die die jeweilige Dramaturgie dieser Geschichten mit hervorbringen und das Spezifische der jeweiligen Inszenierung und ihrer zugrunde liegenden Erzählhaltungen markieren. Der Wortlaut für die Benennung dieser Effekte ist allerdings nicht dem Interview selbst entnommen, sondern stellt eine analytische, sinnhafte Verdichtung dar, hier: Effekt 1: Schlechter Tausch?, Effekt 2: Kein Einzelfall, Effekt 3: Unschuldig schuldig.

Der **EFFEKT 1: SCHLECHTER TAUSCH?** bezieht sich insbesondere auf die dramaturgische Anlage der Inszenierung und den bereits ausgewiesenen dominanten eher pessimistischen Grundton der Darstellung, der auf individuelle und allgemeine Schwierigkeiten fokussiert. Wie bereits deutlich geworden sein sollte, stellen sich die allgegenwärtigen polizeilichen Repressionen gegen die Familie, denen auch Bayram in der Türkei direkt ausgesetzt ist, als erster Negativ-Höhepunkt der lebensgeschichtlichen Inszenierung dar. Vor diesem Hintergrund ist mit der Migration in den Nationalstaat Deutschland die Hoffnung für Bayram auf ein unproblematischeres Leben in einer toleranteren Gesellschaft verknüpft, wobei dieser Hoffnung eine erlebte Realität von Ausgrenzung, Chancengleichheit und Abwertung gegenüber gestellt wird. Für die Hauptfigur kann das Leben in beiden Nationalstaaten zwar gegeneinander abgewogen werden, eine wirkliche Wahloption stand für

die Hauptfigur dabei aber nicht zur Verfügung, auch weil die Entscheidung zu Flucht und Ausreise von der Mutter getroffen wurde. Letztlich werden beide Kontexte als beeinträchtigend für Bayrams Lebensgestaltung gezeigt, auch wenn sie in ihren nachteiligen Folgen für Bayram unterschiedlich schwer wirksam sind, wie der vielfache Verweis auf die Brutalität von Polizisten in der Türkei verdeutlicht. Im Nationalstaat Türkei wäre aber auch ein Leben ganz ohne Beeinträchtigung denkbar gewesen, wenn Bayrams Eltern nichts „mit der linken Sache“ zu tun gehabt hätten. Deshalb hat dieses Gedankenexperiment für den Vergleich beider nationalstaatlicher Kontexte eine große Bedeutung:

„Ich hätte mir gewünscht, dass ich in der Türkei äh leben würde. Ich/ ich/ ich/ ja wirklich, aber es hat sich nicht so entwickelt. Jetzt leb ich hier und trotzdem fühl ich mich hier total unwohl! [I: Mm] Manchmal denk ich so, wäre ich in der Türkei geblieben und dort zur Schule gegangen! (.) Dann/ dann würde ich mich niemals so diskriminiert fühlen, s/ so nicht wie hier so. [I: Ja] Wirklich so. Hätt ich bestimmt schwierige Bedingungen, [I: Mhm] also meine Eltern wären im Gefängnis oder so. Aber/ [I: Auch nicht gut. (...?)] Ja, natürlich nicht gut, aber wenn ich schon so was in Erwägung ziehe, [I: Ja] dann/ dann muss man schon denken s/ so“ (B 1027-1036)

Der hier formulierte Wunsch, die Hauptfigur hätte in der Türkei leben können, verdeutlicht, dass ihr Aufenthalt in Deutschland als mehr oder minder unfreiwillig einzustufen ist. Bayrams Anwesenheit gründet sich nicht auf einem Gefühl der Sympathie oder einer anderweitig begründeten Wahlentscheidung, sondern wird als unabänderliche Begebenheit dargestellt („es hat sich nicht so entwickelt“), auf die die Hauptfigur keine Einflussmöglichkeit hatte. Anders als im ersten Gedankenexperiment dieser Art, verweist die Überlegung, *trotz* der drohenden Repressionen ein Leben in der Türkei einem Leben in Deutschland vorzuziehen auf ein Gegeneinander-Abwägen beider Optionen. Die Formulierung „Wenn ich schon so was in Erwägung ziehe...“ (B 1035) verweist deutlich darauf, dass die schwierigen Bedingungen, unter denen es in der Türkei zu leben gälte, bis zu einem gewissen Grad den schwierigen Bedingungen in Deutschland vergleichbar, wenn nicht sogar vorzuziehen wären. Freilich bleibt diese Überlegung hier nur ein gedankliches Experiment, bezogen auf die konkrete Lebenssituation der Hauptfigur Bayram ist es zunehmend unwahrscheinlich, dass die Türkei jemals zu seinem Lebensmittelpunkt werden wird (vgl. B 810ff.).

Ungeachtet der Frage, ob es sich bei der Vorstellung, in der Türkei zu leben, um eine realistische oder wünschenswerte Vorstellung handelt, bleibt eine – wiederum nicht explizit gemachte – Analogie zwischen den einschränkenden und potentiell bedrohlichen Bedingungen hier wie dort bestehen. Was hier erzählend geltend gemacht werden soll, ist mindestens zweierlei: Zum einen wird wiederum deutlich artikuliert, dass die Hauptfigur sich in Deutschland keineswegs wohl fühlt und über den Hinweis auf ihre Diskriminierung wird gleichzeitig zu verstehen gegeben, dass

Bayram es in Deutschland nicht besonders gut hat. Auch wird deutlich gemacht, dass die Hauptfigur Bayram für seine Anwesenheit in Deutschland nur bedingt verantwortlich gemacht werden könne, weil die Migration nicht auf (s)eine individuelle Wahlentscheidung, sondern auf eine Entwicklung, auf jenseits der Hauptfigur angesiedelte Bedingungen und Einflüsse, zurückgeht. Was Bayram also – unfreiwillig – gegeneinander eingetauscht hat, ist sogar bis zu einem gewissen Grad das Gleiche: ein Leben unter diskriminierenden Bedingungen, nur dass deren Ausmaß und Form unterschiedlich sind. Die implizite Botschaft dieser Passage scheint mir in der Metapher „Schlechter Tausch?“ sinnhaft verdichtet.

Der **EFFEKT 2: KEIN EINZELFALL** ist im Unterschied zum ersten Effekt ein stärker inhaltlich abgeleiteter, in dessen Mittelpunkt ein innerhalb der Inszenierung eröffnetes Repräsentationsverhältnis steht. Dieses Repräsentationsverhältnis wird in der lebensgeschichtlichen Inszenierung maßgeblich an der Kategorisierung „Ausländer“ festgemacht. In der Inszenierung wird wiederholt deutlich, dass die Hauptfigur Bayram als Repräsentant der Gruppe „Ausländer“ von anderen wahrgenommen wird. Gleichzeitig werden die Darstellungen von Bayrams lebensgeschichtlichen Erfahrungen sprachlich so gerahmt, dass sie als grundsätzlich verallgemeinerbar auch für andere „Ausländer“ gelten können. Weniger die Darstellung der persönlichen Lebenssituation der Hauptfigur Bayram tritt in dieser Inszenierung hervor als vielmehr ein verallgemeinertes Bild des Nationalstaates Deutschland und der Lebenssituation von „Ausländern“ in Deutschland. In gewisser Weise gibt sich die lebensgeschichtliche Inszenierung damit nicht nur als individueller Fall, als Einzelfall zu verstehen, sondern fungiert daneben auch als Exemplar. Die Hauptfigur Bayram figuriert sich in der lebensgeschichtlichen Inszenierung als Beispiel für eine grundsätzlich verallgemeinerbare Situation, die sich insbesondere durch die kontinuierliche Benachteiligung von als „Ausländer“ kategorisierten Menschen im Nationalstaat Deutschland auszeichnet. So endet die Haupterzählung mit einer Coda, die die vorher dargestellte Ungleichbehandlung als typisch für Deutschland zu verstehen gibt:

„Oder einmal geh ich mit einem deutschen Freund eh, ehm wollte so feiern gehen auf‘er (Meile*). Und hier/ also der Wohnwagen hält an und meint er: „Ausweise ne!“ Meinte so mein Freund so: „Ja, also ich hab glaub ich mein Ausweis zu Hause.“ „Ja, ist ja auch egal. Mit dir haben wir auch nichts zu tun!“ Da haben sie natürlich mein Ausweis genommen. Er hat/ der Typ sich reingesetzt eh (.) Fenster zugemacht. (.) Ehm, hat irgendwas/ eh ich weiß nicht, was er so durchgegeben hat. [I: Mhm] Das konnte ich nicht hören. Er hat Handschuhe angezogen und mich auch durchfilzt. Ja (..) [I: Und ihn nicht?] Nee, ne. (..) Hm. Überhaupt nicht. [I: Hm, hm] Ja, so sieht’s aus in Deutschland! (*klopfen*) Kann man nichts machen!“ (B 614-625)

Diese Passage entfaltet szenisch den Kontakt der Hauptfigur mit Polizisten in einem großstädtischen Vergnügungsbezirk und demonstriert eine Ungleichbehandlung der

Hauptfigur Bayram im Vergleich mit dem ebenfalls anwesenden Freund. Nur Bayram wird mit großer Selbstverständlichkeit, angezeigt im Wort „natürlich“ (618), überprüft und durchsucht, während der offenbar als „deutsch“ zu identifizierende Freund einer Pass- und Personen-Kontrolle ohne jede Schwierigkeit entgeht.

Ohne jedoch der – mitschwingenden – Empörung über diese Ungleichbehandlung weiter Ausdruck zu verleihen, wird abschließend die Szene und ihr Inhalt in einer großen Geste verallgemeinert. Der Satz „so sieht's aus in Deutschland!“ gibt nicht nur die konkrete Szene als exemplarisch für den Kontext Deutschland zu verstehen. Gerade die Unbestimmtheit und Allgemeingültigkeit dieser Aussage greift über die zuvor konkret geschilderte Szene in der Konfrontation mit Polizisten in Deutschland hinaus und macht damit eher den Hinweis auf alltägliche Diskriminierung in Deutschland für „Ausländer“ insgesamt zum Thema. Als übergreifendes Resümee – also verstanden als Coda der gesamten Haupterzählung – reklamiert der Satz auch für die gesamte Geschichte von Bayram den Stellwert eines Beispiels, wie (ungerecht und eingeschränkt) der Alltag von „Ausländern“ im deutschen Kontext ist. Angesichts dieser verallgemeinerten Bedingungen der Diskriminierung in Deutschland endet die Haupterzählung in einer nachdrücklichen Geste wiederum nicht individueller sondern verallgemeinerter Art. In ihr steht die inhaltlich ausgedrückte Ohnmacht dabei in einem direkten Spannungsverhältnis zur nachdrücklichen Artikulation des Inhalts: „Kann man nichts machen!“. Was die Inszenierung anderenorts als persönliches Dilemma zeigt (vgl. Kap. Lesbare Anrufungen: 317ff.), macht sie sich hier gerade zunutze: Wenn die Hauptfigur Bayram als Repräsentant einer Gruppe verstanden wird, dann ist mit der Darstellung seiner Erfahrungen gleichzeitig auch die Möglichkeit verbunden, die Realität dieser Gruppe zu repräsentieren. Die implizite Botschaft dieser Passage scheint mir in der Aussage „Kein Einzelfall“ sinnhaft verdichtet.

Der **EFFEKT 3: UNSCHULDIG SCHULDIG** ist wie der vorhergehende ebenfalls stärker inhaltlich abgeleitet und schließt sowohl an den Effekt 1 als auch den Effekt 2 an. So wurde in der Ausarbeitung des „Effekt 1: Schlechter Tausch?“ bereits deutlich, dass für die Hauptfigur die Anwesenheit in Deutschland mit einem Gefühl des Unwohl-Seins verbunden ist. Auch war diese Anwesenheit als Ergebnis einer Entwicklung dargestellt worden, die eben gerade nicht auf einer freiheitlichen Wahlentscheidung aufruht. Der „Effekt 2: Kein Einzelfall“ verweist auch darauf, dass die Hauptfigur Bayram regelmäßig als „Ausländer“ wahrgenommen und behandelt wird. Aus dieser Positionierung erwächst gemäß der Darstellung aber eine quasi automatische, persönliche Auseinandersetzung mit moralischen Fragen von individueller Schuld für die Hauptfigur. Unter der Kategorie „Ausländer“ repräsentiert zu sein, bedeutet für die Hauptfigur nämlich auch, sich in dem Falle, dass andere Menschen, die sich dieser Kategorie ebenfalls zugehörig fühlen oder ihr zugerechnet werden, etwas „Schlimmes“ (B 330) machten, „mitschuldig“ (B 331) zu sein bzw. sich mitschuldig zu fühlen. Als „Ausländer“ kategorisiert zu sein, bedeutet für die

Hauptfigur Bayram deshalb auch beständig einer Gruppe unter Generalverdacht zugerechnet zu werden, deren Unschuld kaum zu belegen ist bzw. deren Schuld beinahe selbstverständlich vorausgesetzt wird (vgl. auch B 132ff.). So verstärken die Situationen, in denen Bayram eine ungleiche, ausgrenzende und diskriminierende Behandlung zuteil wird, nicht nur sein Gefühl des Unwohl-Seins, sondern sie setzen die Hauptfigur regelmäßig einem (Über-)Prüfungs- und Beweisdruk aus. Trotz der inneren Überzeugung eigentlich alles korrekt, anständig und richtig gemacht zu haben, werfen diese Situationen für die Hauptfigur durchaus die Frage „Was habe ich falsch gemacht?“ auf, wie an folgendem Interviewausschnitt deutlich wird:

„Ich äh/ in der Uni ist es auch wirklich so, dass die Professoren sagen: „Ja, ihr werdet benachteiligt!“ Dann fühlt man sich auch so/ so, ja wir/ wir werden benachteiligt! Es ist so! [I: Mm] Dann denkst du so, ja die Leute haben es gesehen. Es ist wirklich so. (*quietschen*) [...] (...) Es ist so. [I: Tut gut. Ha.] Ja, es/ es tut gut. So/ weil/ weil/ äh langsam fühle ich mich nicht mehr schuldig! Weil das ich Fehler gemacht habe. Am Anfang dachte ich wirklich immer: „Was mach ich falsch?“ [I: Mhm] Als kleines Kind denkst du wirklich so, was mach ich falsch? [I: Mhm] Wie/ wieso ich? [I: Mhm] Und danach/ aber später ist es dir wirklich egal. Dann machst du einfach, was du/ was du für richtig hältst (*husten*) und wenn dann so was kommt und so du wirst benachteiligt. Es ist nicht eure Schuld. Dann fühlst du dich irgendwann mal, so dass du sagst so mh (...).[I: Ja.] Ja, ich bin nicht schuld! Das ist auch in Ordnung so!“ (1069 - 1085)

Diese Passage erinnert – vermutlich auch weil es um die Frage von persönlich empfundener Schuld geht – an einen Absolutionsvorgang. In der Universität und hier durch das Wort von anerkannten WissenschaftlerInnen erhält das Gefühl der Hauptfigur, lebenslang benachteiligt zu sein, eine gewissermaßen offizielle Bestätigung. Das persönliche Gefühl der Benachteiligung wird zur ‚objektiven Realität‘: „Es ist wirklich so“. Diese Objektivierung und Verallgemeinerung der Benachteiligung zu einer offiziell anerkannten und insofern ‚objektiven Tatsache‘ ermöglicht offenbar, Bayram allmählich von einer persönlich empfundenen Schuld zu entlasten. An die Stelle des Gefühls von individueller Schuld und den damit verbundenen Fragen einer persönlichen Verantwortung wie z.B. „Was mach ich falsch?“ oder „Wieso ich?“ kann dann langsam die Überzeugung treten, dass diese Benachteiligung gerade nicht das Ergebnis eines individuellen Fehlverhaltens ist, sondern eine allgemeinere Ungerechtigkeit, die deshalb auch keine individuelle Verantwortung oder Schuld impliziert.

Durch den Verweis darauf, dass benachteiligende Situationen sich nicht oder nur sehr eingeschränkt auf das konkrete Handeln der Hauptfigur beziehen, lassen sich die Fragen nach persönlicher Schuld oder Verantwortung besser von Bayram als konkreter Person lösen, so dass ein individuelles Schuldgefühl reduziert werden kann. Auch wenn der Ausschnitt keineswegs ein abschließendes Urteil darüber zulässt, ob die Hauptfigur bereits vollständig überzeugt sagt: „Ich bin nicht schuld!“

oder ob diese Aussage (noch) einer unbestimmt gelassenen Zukunft überantwortet ist, so weist die vielfache Betonung des Personalpromomen „ich“ bzw. „mich“ deutlich auf den persönlichen Entlastungsbedarf hin. Erst die Möglichkeit, die eigene Benachteiligung gegenüber anderen zur Anerkennung zu bringen und als ‚objektive Tatsache‘ abgesichert zu wissen, erlaubt es der Hauptfigur, die wiederholt als individuell empfundene Schuld so zurückzuweisen, dass sie nicht (länger) als ihr individueller Fehler interpretiert werden kann. Vor diesem Hintergrund erlangen die vielen geschilderten Szenen der Benachteiligung in der Inszenierung allerdings rückwirkend eine weitere Funktion: Sie sind nicht nur als Hinweis auf das Faktum einer (als selbstverständlich gezeigten) Ungleichbehandlung von Menschen unter der Kategorie „Ausländer“ zu verstehen. Erst wenn sie als verbreitete Ungerechtigkeiten, als jederzeit aktualisierbare Diskriminierungsszenen verstanden werden, erweist sich Bayram direkt als moralisch entlastet von der Frage nach als individuell empfundenen Fehlern bzw. einer als individuell empfundenen Schuld an ihrem Zustandekommen. Die implizite Botschaft dieser Passage scheint mir in der Formulierung „Unschuldig schuldig“ sinnhaft verdichtet.

Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen in der Migration

Die nachfolgend vorgelegte Auswahl einzelner Szenen und ihrer Interpretation folgt dem Interesse an empirischen Erfahrungen, in denen Erfahrungen der Differenz, also eines ‚*Anders-Seins*‘, oder Erfahrungen der Zugehörigkeit, also eines *Teil-von-einem-größeren-Zusammenhang-Seins*, artikuliert werden. Während ich Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen eher als deskriptive Begriffe nutze, möchte ich den Begriff der Diskriminierungserfahrung analytisch nutzen, also fragen, inwieweit Differenzserfahrungen hier als Diskriminierungserfahrungen zu verstehen sind bzw. inwieweit sie als solche zu verstehen gegeben werden.

Deutschland – Lebensmittelpunkt der enttäuschten Hoffnungen

Wenn in der Inszenierung von Deutschland, über Deutschland, bezogen auf Deutschland gesprochen wird, dann wird Deutschland als vielschichtiger und ambivalenter Kontext oder Rahmen gezeigt. „Deutschland“ heißt der Gesamtzusammenhang in dem Bayram seinen Lebensmittelpunkt hat, es ist der Kontext, in dem sich beste Freundschaften entwickelt haben (vgl. B 179ff.), in dem er mit seinen liebsten Familienangehörigen, der Mutter und der Schwester zusammenlebt (vgl. B 923), in dem seine Familie politisches Asyl gewährt bekommen hat (vgl. B 648f.). Deutschland ist der Kontext, in dem er seinen Bildungsweg zum Abitur absolviert hat (vgl. B 193), dessen Staatsangehörigkeit er besitzt (vgl. B 957ff.), in dem er in einer kleinen „Gruppe von linken Leuten“ Gleichgesinnte trifft und sich wohl fühlt (vgl. B 184f.). Und schließlich steht Deutschland für den Kontext, in dem er viele Jahre Teil einer Fußballmannschaft ist (vgl. B 229f.), in dem er als Tresenkraft in einer

Szene-Kneipe arbeitet (vgl. B 917ff.) und wo er studiert, um später als Lehrer seinen Schülern als „Bezugsperson“ zu verdeutlichen, was sie selbst auch schaffen können (vgl. B 827ff.). Vor diesem Hintergrund wäre es sicher zu einseitig oder vereindeutigend, wenn man sagte, in der Inszenierung stehe Deutschland lediglich für enttäuschte Hoffnungen. Deutschland steht nicht allein für einen Kontext, von dem die Hauptfigur sich mehr Toleranz und Offenheit als in der Türkei erhofft hatte. Insofern ist Deutschland als Rahmen eines Teils dieser Inszenierung eher *mehrwertig* und mit ihm sind viele unterschiedliche Erfahrungen verknüpft.

Gleichwohl wird ein Großteil dieser lebensgeschichtlichen Inszenierung durch Bezug auf eine Leitdifferenz strukturiert und organisiert, die den mit dem Wort „Deutschland“ umrissenen Kontext immer wieder als einen *binär codierten Kontext* ausweist: Innerhalb der lebensgeschichtlichen Inszenierung spielt die Unterscheidung zwischen „Deutschen“ und „Ausländern“ für diesen Kontext eine herausragende Rolle, nachgeordnet auch die zwischen „Deutschen“ und „Türken“. Oft wird dabei in generalisierender Weise auf die so bezeichneten Gruppen von Personen Bezug genommen. So ist es die Leitdifferenz „Deutsche“/„Ausländer“ (respektive „Türken“), die innerhalb der Inszenierung nahezu alle Lebensbereiche im deutschen Kontext zu durchdringen und zu dominieren scheint. Partiiell ausgenommen findet sich hiervon einzig die Sphäre des Familiären, deren Ausgestaltung allerdings in der Inszenierung ohnehin wenig Raum einnimmt. Insbesondere der institutionelle Ort der Schule erweist sich neben außerschulischen Alltagssituationen als derjenige Ort, an dem die Leitdifferenz „Deutsche“/„Ausländer“ immer wieder Relevanz erhält, erstmalig beim Besuch der Grundschule.

Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen in Schule und Alltag

Sich mit diesen und den nachfolgenden Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen eingehender zu beschäftigen, soll helfen, die Positionierungsprozesse der betrachteten Hauptfigur im Hinblick auf die Frage zu beleuchten, wie diese ihre Subjektposition(ierung)en konturieren (kann) und welche Rolle dafür natio-ethno-kulturellen Differenzzuschreibungen zukommt.

Der Schulanfang: „Kein Wort Deutsch“

Die erste ausgestaltete Differenz- und Zugehörigkeitserfahrung der Hauptfigur Bayram wird am ersten Tag in der Grundschule angesiedelt und zeigt die Möglichkeit zur sprachlichen Verständigung als zentrales Kriterium für die Positionierung der Hauptfigur:

„Also dann hab ich auch mit der Schule angefangen. Ging (*A-Strasse) [I: Mhm] Ehm ja (..) es war/ es war am Anfang/ ich komme in die Klasse rein, konnte kein Wort Deutsch. [I: Oje] Ja und die Lehrerin, ich/ ich weiß es ganz genau sie hieß (*Frau K.), sie sprach mich an, aber ich wusste echt nicht/ aber da kamen auf einmal ein paar Türken zu mir und meinten so:

„Ja, du sollst dich hinsetzen. [I: Mhm] Also, das ist dein Platz.“ [I: O.k.] Ich hab mich in der ersten Zeit nur mit türkischen Freunden/ [I: Mhm] also Sport war einfach nur/ das war wirklich sehr gut und Mathe. Da/ da konnte ich immer mitmachen, weil da Zahlen einfach standen (.) und plus und minus und Ergebnisse. [I: Das konntest du schon!] Ja, das war ganz in Ordnung. (*A-Strasse) war wirklich (.) ganz o.k., weil/ es war wirklich, also (.) am Anfang hatte ich auch wirklich nicht so viel mit Deutschen zu tun. [I: Mhm] Weil ich/ ich hab sie überhaupt nicht verstanden und sie haben mich nicht verstanden. Ich/ ich hing wirklich nur mit türkischen Freunden rum.“ (B 73 - 85)

Das kommunikative Vakuum

Die Hauptfigur Bayram betritt in völliger Unkenntnis der deutschen Sprache seine Grundschulklasse, weder kann Bayram verstehen, was die Lehrerin wohl auf Deutsch zu ihm sagt, noch ihr darauf antworten. Für kurze Zeit entsteht ein kommunikatives Vakuum, weil Bayram und der Lehrerin offenbar keine gemeinsame Kommunikationsform zur Verfügung steht.² An der emotionalen Reaktion der Interviewerin spiegelt sich zudem deutlich eine schulische Normalitätserwartung, in der dieses kommunikative Vakuum als bearbeitungsbedürftig oder problematisch qualifiziert wird.

Die informelle Mehrsprachigkeit in der Schule

Während sowohl die Hauptfigur Bayram als auch die Lehrerin für einen Moment der Hilflosigkeit im kommunikativen Vakuum verharren, wird dieser Hilflosigkeitsmoment relativ unvermittelt („auf einmal“) durch die Unterstützung von „ein paar Türken“ überwunden, die die Hinweise der Lehrerin für Bayram vermutlich übersetzen. Die Mehrsprachigkeit dieser anderen SchülerInnen entdramatisiert sofort die Szenerie, sie hilft die Hauptfigur Bayram in den Klassenverband einzubinden und zeigt an, dass Bayram sich zumindest mit einigen SchülerInnen verständigen kann.

-
- 2 Bemerkenswert ist im Hinblick auf die Erzählstruktur dieser Passage vor allem die Technik, mittels derer die anfängliche Sprachlosigkeit dieser Szene verdeutlicht wird. Dabei werden die Bezüge auf die unterschiedlichen – in der Szene – relevanten Sprachen Türkisch und Deutsch de facto im Erzählen gerade umgekehrt: So erscheint hier als wörtliche Rede in Deutsch, was vormals eigentlich nur in Türkisch gesprochen gewesen sein kann, während die auf Deutsch formulierte Anrede Bayrams überhaupt nicht als direkte Rede in Worte gefasst wird, sondern lediglich als unverständlich beschrieben wird. Hierfür spielt möglicher Weise auch eine Rolle, dass die Interviewerin der türkischen Sprache nicht mächtig ist, es zeigt sich aber auch eine dramaturgische Gestaltungskraft in diesem Erzählarrangement.

Eingeschränkte Präferenzen

Ohne Deutschsprachkenntnisse erweist sich ein großer Teil der schulischen Fächer für die Hauptfigur ebenso als weitestgehend unzugänglich wie ein Teil der KlassenkameradInnen: Der Umgang der Hauptfigur mit dieser Situation wird als äußerst pragmatisch gezeigt, Bayram bringt sich dort ein, wo er selbst etwas versteht oder auch verstanden wird, in den Fächern Sport und Mathematik und unter „türkischen Freunden“.

Veränderungsbedarf

Die Betonung, dass es sich dabei um den „Anfang“ und „die erste Zeit“ handelt, lässt vermuten, dass sich diese Konstellation noch verändern wird und dem zu diesem Zeitpunkt fehlenden Kontakt zu „Deutschen“ aus der Erzählerperspektive eine Wichtigkeit zugemessen wird. Diese Annahme wird vermutlich auch durch die Platzierung der Aufmerksamkeitsbekundungen der Interviewerin verstärkt. „[N]ur mit türkischen Freunden“ zusammen zu sein, wird insofern deutlich als zeitlich begrenzte Entscheidung zu verstehen gegeben, die charakteristisch für diese Anfangszeit ist.

Diese erste Differenz- und Zugehörigkeitserfahrung in der Grundschule verweist dabei auch auf eine Konstellation, in der Bayram die in der Schule aufgeworfene Problematik seiner fehlenden Deutsch-Sprachkenntnisse offenbar auf informelle Weise bearbeitet, wodurch sich zu diesem Zeitpunkt die Nähe zu „Türken“ und die Distanz zu „Deutschen“ quasi automatisch ergibt.³

Wie wird Bayram hier im Umgang mit Differenz gezeigt?

- Es werden zwei natio-ethno-kulturell bedeutsame Differenzmarkierung genutzt, einerseits die Sprachbeherrschung im Deutschen wie im Türkischen und die Unterscheidung zwischen „Deutschen“ und „Türken“.
- Bayram wird charakterisiert als hilfsbedürftig, auch fügt er sich schnell bei den „türkischen Freunden“ ein, die ihm Unterstützung und Anschluss bieten.
- Der Schulbeginn in Deutschland wird als eher schwierig gezeigt, Bayram erscheint dabei als eingeschränkt in Sprache, fachlichem Verständnis und Kontaktmöglichkeiten.

3 Die Notwendigkeit dieser informellen Bearbeitung verweist dabei auf Bedingungen im deutschen Schulsystem, die Ingrid Gogolin dezidiert als „monolingualen Habitus“ unter weitgehender Absehung von seiner multilingualen Klientel herausgearbeitet hat (vgl. Gogolin 1994). Deutlich wird aber auch, dass diese Anekdote die Befürchtung der Interviewerin, es sei schwer in der Schule ohne Deutschsprachkenntnisse („oje“), direkt bestätigt.

Das Krippenspiel: „Arme Hirten sind wir...“

Zu einem späteren Zeitpunkt wird diese Nähe zwischen der Hauptfigur Bayram und anderen „Ausländern“ in der Grundschulklasse von einer Lehrerin (wiederum) aktiv hergestellt:

„Eh (.) und dann (.) in der vierten Klasse hab ich dann (*K/ K-Schule) gemacht. Und das war/ das war wieder ganz was anderes. [I: Hm, hm] Also, da waren wirklich viele Deutsche und nur zwei, drei Ausländer. *K-Straße, wo wirklich viele Ausländer wohnen bin ich in solche Klasse gekommen, wirklich wo viele deutsch waren und wenig Ausländer, aber die Lehrerin waren ganz nett. [I: Hm, hm] Wirklich sehr nett. Aber, aber (.) eins/ eins kann ich niemals vergessen, weil es war wirklich/ wir haben (so’n?) Theaterstück gehabt. [I: Mhm] Krippenkind, also Krippenspiel. [I: Hm.] Und dann braucht man vier Hirten (.), drei Könige (.), das Kind (.), Mutter, Vater und vier Hirten waren (natürlich/...türlich ?) vier Ausländer! [I: Ja-a/...?] Und dieser eine Satz: „Arme Hirten sind wir.“ Das/ das habe ich immer noch nicht/ damals schon hab ich schon gedacht, also das kann doch nicht sein. Drei Könige, drei Deutsche. [I: Hmhm] Mutter, Vater, alles Deutsche. [I: Hmhm] Aber vier Hirten, waren vier Ausländer! [I: Mhm] Ich fand die Lehrerin total nett, (*Frau S.) hieß sie. [I: Hm] Aber, das kann ich ihr niemals verzeihen, [I: Hmhm] das/ das geht nicht.“ (B 99 - 113)

Der Kontext

Den Aufhänger dieser Episode, in deren Zentrum eine Krippenspiel-Aufführung steht, stellt der Schulwechsel dar, wobei die neue Grundschule dabei als „wieder ganz was anderes“ eingeführt und charakterisiert wird. Das „wieder“ kann dabei als Hinweis darauf verstanden werden, dass für die Hauptfigur solche Momente der Neuorientierung, in denen Bayram veränderten Bedingungen gegenübersteht, bereits bekannt sind. Die Formulierung „ganz was anderes“ (Hervorh. NR) lässt dabei keinen Zweifel daran, dass hier eine deutliche Veränderung markiert werden soll. Während der Inhalt dieser Veränderung allerdings noch maximal unbestimmt bleibt („was“), wird gleichzeitig über die Formulierung „anderes“ ein Vergleichshorizont evoziert, der nahe legt, dass hier zwei Grundschulsettings miteinander ins Verhältnis gesetzt und verglichen werden. Die Charakterisierung „ganz was anderes“ wird dabei nachfolgend durch die Angabe von Verteilungsverhältnissen näher bestimmt.

Die Begründung

Damit besser nachzuvollziehen ist, „was“ sich mit dem Schulwechsel deutlich verändert, werden quantifizierte Verhältnisangaben zu den Anteilen von „Ausländern“ und „Deutschen“ in der Klasse eingeführt, die Bayram als einen von wenigen „Ausländern“ in dieser Klasse zeigen, obwohl diese Konstellation für das Viertel als keineswegs repräsentativ zu verstehen gegeben wird. Die vielfache Verwendung des Wortes „wirklich“ unterstreicht dabei sowohl den Versuch, eine gewissermaßen objektive Beschreibung der Bedingungen abzugeben als auch diese Konstellation

als besondere zu kennzeichnen. Wenn angesichts dieser Besonderungssituation dann die Lehrkräfte als „aber ... nett“ charakterisiert werden, legt dies nahe, sie gegenüber der Vermutung zu schützen, sie behandelten „ausländische“ Schüler grundsätzlich schlechter als „deutsche“.

Das unvergessliche Krippenspiel

Insbesondere über das doppelte „aber“ wird die dominante Szene dieses Interview-Ausschnittes, die Krippenspiel-Aufführung in der Grundschule, kontrastiv gegen die vorhergehende allgemeine Sympathiebekundung gesetzt. Dabei wird nicht nur die biographische Bedeutsamkeit dieser Erfahrung betont, sondern sie wird ebenso als einzigartig gekennzeichnet und damit klar als Sonderfall eingeschränkt: „eins kann ich niemals vergessen“. Statt einer argumentativen Begründung für ihre Bedeutsamkeit zu geben, wird aber vielmehr das Krippenspiel-Arrangement selbst umrissen und in zweifacher Wiederholung als eines dargestellt, bei dem die einzigen vier „Ausländer“ der Klasse sich in der Rolle der „armen Hirten“ wieder finden. Bilanziert wird dieses Arrangement, das nicht als unbefriedigendes Ergebnis einer kindlichen Verhandlung über die Rollenbesetzung zu verstehen gegeben wird, sondern als Ergebnis, für das der Lehrerin eine moralische Verantwortung zukomme, als eindeutig negativ. In der mit Unverständnis verbundenen Negativbewertung „das kann doch nicht sein“ wird das Krippenspiel-Arrangement geradezu als empörend bewertet. Der Erzähler legt dabei (quasi argumentativ) nahe, dass eine Rolleneinteilung, in der die „ausländischen“ Schüler von sich sagen „Arme Hirten sind wir“ problematisch sei, ohne dafür eine explizite Begründung anzuführen.

Der Effekt des Ausgestellt-Werdens als ‚Anderer‘

In der sprachlichen Rekonstruktion der schulischen Inszenierung wird dabei eine Bühne eröffnet, auf der die „Hirten“ als selbstverständliche Kollektivität („wir“) der eindeutig Unterprivilegierten („arm“) gezeigt wird. Ausgerechnet diese wenig prestigeträchtigen Rollen der Hirten werden einzig von den „Ausländern“ der Klasse besetzt. Sie füllen damit Rollen aus, in denen sie nicht für ein Publikum und vielleicht auch für sich selbst glaubwürdig erscheinen. Man kann vor diesem Hintergrund vermuten, dass es gerade die Nähe zwischen dem Bild der „armen Hirten“ mit einem verbreiteten Bild von rückständigen, minderbemittelten „Ausländern“ ist, das diesen Effekt eines klischeehaften Ausgestellt-Werdens als „Ausländer“ begreifen lässt. In dieser Interpretation werden im Stück Bilder stabilisiert, die der Erzähler als problematisch einstuft und deshalb ein solches Ausgestellt-Werden als empörend kennzeichnet.

Weil diese Szene als ein unvergessliches Erlebnis eingeführt wird, bei dem die Frage des Verzeihens eine gewichtige Rolle spielt – Bayram kann der Lehrerin dieses Krippenspiel-Arrangement gerade nicht verzeihen – erhält die gesamte Situation eine explizite ethisch-moralische Aufladung. Vor diesem Hintergrund ist es plausi-

bel anzunehmen, dass mit dieser Darstellung eine *Diskriminierungserfahrung* Bayrams ausgestaltet und präsentiert wird.⁴

Wie wird Bayram hier im Umgang mit Differenz gezeigt?

- Die zentrale Leitdifferenz für diese Szene, auch implizit für Rollenbesetzungen der Lehrerin, ist die zwischen „Deutschen“ und „Ausländern“.
- Bayram wird hier als jemand charakterisiert, für den die Rolle eines ‚armen Hirten‘ aus der Sicht einer Mehrheitsangehörigen passend ist.
- Bayram erscheint in dieser Schulszene als gleichermaßen hilflos wie empört angesichts dieser Positionierung als ‚armer Hirte‘.

Der Generalverdacht: „Wieso habt ihr das gemacht?“

Auch an der neuen Gesamtschule in einem exklusiven Villenviertel wird die Hauptfigur deutlich mit ihrer Wahrnehmung als ‚Anderer‘ konfrontiert:

„Eh ich/ ich kam so rein. Eh, achtundzwanzig Schüler, fünf Ausländer. Und wir waren glaub ich vier fünfte eh Klassen und höchstens (.) zwanzig Ausländer [I: Mmh] und wirklich viele, viele Deutsche und ehmb (.) dass war auch wirklich die Zeit wo ich dachte so/ so boh in die Ge/ diese Gesellschaft wirst du dich niemals integrieren. [I: Mhm] Das geht nicht, weil eh ich erinnere mich auch ganz gut, da ist mal etwas passiert, wir hatten damit gar nichts zu tun. „Ja, wieso habt ihr das gemacht? Wer war das?“ [I: Hm] So, äh?(..) Nee so: „Wir waren’s nicht“. „Doch jemand hat gesehen du warst es“. Das war ein Iraner der hieß (*Shahin). Also: „Ich war gar nicht in der Schule. [I: *lacht*] Wirklich, ich war dem Tag gar nicht in der Schule“. „Jetzt lüg nicht rum. Sag, dass du es warst.“ So: „Ich war nicht in der Schule.“ Dann hat er die Lehrer gefragt. Er war wirklich nicht in der Schule. Aber, (.) es/ es war wirklich so,

4 Um diese Diskriminierungserfahrung (insbesondere für „Weiße“) verständlich zu machen, wäre eine umfassendere Analyse der Krippenspiel-Szene sich hilfreich, wie ich sie in einem eigenen Artikel vorgelegt habe (Rose 2010). Aus meiner Sicht ist es dazu zentral, sich die in dieser Szene subtil wirkenden (diskriminierenden) Mechanismen von Gleichschaltung und Abwertung zu vergegenwärtigen. Bayram wird von seiner Lehrerin nicht nur in selbstverständlicher Nähe zu den anderen „Ausländern“ der Klasse in der gleichen Rolle inszeniert, in dieser Kollektiv-Rolle wird Bayram zudem abgewertet. Diese Abwertung wird verständlich, sobald man begreift, dass die Schüler in ihren Rollen durchaus verbreitete Bilder von ‚fremden Anderen‘ reproduzieren und bestätigen (deren diskursive Verbreitung in der Regel als „normal“ aufgefasst wird): z.B. das Bild der Einfältigkeit, der Rückständigkeit, der Armut, der Naturnähe, der grundlegenden Fremdheit im Verhältnis zum Rest der Bevölkerung. Stuart Hall hat für den anglophonen Sprachraum dezidiert die Sprachgewalt rassifizierter Bilder von „Schwarzen“ untersucht (vgl. Hall 2004b), für den deutschsprachigen Raum sind die Arbeiten von Mecheril, Theo 1994 und Arndt 2001 sicherlich als richtungweisend einzustufen.

dass/ dass sie immer auf uns gezeigt haben. Immer dass wir die Schlechten sind“ (B 127 - 139)

Die Quantifizierung der Verteilungsverhältnisse

Die Charakterisierung der neuen Schule als „ganz was Extremes“ (B 116) wird hier wiederum über eine Quantifizierung des Verteilungsverhältnisses von „Ausländern“ und „Deutschen“ an der Schule konkretisiert. Als zentraler Unterschied – z.B. zur Grundschule davor – wird dabei zu verstehen gegeben, dass dieses Verhältnis von wenigen „Ausländern“ und „wirklich vielen, vielen Deutschen“ nicht nur in Bayrams Klasse vorliegt, sondern für diese Schule insgesamt repräsentativ ist. Die Hauptfigur Bayram findet sich folglich, auch über die Grenzen seiner eigenen Schulklasse hinaus, in einem Kontext wieder, der von (vermutlich gut situierten) „Deutschen“ dominiert wird.

Die Integrationsfrage

Das Erleben dieser quantifizierten Dominanz-Situation bildet das Sujet, in dem für die Hauptfigur Bayram die Frage nach der eigenen Integration offenbar virulent wird und eine negative Einschätzung erfährt: „in diese Gesellschaft wirst du dich niemals integrieren“.⁵ Allerdings wird mit Hilfe einer Belegerzählung verdeutlicht, dass nicht die reine zahlenmäßige Dominanz, sondern vor allem der abschätzige Blick auf die Hauptfigur Bayram und die anderen „Ausländer“ an der Schule dieses negative Integrationsurteil provoziert.

Der Generalverdacht

Als Begründung für die Unmöglichkeit von Bayrams Integration in „diese Gesellschaft“ wird eine Situation vorgeführt, in der die Beteiligung und Schuld an einem (unbestimmt gelassenen) Vorfall verhandelt werden soll. Was genau passiert ist, erscheint unwichtig, entscheidend ist jedoch, dass bereits im Vorhinein erzählend deutlich gemacht wird, dass eine unbestimmte Gruppe, der Bayram offenbar zugehört („wir“), mit dieser Sache – eigentlich – „gar nichts zu tun“ hatte. Vor dem Hintergrund dieser Information, die die gesamte Gruppe als Unbeteiligte entlastet, erscheint nun die, einen Generalverdacht formulierende, Frage „Wieso habt ihr das gemacht?“ beinahe als absurd. Die Absurdität dieser Frage liegt darin, dass sie von einer Beteiligung und damit auch von einer Schuld der Beteiligten bereits ungefragt

5 An dieser Stelle zeigt sich, dass die Vorinformationen zum Interview, in denen ich angegeben hatte, mich für „junge Männer mit Migrationshintergrund“ und deren „Lebensgeschichten“ zu interessieren, vom Interviewten auch interpretiert werden als Interesse an seiner persönlichen Integrationsgeschichte in die deutsche Gesellschaft. Hierzu mag auch die erhitzte öffentlich-politische Diskussion um „Integration“ im Jahr 2007 beigetragen haben.

ausgeht. Folglich steht nur noch zur Frage, wer aus der verdächtigten Schülergruppe nun die Schuld und Verantwortung für den Vorfall konkret auf sich nimmt („wer war das?“). Während die verdächtige Schülergruppe sowohl Verdacht als auch Schuld kollektiv von sich weist, wird der „Iraner“ Shahin* durch einen Augenzeugen-Bericht konkret belastet. Shahins Hinweis, an dem betreffenden Tag gar nicht in der Schule gewesen zu sein, wird allerdings als Lüge interpretiert, bis weitere Nachforschungen die vermutete Lüge als Wahrheit enthüllen.

Die pauschale Unterstellung

Diese kurze Szene illustriert eindrucksvoll, was in der Bilanzierung verallgemeinernd zu verstehen gibt: „es war wirklich so, dass/ dass sie immer auf uns gezeigt haben. Immer dass wir die Schlechten sind“. Von einem unbestimmten zeigenden „sie“ werden Bayram und die Gruppe, der er zugerechnet wird und sich zurechnet („wir“), als „die Schlechten“ identifiziert. Es liegt vor dem Hintergrund der vorher herausgearbeiteten zahlenmäßigen „deutschen“ Dominanz an der Schule nahe, dass dieses „sie“ nicht nur „deutsche“ Lehrkräfte sondern auch „deutsche“ Mitschüler umfasst. Die Problematik dieser Szene lässt sich dadurch vor allem deuten als Bayrams Zugehörigkeit zu einer Gruppe, die an dieser Schule unter Generalverdacht steht und in ihr öffentlich und allgemein anerkannt als „schlecht“ identifiziert werden kann.

Gerade weil diese Belegerzählung den Generalverdacht am Einzelfall als ungerechtfertigt darstellt und gleichzeitig illustriert, dass die Beteuerung von Unschuld eher weitere Vorwürfe („lüg nicht rum“) provoziert, kann man davon ausgehen, dass hier wiederum eine Ungerechtigkeit in ihrer Beinahe-Ausweglosigkeit dargestellt wird, die als weitere ausgestaltete *Diskriminierungserfahrung* im Fall Bayram verstanden werden kann. Ihre Darstellung ist ebenso wie die vorhergehende Szene Arme Hirten von einem Ton der Entrüstung durchzogen, der diese Ungerechtigkeit gegenüber der „wir“-Gruppe hervorhebt und problematisiert.

Wie wird Bayram hier im Umgang mit Differenz gezeigt?

- Die zentrale Leitdifferenz für diese Szene, für Lehrkräfte wie SchülerInnen, ist die zwischen „Deutschen“ und „Ausländern“, bzw. diejenige zwischen „wir“ und „sie“.
- Bayram wird hier als jemand charakterisiert, der aus der Sicht der Mehrheitsangehörigen „schlecht“ und insofern grundsätzlich verdächtig ist.
- Bayram erscheint in dieser Schulszene als gleichermaßen hilflos wie empört angesichts dieser Positionierung als „Schlechter“ im „Ausländer“-Kollektiv.

Das vermeintliche Lehrerlob: „Für ‘nen Ausländer gar nicht mal schlecht“

Direkt im Anschluss an die Generalverdachts-Szene und insofern durchaus zu verstehen als weitere Belegerzählung für die Integrations-Unmöglichkeit wird eine kurze Interaktion zwischen der Hauptfigur Bayram und der Lehrerin Frau H. im Deutsch-Unterricht umrissen:

„Aah (.), das war’s auch. In der fünften Klasse, ehm (..) also, ich hab irgendetwas ganz gutes gemacht in Deutsch. [I: Hm] Und danach kam eh (*Frau H.) hieß die, also die konnte niemand leiden, also sie meinte so: „Für ‘nen Ausländer gar nicht mal schlecht.“ [I: Mhm] Ja, ja eh solche Sachen vergisst du nicht! Also, ich hab auch vieles Gutes, gute Sachen erlebt, aber wirklich/ eh für ‘nen Ausländer war es gar nicht mal so schlecht/ dachten ich dann so. Boh (.) O.k. hart!“ (B 140 - 145)

Die Irrelevanz der Sache

Ähnlich wie bei der Generalverdachts-Szene bleibt auch in dieser Darstellung der Aufhänger der Interaktion weitgehend unklar; Bayram hat im Deutsch-Unterricht der fünften Klasse etwas „ganz gutes gemacht“ heißt es lakonisch.

Das vermeintliche Lob

Die Aussage der Lehrerin, Bayram habe seine Aufgabe „für ‘nen Ausländer gar nicht mal schlecht“ gemacht, ist von ihr möglicher Weise als begrenztes Lob oder als neutrale Leistungsbewertung intendiert. Sie erweist sich für die Hauptfigur gemäß dieser Darstellung aber eher als Schlag ins Gesicht.⁶ In der leicht modifizierten Wiederholung der Lehrerinnen-Aussage „für ‘nen Ausländer war es gar nicht mal so schlecht“ (Hervorh. NR.) findet sich ein Hinweis darauf, wie sich diese Aussage zu Bayrams Eingangs-These von der Kopplung einer Etikettierung als „Ausländer“ mit der Charakterisierung „schlecht“ verhält. Diese erweist sich hier als implizit bestätigt, wenn man „schlecht“ als die allgemeine Erwartung der Lehrerin gegenüber „Ausländern“ versteht, die auch in diesem Urteil ihren Ausdruck findet. Dann würde sich die Aussage „für ‘nen Ausländer gar nicht mal so schlecht“ als gleichbedeutend mit „[zugegeben] für ‘nen Ausländer gar nicht mal so schlecht [wie erwartet]“ lesen lassen. Gerade im Zusammenhang mit der Generalverdacht-Szene unter-

6 Verstanden als rhetorische Figur handelt es sich bei der Aussage um eine Untertreibung, in der das Gegenteil der Aussage (hier: [für einen Ausländer] gut gemacht) verneint wird. Die rhetorische Funktion der Untertreibung dient aber nicht in erster Linie der Abmilderung oder Abschwächung der eigentlichen (positiven) Aussage, sondern wird eher als Betonung des Gesagten interpretiert, die dabei aufgrund ihrer indirekten Form weniger angreifbar ist. Gleichwohl wird darauf hingewiesen, dass diese Form der Untertreibung es dem Sprecher ermöglicht, eine überlegene Haltung einzunehmen (vgl. Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe online 2009).

streicht diese Aussage dann die (offenbar verbreitete) Erwartung gegenüber als „Ausländer“ kategorisierten Schülern, sie seien schlecht oder zumindest schlechter als ihr unbestimmt gelassener Vergleichsmaßstab (z.B. der „Guten“, „Braven“ oder „Strebsamen“).

Wie in der vorher betrachteten Szene schwingt auch in dieser Darstellung eine Empörung über dieser Behandlung mit, der zusammen mit dem Hinweis auf die Unvergesslichkeit dieser Erfahrung sowie deren Härte nahelegt, dass mit dieser Darstellung eine weitere *Diskriminierungserfahrung* im Fall Bayram ausgestaltet wird. Das Zentrum dieser Diskriminierungserfahrung bildet die Aussage der Lehrerin, in der Bayram zum einen selbstverständlich als „Ausländer“ angesprochen wird und zum anderen als Vertreter einer leistungsbezogen „schlechteren“ Gruppe erscheint, einer Gruppe, von der die Lehrerin grundsätzlich nicht viel erwartet.

Wie wird Bayram hier im Umgang mit Differenz gezeigt?

- Die zentrale Leitdifferenz für diese Szene, für Lehrkraft wie Hauptfigur ist die zwischen „Deutschen“ und „Ausländern“.
- Bayram wird hier als jemand charakterisiert, der aus der Sicht einer Mehrheitsangehörigen unerwartet doch „nicht so schlecht“ ist, was dann hervorgehoben gehört.
- Bayram erscheint in dieser Schulszene als gleichermaßen hilflos wie empört angesichts dieser grundsätzlichen Positionierung als erwartbar „Schlechter“ im „Ausländer“-Kollektiv.

Disko und Bus: Drinnen oder Draußen?

Anhand der geschilderten Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen aus dem Alltag wird nachfolgend noch einmal deutlich, dass sich diese Erfahrungen nicht auf den institutionellen Kontext der Schule beschränken und dass sie nicht nur kognitiv sondern auch körperlich wirksam sind:

„Ja, und äh das/ es also hört sich so dämlich an, aber auch/ du merkst doch, wenn du feiern gehst. [I: Hm] Eh, ich/ ich gehe immer jedes Mal, wenn ich feiern gehe, mit (*Marcus) und so, also mit Freunden, deutschen Freunden, [I: Hm] dann komm ich eh, einfach so rein in die Disko. [I: Hm] Aber wenn ich irgendwann mit Ausländern gehe: [I: Mhmm] „Tut mir leid, euch kennen wir nicht.“ Dann meinte ich: „ Ich war letzte Woche dort.“ [I: *lacht*] „Nein, so/ so ja, kann nicht sein!“ Ja, es ist wirklich so! Oder eh Bushaltestelle, es war so’n Nachtbus in (N-Stadtteil). Ich/ ich/ ich/ ich kannte mich dort überhaupt nicht aus. Ich meinte so zum Busfahrer, so: „ Fahren Sie Richtung Rathaus?“ „Kannst du nicht Lesen? Ach, du bist ja `n Ausländer“. [I: Oh] Dann denkst du, oft so? (..) (*aufgebracht bis**) Du wirst aggressiv! [I: Ja] Du wirst wirklich aggressiv, aber du kannst nichts tun!* Was soll ich denn da machen?“ (B 239 - 250)

Die unsichtbare Wand

In dieser Passage wird Diskriminierung als etwas zu verstehen gegeben, das für die Hauptfigur Bayram vor allem (körperlich) spürbar ist („du merkst doch...“, Hervorh. NR). Im Versuch, konkrete Diskriminierungen zu benennen, wird aber ebenfalls deutlich, dass diese erzählend nicht leicht – insbesondere gegenüber einer ‚weißen‘ Interviewerin – zu plausibilisieren sind: Darauf verweist z.B. die einleitende Anmerkung, es höre sich „dämlich“ an, davon zu erzählen. Es ist eine Art unsichtbarer Wand, die sich vor allem dort senkt und beispielsweise Bayram das Feiern verwehrt, wo gerade keine „deutschen“ Freunde dabei sind und zu Zeugen werden können.

Der Automatismus

Die unsichtbare Wand der Diskriminierung funktioniert nach einem offenbar einfachen Automatismus: In der Begleitung von „deutschen Freunden“ ist es für die Hauptfigur unproblematisch, Zugang zu einer Diskothek zu erhalten. Mit nahezu gleicher Wahrscheinlichkeit verkehrt sich das Bild in der Begleitung von „Ausländern“, so dass Bayram der Eintritt verwehrt wird. Und auch der Hinweis darauf, zu anderer Gelegenheit bereits in der Disko gewesen zu sein, kann daran dann nichts ändern. Die sprachlichen Markierer „immer ... wenn“ und „aber wenn...“ unterstreichen dabei die Kausalität, mit der sich die beschriebenen Automatismen vollziehen und werden durch die Bilanzierung „es ist wirklich so“ als objektive Tatsachen und allgemeine Gesetzmäßigkeiten bekräftigt und abgesichert.

Die Unterstellung

Während die erste Szene vor allem verdeutlichte, dass als „Ausländer“ wahrgenommen zu werden, oftmals für die Hauptfigur bedeute außen vor zu bleiben, wird diese Wahrnehmung in der zweiten Szene direkt mit einer Abwertung verknüpft. In der Unterstellung, die Hauptfigur beherrsche grundlegende Kulturtechniken wie das Lesen nicht, weil sie „Ausländer“ sei, wird die um Orientierung bittende Frage der Hauptfigur Bayram nicht nur nicht beantwortet. In der Unterstellung fehlender Lesekompetenz wird die Wahrnehmung Bayrams als „Ausländer“ vielmehr direkt zum Anlass einer Diffamierung als intellektuell Minderbemittelter.

Beide Szenen verdeutlichen dabei, dass Bayram ein zurückweisendes Verhalten erfährt, das an seine Wahrnehmung als „Ausländer“ gekoppelt ist und als *Diskriminierungserfahrung* zu verstehen gegeben wird. Sichtbar wird dies insbesondere in der resümierenden Beschreibung, in der in leicht distanzierender Verallgemeinerung („du“) die emotionale Reaktion der Hauptfigur in diesen Situationen umrissen wird: „(aufgebracht bis*) ... Du wirst wirklich aggressiv, aber du kannst nichts tun!“, die auf eine Steigerung der bisher für alle Diskriminierungserfahrungen relevanten Gefühlsqualitäten von gleichzeitiger Hilflosigkeit und Empörung, von Machtlosigkeit und Aggression hinweisen. Die Hilflosigkeit und Betroffenheit, in

die diese erzählten Diskriminierungserfahrungen die Interviewerin ihrerseits versetzt, drücken sich insbesondere in der emotionalen Kommentierung der Szenen aus („Oh“).

Wie wird Bayram hier im Umgang mit Differenz gezeigt?

- Die zentrale Leitdifferenz für diese Szene ist wiederum die zwischen „Deutschen“ und „Ausländern“.
- Bayram wird hier als jemand charakterisiert, der aus der Sicht von Mehrheitsangehörigen – insbesondere in Begleitung weiterer „Ausländer“ – als „Ausländer“ wahrgenommen und deshalb herabgesetzt bzw. ausgeschlossen wird.
- Bayram erscheint in diesen Alltagsszenen als gleichermaßen hilflos wie emotional hochgradig aufgewühlt angesichts dieser Herabsetzungen und Ausschlüsse.

Um nicht den Eindruck zu erwecken, die Schulzeit der Hauptfigur lasse sich ausschließlich auf Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen als „Ausländer“ reduzieren, soll nachfolgend exemplarisch eine explizit positiv konnotierte Zugehörigkeitserfahrung nachgezeichnet werden, die auch andere Zugehörigkeiten zur Geltung bringt.

Zugehörigkeitserfahrung im Alltag

Ähnlich wie die bisher diskutierten Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen erweisen sich auch diese Zugehörigkeitserfahrungen als maßgeblich strukturiert entlang der Leitdifferenz „Ausländer“/„Deutsche“. Allerdings zeigt die hier dargestellte Zugehörigkeitserfahrung auch auf, dass diese Differenzlinie dort zurücktritt, wo differenziertere Kriterien jenseits dieser Differenzlinie eingeführt werden, die so auch die Bedeutung dieser dominanten Differenzlinie selbst relativieren.

Wohlfühlen in der linken Gruppe: „Wirklich so alles gemischt“

So zeigt sich beispielsweise ein politischer Zusammenschluss mit anderen Gleichgesinnten als gute Gelegenheit aus der bisweilen beklemmenden Rolle als ‚Anderer‘ heraustreten zu können:

„Also ich gehöre/ also ich hab auch solche kleine Gruppe, was weiß ich? Also, wir haben so’ne kleine Gruppe von linken Leuten. [I: Mhm] Und ahh (.), da sind drei Ausländer und fünf Deutsche aber total ’ne positive Gruppe und nicht, also so: Das sind Deutsche und das sind die Ausländer. [I: Ja] Wirklich so alles gemischt. Das ist/ war auch perfekt, da fühlt man sich auch wohl!“ (B 183 - 188)

Wem gehört die Gruppe?

Die Hauptfigur Bayram wird als zugehörig zu einer kleinen Gruppe von „linken Leuten“ gezeigt. Weniger die Frage, ob Bayram dazugehört, sondern welche Position er in ihr einnimmt, scheint zunächst nicht einfach zu bestimmen. Allerdings wird die Gruppe letztlich als übersichtliche und egalitäre Gruppe charakterisiert, die allen gleichermaßen gehört und zu der auch alle gleichermaßen gehören: „wir haben so‘ne kleine Gruppe“. Bayram erscheint dabei als selbstverständlicher Teil dieser Gruppe, die zunächst einmal wesentlich über die politische Ausrichtung ihrer Mitglieder charakterisiert ist; ihre Gruppenmitglieder sind alle „links“.

Keine Frontenbildung

Hervorgehoben wird, dass es sich in dieser Zusammensetzung aus geringfügig mehr „Deutschen“ als „Ausländern“ um eine „total ‘ne positive Gruppe“ handelt – eine etwas schwammige Formulierung, die einfach auf einen positiven Gruppenzusammenhalt hindeuten könnte oder auch als Hinweis darauf zu verstehen wäre, dass die Gruppe nicht gewalttätig agiert. Das, was diese Gruppe in der beschriebenen Konstellation aber vor allem für Bayram zur positiven Gruppe macht, ist offenbar der Umstand, dass gruppenintern keine Frontenbildung zwischen „Deutschen“ und „Ausländern“ existiert, bzw. niemand auf diese Ebene der Differenz(setzung) zurückzugreifen scheint. Es ist irrelevant, wer „Deutscher“ oder „Ausländer“ ist, obwohl die Gruppenmitglieder diesen Kategorien offenbar zugeordnet werden können; dies spielt innerhalb der Gruppe gerade keine Rolle.

Bedingungen, wie in dieser kleinen Gruppe, in denen als „Deutsche“ und „Ausländer“ zu Kategorisierende sich nicht auf solche Differenzkategorien berufen, werden schließlich als „perfekt“ bilanziert, gerade weil diese Unterscheidungen keine Relevanz erhalten. Ohne die Konfrontations-Logik der „Deutsche“/ „Ausländer“-Unterscheidung konstituieren sich damit innerhalb dieser Gruppe Bedingungen, in denen „wirklich so alles gemischt“ ist, Bedingungen, in denen Bayram sich ausdrücklich und nachdrücklich „wohl fühlt“. „Gemischt“ wird damit zum Synonym für einen Zustand, in dem die Unterscheidung zwischen „Ausländern“ und „Deutschen“ irrelevant ist oder geworden ist – „gemischte“ Bedingungen sind eindeutig positiv besetzt und offenbar erstrebenswert für die Hauptfigur Bayram.⁷

7 Das Wort „gemischt“ wird auch zur Beschreibung der Konstellation am Gymnasium in ähnlicher Weise verwendet. Selbst das eindeutig positiv konnotierte Wort „gemischt“, das in diesem Fall einen erstrebenswerten Zustand beschreibt, in dem die Unterscheidung zw. „Ausländern“ und „Deutschen“ irrelevant (geworden) ist, trägt damit aber noch die Spuren dieser leitenden Differenzierung an sich – selbst perfekte, „gemischte“ Bedingungen bleiben implizit verwiesen auf die Leitdifferenz „Ausländer“ und „Deutsche“, wenn auch in Abgrenzung zu ihr bzw. in ihrer Überschreitung.

Zwischenergebnis 1: Positionierung als oppositioneller ‚Anderer‘

Wie wird Bayrams Subjektposition (mit Bezug auf natio-ethno-kulturelle Differenz) ausgestaltet?

Bereits in der Zusammenschau der diskutierten Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen fällt unmittelbar auf, dass Bayram in der Wahrnehmung seiner Interaktionspartner regelhaft als ‚natio-ethno-kulturell Anderer‘ erscheint und dabei vornehmlich als „Ausländer“ kategorisiert wird. Für die Hauptfigur Bayram erhält damit sein formal-juristische Status als „Ausländer“, also als ‚nicht-deutsch‘ definierter Staatsbürger eines anderen Landes, den er bis zu seiner Einbürgerung im Alter von 14 Jahren inne hat, immer wieder eine informelle Bestätigung und Relevanz. Auch wird die zentrale Bedeutung dieser Kategorisierung für die Beschreibung einzelner Szenen deutlich und dementsprechend auch aufgerufen und angewendet. Fast alle negativ konnotierten Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen zeichnen sich dadurch aus, dass sie als Diskriminierungserfahrungen zu verstehen gegeben werden, in denen Bayram als ‚fremder Anderer‘ eindringlich positioniert wird: Er wird lange nicht allein vor dem Gesetz, sondern gerade auch informell als „Ausländer“ betrachtet und behandelt, was darauf hindeutet, dass er als „Ausländer“ für andere über bestimmte, sichtbare Markierungen erkennbar ist – so dass die informelle Kategorisierung sich weitgehend vom formal-rechtlichen Status als „Deutscher“, den er als Jugendlicher erhält, entkoppelt zeigt. Für den Fall Bayram lässt sich insofern insgesamt konstatieren, dass seine Hauptfigur im Rahmen der dargestellten Erfahrungen regelhaft und direkt von Anderen auf sein ‚Anders-Sein‘ verwiesen wird. Die dominante Unterscheidung insbesondere zwischen „Deutschen“ und „Ausländern“ wurde dabei als zentrale Differenzlinie innerhalb der gesamten Inszenierung genutzt und auch als Matrix zu verstehen gegeben, entlang derer die Diskriminierungserfahrungen der Hauptfigur Bayram zur Geltung gebracht werden können: Bayram wird implizit oder explizit als „Ausländer“ diskriminiert.

Betrachtet man vor dem Hintergrund der vielfältigen Anrufungen als ‚Anderer‘ bzw. als „Ausländer“ nun die Ausgestaltung der Subjektposition Bayrams in den diskutierten Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen eingehender, so deutet sich darin eine zunehmend aktiv gestaltete Positionierung Bayrams an. Diese aktive Gestaltung der Positionierung zeigt sich maßgeblich daran, dass Bayram als ‚natio-ethno-kulturell Anderer‘ innerhalb der Inszenierung immer nachdrücklicher sichtbar gemacht wird und die Positionierung als „Ausländer“ dabei zunehmend als oppositioneller Standpunkt ausgestaltet wird. So kann für die Hauptfigur am Beginn seiner Schulzeit festgehalten werden, dass es durchaus wünschenswert ist, sich buchstäblich in der Nähe von „türkischen Freunden“ zu positionieren, zu denen ihm der Zugang aufgrund der gemeinsamen Sprache leicht fällt – wie in Szene 1 gezeigt. Diese Positionierung in der Nähe zu „Türken“ wird praktisch und emotional als unterstützend für Bayram zu verstehen gegeben. Mit zunehmender Sprachbeherrschung des Deut-

schen und im Zuge der Schulwechsel schwindet aber diese exklusive Orientierung an Mitschülern, die – wie Bayram auch – türkisch sprechen. Bayram positioniert sich zunehmend im Überschneidungsfeld oder Zwischenraum der Gruppen „Ausländer“ und „Deutsche“, seine Position „dazwischen“ erlaubt ihm Verbindungen in beide Gruppen. Doch auch dieser Zustand des „dazwischen“ ist labil und flüchtig, er weicht der bitteren Erkenntnis, dass Bayram sich in die „deutsche“ Gesellschaft nicht integrieren könne, weil er als ‚Anderer‘ in ihr unmittelbar auffällt und deshalb wiederholt und deutlich aus der Gruppe der „Deutschen“ heraus definiert wird.

So zeigte sich insbesondere für Bayrams Schulzeit als weitgehend charakteristisch, dass Bayram auf seinen deprivilegierten Status als „Ausländer“ verwiesen wird – wie die Szenen 2, 3 und 4 verdeutlichen. Die Subjektpositionen, die der Hauptfigur dabei zugeordnet werden, sind solche, in denen Bayram als rückständig und einfältig, als nicht vertrauenswürdig und grundsätzlich verdächtig und als Mensch erscheint, dem kaum durchschnittliche schulische Leistungen zugetraut werden. Ergänzt um die Diskriminierungserfahrungen in Alltagssituationen, die Bayram ebenfalls auf seinen (deprivilegierten) Status als „Ausländer“ verweisen, erscheint Bayrams ‚Differenz‘ zunehmend als fixiert und fixierend – wie auch die Szenen 5 und 6 zeigen. Jede dieser Positionszuweisungen muss sich als impliziter oder expliziter Ausschluss Bayrams aus der ‚Normalität‘ eines definitionsstarken „wir“ verstehen lassen, mit dem notwendig eine Zurückweisung verbunden ist: So erfolgt implizit in der Hirten-Szene Bayrams Ausschluss von einer prestigeträchtigen Wunsch-Rolle, in der Generalverdacht-Szene der Ausschluss von den unverdächtigen Rechtschaffenen, in der Lehrerlob-Szene der Ausschluss von den schulischen Leistungsträgern, in der Disko-Szene der Ausschluss von der erwünschten Gästen und in der Nachtbus-Szene der Ausschluss von den alltagskompetenten Lesefähigen. Alle diese Diskriminierungserfahrungen sind implizit oder explizit an Bayrams Wahrnehmung und Behandlung als „Ausländer“ gekoppelt und zeigen sich als konkrete Erfahrungen der Zurückweisung und Beschränkung, der Verdächtigung und Kontrolle, der Abwertung und Illegitimität.

Vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen und Ausschlüsse distanziert sich die Hauptfigur Bayram aber nicht grundsätzlich von „Deutschen“, sondern gibt gerade solche Konstellationen als gelungen zu verstehen, in denen der Leitdifferenz „Deutsche“ und „Ausländer“ eine nachgeordnete Rolle zukommt oder sich deren Thematisierung gar erübrigt. Solche „gemischten“ Konstellationen, wie sie die Gruppe der linken Leute und in Freundschaften reklamiert werden können, zeichnen sich dadurch aus, dass gemeinsame Orientierungen, wie eine bestimmte politische Haltung, andere Gemeinsamkeiten oder schlicht Sympathie dort im Mittelpunkt stehen. Diese Konstellationen stellen eine Art „lokaler Normalität“⁸ her, in der Bayram

8 Als „lokale Normalitäten“ kennzeichnen Dausien und Mecheril einen Ort, an dem aktiv und eigensinnig Zugehörigkeiten gestaltet werden, die nicht in der vorherrschenden Zu-

nicht als ‚Anderer‘ sondern als selbstverständlich zugehörig erscheint. Diese „gemischten“ Zusammenhänge, in denen es für die Hauptfigur möglich ist, sich wohl zu fühlen, zeigen sich damit als direkte Kontrastfolie zu den Diskriminierungserfahrungen in Schule und Alltag.

Im Kontrast zu diesem Gefühl des Wohl-Fühlens in „gemischten“, freundschaftlich geprägten Zusammenhängen, die den Eindruck emotionaler Entspannung und selbstverständlicher Zugehörigkeit erwecken, stehen die mit den Diskriminierungserfahrungen verbundenen Gefühlsqualitäten, die unterschiedlich deutlich zum Ausdruck gebracht werden. Im Vergleich der nacheinander dargestellten Diskriminierungserfahrungen wird dabei sichtbar, dass sich eine emotionale Steigerung in den Reaktionen abzeichnet. So wird die Hirten-Szene noch als „unmöglich“ charakterisiert, was sie zwar als unangenehm ausweist, im Verhältnis zur Lehrerlob-Szene, die als „hart“ charakterisiert wird, erscheint diese Bewertung aber noch vergleichsweise milde. Insbesondere der deutliche Verweis auf Aggressionsgefühle als Reaktion auf die Nachtbuszene verweist auf eine emotionale Verletzung, deren Ausmaß eine schlichte Charakterisierung der Diskriminierungserfahrungen als unangenehm bei weiterem übersteigt.

Angesichts dieser emotionalen Verletztheit, die sich den Diskriminierungserfahrungen verdankt und durch die Vielzahl dieser Erfahrungen noch unterstrichen wird, drängt sich auch das Motiv der Schutzlosigkeit auf, das sich insbesondere aus der Betrachtung der Nachtbus-Szene ergab. Als Diskriminierungserfahrungen zu verstehen gegeben erweisen sich diese Erfahrungen als konkrete und verletzende Zumutung gegenüber Bayram, denen er gleichermaßen entrüstet wie resignativ begegnet. So wird Bayram einerseits in den erzählten Diskriminierungssituationen selbst selten als handelnd gezeigt und wenn, dann erweist er sich in seinem Handeln oft als wenig wirkmächtig, am ehesten als betroffen. Damit erscheint Bayram hier eher als passiv-erleidend im erzählten Umgang mit den Diskriminierungssituationen, wie sich beispielsweise an der Hilflosigkeit signalisierenden Frage „Was soll ich denn da machen?“ (B 249f.) aus der Nachtbus-Szene ausdrückt. Andererseits zeigt sich im Erzählen dieser Diskriminierungssituationen ein großes Maß an emotionaler Entrüstung, die sich am empörten oder echauffierten Unterton in den Darstellungen der Diskriminierungserfahrungen ablesen lässt, der beispielsweise in der Bewertung „das kann doch nicht sein“ (B 109) aus der Hirten-Szene seinen Ausdruck findet. Auf der Ebene des Erzählens wird damit gegen das inhaltliche Motiv

gehörigkeitsordnung aufgehen, sondern wo diese überschritten oder auf Eis gelegt werden kann. Solche „lokale Normalität“ wird als Ort zu verstehen gegeben, wo dem Anspruch darauf „dass das, was ich bin, als normal angesehen wird ... und ... darauf, an dem teilzuhaben, was als normal gilt, dass diesem Anspruch auf Normalität an diesem konkreten Ort entsprochen wird“ (Dausien/Mecheril 2006: 170), vgl. Kap. Arbeiten zu Identitätsbildung und Mehrfachzugehörigkeit: 62ff.

der Machtlosigkeit angesichts diskriminierender Bedingungen in der erzählten Situation ein erzählerisches Moment von Handlungsfähigkeit gestellt, das ich als Skandalisierung bezeichnen und später noch einmal eingehender betrachten werde.

Unter der Prämisse, dass die Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen Bayrams als Diskriminierungserfahrungen zu verstehen gegeben werden, erweist sich außerdem ein letzter Punkt als wesentlich: Die Plausibilisierung der Differenz-Erfahrungen als Diskriminierungserfahrungen setzt voraus, dass die Erfahrungen insgesamt als glaubwürdig erscheinen. Dies impliziert, dass Diskriminierungserfahrungen oder besser noch Diskriminierung als allgemeinem Phänomen eine Relevanz oder Existenz zugesprochen wird, Diskriminierung also als (quasi) objektiver Tatbestand der sozialen Wirklichkeit akzeptiert ist. Denn nur vor dem Hintergrund dieses Konsens können Diskriminierungserfahrungen als wirksam, wirklich und nicht-imaginativ dargestellt werden, wie es beispielsweise mit Hilfe der Suggestion „es ist wirklich so“ (B 244f.) aus der Disko-Szene unterstrichen werden soll. Der Versuch, insbesondere gegenüber einer ‚Weißen‘ Interviewerin glaubwürdig zu sprechen, legt also im Hinblick auf das zur Geltung-Bringen von Diskriminierungserfahrung nahe, diese zu objektivieren und damit zu ent-subjektivieren und macht in der Regel eine Wiederholung und ggf. sogar Übernahme der diskriminierenden Kategorien notwendig.⁹

Eine Positionierung, die es der Hauptfigur Bayram erlaubt, sich im diesem Spannungsfeld zwischen abwertendem Ausschluss auf der einen Seite und empörter Kritisierung dieser Zustände auf der anderen Seite zu verorten, ist die Positionierung als oppositioneller ‚Anderer‘. Diese Positionierung geht nicht allein im Bild des „Ausländers“ auf, das in den Diskriminierungserfahrungen als Positionierung angelegt ist. Vielmehr hinterfragt sie dieses Bild insbesondere durch den Hinweis auf die mit diesen Erfahrungen verbundenen Verletzungen („das tut weh“). Gleichzeitig unterschlägt diese Positionierung die Erfahrung der Ver-Änderung auch nicht, in denen Bayram als ‚Anderer‘ zunehmend sichtbar wird, vielmehr akzentuiert sie ihn gerade als ‚Anderen‘. Allerdings als ‚Anderen‘, der im abwertend-bevormundenden Bild der Mehrheitsgesellschaft von „Ausländern“ nicht aufgeht. In dieser Positionierung als oppositioneller oder sperriger ‚Anderer‘ wird der Status als ‚Anderer‘ (in) der Gesellschaft sichtbar gehalten, aber gleichzeitig gegenüber einer Naturalisierung von ‚Anderssein‘ unzugänglich gemacht: In der Empörung über jene Positionierungen als „Ausländer“, die mit einer eigenen Nutzung dieser Kategorisierung einhergeht, wird eine drahtseilhafte Positionierung entworfen; die

9 Ulrike Hormel macht auf diese Schwierigkeit auch im Hinblick auf die Anti-Diskriminierungsgesetzgebung aufmerksam: Das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz fordere diejenigen, die ihre Diskriminierung zur Geltung bzw. Anklage bringen wollen, auf, sich selbst in diskriminierenden Kategorien zu beschreiben und die erfahrenen Herabsetzungen zu wiederholen (vgl. Hormel 2007: 233f.).

des oppositionellen ‚Anderen‘. Der oppositionelle ‚Andere‘ erkennt die Leitdiffferenz zwischen „Deutschen“ und „Ausländern“ insofern an, als er ihr in einer Positionierung als ‚Anderer‘ entspricht, problematisiert von diesem Ort aus aber die diskriminierenden Zustände von seinem Standpunkt als Oppositioneller gegenüber den herrschenden Verhältnissen. Vor diesem Hintergrund scheint mir Bayrams Positionierung sinnvoll verdichtet in der Formulierung, er sei ein oppositioneller ‚Anderer‘, weil darin seinem zugewiesenen „Ausländer“-Status (dem nicht zuletzt über viele Jahre auch sein rechtlicher Status entspricht) eine Relevanz zugesprochen wird, insbesondere weil sie deren diskriminierende Bedingungen offen legt, aber diesen Status selbst nicht naturalisiert.

Anrufungstheoretische Reflexion

Unter einer anrufungstheoretischen Perspektive stellt sich nun die Frage, inwieweit die bisher diskutierten Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen als Momente der Einschreibung in eine bestehende natio-ethno-kulturelle Differenzordnung zu verstehen sind, die sich mit Hilfe der theoretischen Begriffe „Anrufung“ und „Identifizierung“ (weiter) beschreiben lassen. Vor diesem Hintergrund ist es einerseits interessant, die einzelnen Szenen auf in ihnen enthaltene Anrufungen (1.) und deren Effekte (2.) hin noch einmal genauer interpretativ zu betrachten. Andererseits lohnt es sich zu rekonstruieren, welche Identifizierungen sich im Fall Bayram finden (3.) und inwieweit Anrufungen und Identifizierungen sich zueinander ins Verhältnis setzen lassen (4.). Abschließend wird der gezeigte Umgang mit Differenzkonstruktionen innerhalb der Inszenierung als Umgang mit dem „Makel“ natio-ethno-kultureller Differenz noch einmal abstrahierend zusammengefasst.

Lesbare Anrufungen

Als relevante Anrufungen will ich vor diesem Hintergrund folglich solche Ansprachen der Hauptfigur Bayram verstehen, bei denen Interaktionspartner Bayram als ‚fremden Anderen‘ identifizieren und dementsprechend etikettieren. Aus dem Fall Bayram lassen sich folgende Ansprachen exemplarisch als Anrufungen diskutieren: 1. „Für ‘nen Ausländer gar nicht mal (so) schlecht!“, 2. „Kannst du nicht lesen? Ach, du bist ja ‘n Ausländer“, 3. „Wieso habt ihr das getan?“, 4. „Euch kennen wir nicht“. Dabei wird offensichtlich, dass ich die Anrufungen so verwende, wie sie im Interviewtext eingeführt wurden, also als Zitate, die vom Erzähler verschiedenen konkreten SprecherInnen zugeordnet wurden. Wenn ich also über diese Anrufungen interpretierend nachdenke und ihre möglichen Effekte für die Subjektkonstitution der Hauptfigur Bayram abstrahierend ausdeute, so gebe ich diesen Zitaten eine ‚Wahrhaftigkeit‘, wie sie sie für die Inszenierung besitzen – ohne damit ihre ‚Wahrheit‘ oder die der Interpretation über diese Inszenierung hinaus absichern zu können.

Etikettierende Anrufungen als „Ausländer“

Ein Teil der Anrufungen, die die Differenzerfahrungen Bayrams maßgeblich prägen, rekurriert auf Bayram als „Ausländer“. Was bedeutet dieser Begriff? Er ist einerseits als juristischer Terminus gefasst, zirkuliert in den Medien und wird alltagsweltlich genutzt. Als juristischer Begriff ist er vor allem ein negativer: Gemäß Aufenthaltsgesetz § 2 gilt nach deutschem Recht jeder sich dauerhaft im deutschen Staatsgebiet aufhaltende Mensch als Ausländer, „der nicht Deutscher im Sinne des Artikel 116 Abs. 1 des Grundgesetzes ist“ (Schelper 2009).¹⁰ Das deutsche Rechtssystem war lange Zeit ausschließlich einem Staatsangehörigkeitsrecht verpflichtet, dass als Vererbungs- bzw. Blutsrecht (*ius sanguinis*) konzipiert ist. „Ausländer“ sind in diesem Sinne vor allem „Fremdstaatler“ ohne Blutsverwandschaftsbindung an „das deutsche Volk“. Neben dieser juristischen Bedeutungsebene existieren noch unzählige andere Verwendungsweisen, die hier nur versuchsweise eingekreist werden sollen. So verbinden die eher medial geprägten Begriffe „Ausländerkriminalität“ oder „Ausländerflut“ den Topos „Ausländisch“ buchstäblich oder metaphorisch mit einem Bedrohungsszenario für die Mehrheitsbevölkerung. Das „Ausländische“ wird hier in die Nähe des Unerwünschten oder Abzuwehrenden gerückt, demgegenüber eine Art Verteidigungshaltung notwendig ist – eine Thematisierungsform, die, wie linguistisch orientierte Wissenschaftler kritisch herausstellen, im öffentlich-medialen Migrationsdiskurs durchaus verbreitet ist (vgl. exemplarisch Jung

10 Das Grundgesetz regelt in eben diesem Absatz, dass grundsätzlich als Deutscher gilt, „wer die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt“ sowie ferner wer „als Flüchtling oder Vertriebener deutscher Volkszugehörigkeit oder als dessen Ehegatte oder Abkömmling in dem Gebiete des Deutschen Reiches nach dem Stande vom 31. Dezember 1937 Aufnahme gefunden hat“ (Deutscher Bundestag). An diese Fassung der Staatsangehörigkeit nach dem GG war über Jahrzehnte ein Verständnis geknüpft, das Staatsangehörigkeit als Vererbungs- und Blutsrecht konzipierte und die Vergabe der Staatsangehörigkeit an dieses Abstammungsprinzip koppelte. Erst mit der Reform des Staatsangehörigkeitsrechts im Jahr 2000 kann die deutsche Staatsangehörigkeit nicht mehr nur vererbt oder wiederaneignet, sondern ebenso regelhaft auch in Form von Einbürgerung erworben werden (*ius solis*). Damit besteht nun für eine größere Zahl Menschen, die jahrzehntelang als „Ausländer“ von einem Teil der staatsbürgerlichen Rechte ausgeklammert waren, unter bestimmten Bedingungen die Möglichkeit, die deutsche Staatsangehörigkeit anzunehmen. So haben diejenigen Menschen einen Rechtsanspruch auf Einbürgerung in Deutschland, die einen 8-jährigen rechtmäßigen Aufenthalt in Deutschland nachweisen können, sich zur freiheitlich-rechtsstaatlichen Grundordnung der Bundesrepublik bekennen, Straffreiheit vorweisen, ihre vormalige Staatsangehörigkeit aufgeben sowie die Sicherung ihres Lebensunterhalts leisten können (vgl. Schelper 2009).

1997a, Jäger et al. 1998)¹¹. In diesen Zusammenhang gehört sicherlich auch die Beobachtung, dass der Begriff „Ausländer“ z.B. in der Erweiterung zu „Scheiß Ausländer“ auch direkt als Schimpfwort eingesetzt werden kann (vgl. exemplarisch Badawia 2002: 206). Bei genauerer Betrachtung wird auch deutlich, dass keineswegs jeder Mensch der ohne deutsche Staatsangehörigkeit in den nationalstaatlichen Grenzen der Bundesrepublik lebt, als „Ausländer“ erkannt wird. So kann davon ausgegangen werden, dass jenseits der formalen Frage der Pass-Inhaberschaft für die Bestimmung von „Ausländern“ weitere Kriterien gelten, wie z.B. im Sinne des Zitats eines französischen Jugendlichen mit algerischen Vorfahren: „Dein Personalausweis, das ist deine Fresse“ (Brubaker 1994: 253, Anpassung NR).¹²

Welche konkreten Konnotationen mit dem Etikett „Ausländer“ in den beiden Anrufungen „Für nen Ausländer gar nicht mal (so) schlecht“¹³ und „Kannst Du nicht lesen? Ach, du bist ja n Ausländer“¹⁴ verbunden sind, soll nun im Rahmen der Analyse rekonstruiert werden. So wird auf einer eher allgemeinen Ebene der Betrachtung zunächst deutlich, dass beide Anrufungen Bayram nicht als Einzelnen, als Individuum, sondern als Exemplar, als Stellvertreter eines Kollektivs ansprechen, das unter dem Begriff „Ausländer“ gefasst wird. Bayram wird – vermutlich auf der Basis eines impliziten oder expliziten Wissens über Mitgliedschaftssignale – als „Ausländer“ erkannt und angesprochen, ihm wird vor diesem Hintergrund eine Gruppenzugehörigkeit zur Gruppe der „Ausländer“ nahe gelegt, die gleichzeitig seinen Ausschluss aus der implizit gelassenen Wir-Gruppe, zu der sich die Sprechenden als zugehörig (zu) verstehen (geben), anzeigt. In beiden Anrufungen wird zudem auf bestimmte Fähigkeiten oder Leistungen Bayrams Bezug genommen, die vor dem Hintergrund seiner konstatierten Zugehörigkeit zur Gruppe der „Ausländer“ eine Art Re-Interpretation erhalten.

In der Anrufung „Für nen Ausländer gar nicht mal schlecht“ ergibt sich über den Zusatz „für nen Ausländer“ eine Art Relativierung, wie im gedankenexperi-

-
- 11 Die angegebene Referenzliteratur deutet aber gleichzeitig auch darauf hin, dass es sich um einen Begriff handelt, der sich aus der Perspektive der 2000er Jahre bereits als einigermaßen antiquiert verstehen lässt – spannend wäre vor diesem Hintergrund sicherlich diskursanalytisch danach zu forschen, welche Ersetzungen und /oder Verschiebungen in der Zwischenzeit im aktuellen Migrationsdiskurs auffindbar sind.
 - 12 Im Hinblick auf dieses Zitat gilt es zu bedenken, dass das französische Staatsangehörigkeitsrecht bereits ab 1889 neben dem *ius sanguinis* auch als *ius solis*, als Boden-Recht, ausgestaltet ist, nach dem automatisch die französische Staatsangehörigkeit erhält, wer im Sinne des Territorialprinzips auf „französischem Boden“ geboren wurde.
 - 13 Die Anrufung „Für nen Ausländer gar nicht mal (so) schlecht“ ist der Szene „Vermeintliches Lehrerlob: Für nen Ausländer gar nicht so schlecht“ (307f.) entnommen.
 - 14 Die Anrufung „Kannst du nicht lesen? Ach, du bist ja n Ausländer“ ist der Szene „Disko und Nachtbus: Drinnen oder draußen“ (309f.) entnommen.

mentellen Kontrast mit der ebenso möglichen, schlichteren Formulierung „gar nicht mal schlecht Bayram“ gezeigt werden kann. So erscheint das Lob in der Formulierung „gar nicht mal schlecht Bayram“ in doppelter Hinsicht klarer, zum einen weil es sich direkt an Bayram richtet, zum anderen weil es weniger doppelbödige Lesarten erlaubt, auch wenn es sich um ein insofern eingeschränktes Lob handelt, als es sich einer positiven Formulierung der Leistungsbewertung gerade enthält. Trotzdem bleibt die linguistische Figur der Untertreibung im „gar nicht schlecht“ zu entschlüsseln als Synonym für die Formulierung „eigentlich ganz gut“, die lediglich durch das Wort „mal“ eine kleine Irritation erhält. Durch den Zusatz „für nen Ausländer“ wird diese Leistungsbewertung aber aus einem allgemeingültigen Vergleichsmaßstab, wie der Normalverteilung der Leistungen in Bayrams Klasse, ausgegliedert und nun als eine Leistung bewertet, deren Referenzrahmen statt dieses allgemeingültigen Rahmens ausschließlich die Leistung anderer „Ausländer“ ist. Mit Bezug auf diesen Referenzrahmen „Leistungen der Ausländer-Gruppe“ erweist sich das Lob „gar nicht mal schlecht“ als zweideutiger, wenn man zudem berücksichtigt, dass dem Etikett „Ausländer“ oftmals defizitäre Vorstellungen anhaften. Durch den Zusatz „für nen Ausländer“ wird die vom Erzähler favorisierte Lesart „für nen Ausländer gar nicht mal *so* schlecht [wie erwartet, NR]“ plausibler, die Kombination der Worte „Ausländer“ und „schlecht“ in diesem Satz scheint prägnanter hervor zu stechen. In diesem Sinne verstehe ich die Anrufung „Für nen Ausländer gar nicht (so) schlecht“ als Versuch einer lobenden Aussage, die sprachlich einer doppelten Relativierung unterliegt: Sie verweigert einen allgemein gültigen Maßstab zur Leistungsbewertung und stabilisiert dabei implizit die Normalität einer grundsätzlichen Defizitperspektive gegenüber „Ausländern“.¹⁵

Auf ähnliche Weise operiert auch die Anrufung „Kannst du nicht lesen? Ach, du bist ja n Ausländer“ mit einer Relativierung über das Etikett „Ausländer“. Im Unterschied zum Lehrerlob kann aber die Rückfrage „Kannst du nicht lesen?“ auf die gestellte Frage nach dem Fahrziel im Bus bereits als direkte Herabsetzung des Fragenden interpretiert werden, weil sie die Ernsthaftigkeit der gestellten Frage selbst anzweifelt und sich ihrer Beantwortung durch die Rückfrage entzieht. Die Rückfrage ist somit bereits vor jedem Rückgriff auf das Etikett „Ausländer“ provozierend und herabsetzend für den Angesprochenen. Sie vermittelt über ihren Bezug auf das Lesen die Unterstellung, dem Angesprochenen sei kein Lesevermögen zu-

15 Es ist dabei wichtig, dass dieses Sprechen nicht allein aufgrund der Abwertung von Bayrams Leistung als problematisch einzustufen ist. Dies wird verständlich an einer verwandten Lehrerlobszene, die sich bei Tarek Badawia (2003) findet: „Der Eren als Türke hat die beste Arbeit geschrieben“ (202). Dieses Lehrerlob scheint zwar explizit auf ein Lob – im Sinne der Hervorhebung einer guten Leistung – ausgerichtet zu sein, wird aber letztlich auch für den hier angerufenen Eren zu einer Schlüsselerfahrung der Anderung die ein Nachdenken über sein Selbstverständnis in Gang setzt (vgl. ebd.).

zutrauen. Dem Angesprochenen wird dabei direkt angesprochen, diese einfache und grundlegende Kulturtechnik überhaupt zu beherrschen. Was normalerweise jeder Grundschüler beherrscht, wird für diesen Jugendlichen als nicht zu erwarten vorausgesetzt: Lesekompetenz. Als selbstreferentielle Begründung für diese Annahme fehlender Lesekompetenz folgt der Satz „Ach, du bist ja n Ausländer“, der wiederum Bayram in Bezug zu der Referenzgruppe anderer „Ausländer“ setzt und ihn gleichzeitig direkt als „Ausländer“ identifiziert. Dieser Rekurs auf die Referenzgruppe anderer „Ausländer“ führt – wie im Lehrerlob – einen gesonderten Maßstab ein, der die Referenzgruppe der „Ausländer“ aus einem allgemeingültigen Maßstab des Selbstverständlichen ausgliedert. Mit Hilfe dieses spezifischen Referenzrahmens erscheint die A-Normalität der unterstellten fehlenden Lesekompetenz nun hinreichend plausibilisiert; von jemandem der doch offensichtlich „Ausländer“ ist, Lesekompetenz zu erwarten, wird dabei implizit als unsinnige Forderung zu verstehen gegeben. Die Erkenntnis „Ach, du bist ja n Ausländer“ dient insofern nicht nur der selbstreferentiellen Erklärung (unterstellter fehlender Lesekompetenz), sondern fungiert gleichzeitig als eine Form der Entschuldigung für dieses Unvermögen. Vor dem Hintergrund der Erkenntnis es mit einem „Ausländer“ zu tun zu haben, relativiert sich quasi automatisch die Erwartung an ein lesekompetentes Gegenüber. So wird mit Hilfe des Rekurses auf Bayram als „Ausländer“ aber gerade die eingangs heraus gearbeitete Herabsetzung weiter verstärkt, indem Bayram dem Maßstab erwartbarer Lesekompetenz als „Ausländer“ grundsätzlich enthoben wird. In diesem Sinne verstehe ich die Anrufung „Kannst du nicht lesen? Ach, du bist ja n Ausländer“ als Versuch einer kränkenden Rückfrage, deren Kränkungspotential durch Etikettierung zugespitzt wird: Sie unterstellt nicht nur eine Inkompetenz im Lesen, sondern normalisiert diese Inkompetenz über die Einordnung in die Referenzgruppe „Ausländer“, die explizit die Normalität einer grundsätzlichen Defizitperspektive gegenüber „Ausländern“ unterstreicht.

Beide etikettierenden Anrufungen als „Ausländer“ verdeutlichen, dass sprachlich im Rückgriff auf die Etikettierung ein Normal-Maßstab verlassen und damit die grundsätzliche Erwartung an den Gesprächspartner relativiert werden kann. Über die Etikettierung als „Ausländer“ wird damit nicht nur eine Defizitperspektive auf den Angesprochenen plausibilisiert, sondern dessen Herabsetzung im zweiten Anrufungsfall noch intensiviert.

Kollektivierende Anrufungen als Gruppenmitglied

Ein Teil der expliziten Anrufungen, die die Differenz-Erfahrungen Bayrams prägen, rekurriert auf Bayram als Teil eines Kollektivs, das mit den Personalpronomen „ihr“ oder „euch“ gekennzeichnet wird. Beide Personalpronomen finden in Sätzen Verwendung, die sich an ein konkretes Gegenüber richten. Mit ihnen zeigen die Sprechenden sich in einer mittleren Distanz gegenüber den Angesprochenen (vgl.

Kunkel-Razum, Wermke 2009).¹⁶ Die Plural-Personalpronomen „ihr“ und „euch“ fungieren wie alle Pronomina als Ersatz für ein (echtes) Nomen und finden in Interaktionssituationen Anwendung, in denen sich auf definierte Gruppen bezogen wird. Über den Kontext in dem die konkreten Anrufungen „Wieso habt ihr das getan?“ und „Euch kennen wir nicht“ stehen, wurde bereits deutlich, dass sich beide Anrufungen auf eine Gruppe beziehen, die im einen Fall implizit, im anderen Fall explizit als „Ausländer-Gruppe“ zu verstehen gegeben wurde. Vor diesem Hintergrund können die Anrufungen mit den Personalpronomen „ihr“ und „euch“ als *abgeschwächte Spezialfälle* der direkt etikettierenden Anrufung als „Ausländer“ betrachtet werden.

Fokussiert man auf die Anrufungen „Wieso habt ihr das gemacht?“¹⁷ und „Euch kennen wir nicht“¹⁸ im Vergleich mit den etikettierenden Anrufungen als „Ausländer“ so wird zunächst deutlich, dass auch diese beiden Anrufungen Bayram nicht als Einzelnen, als Individuum, sondern als Mitglied, als Teil eines Kollektivs ansprechen, das über die Personalpronomen „ihr“ und „euch“ als konkrete, angebbare Gruppe erscheint bzw. hergestellt wird. Anders als in den Anrufungen als „Ausländer“, wo Bayram als Stellvertreter eines Kollektivs verstanden und als solcher direkt angesprochen wurde, richten sich diese Anrufungen gerade undifferenziert an alle Gruppenmitglieder, es findet keine direkte Anrede eines Einzelnen statt. Gleichwohl wird Bayram – vermutlich auf der Basis eines impliziten oder expliziten Wissens über Mitgliedschaftssignale – selbstverständlich als ein Mitglied dieser Gruppe betrachtet, seine Gruppenzugehörigkeit erscheint in dieser konkreten Gruppenkonstellation als fraglos. Gleichzeitig wird die Abgrenzung dieser Gruppe von der implizit gelassenen Wir-Gruppe vollzogen, zu der sich die Anrufenden als zugehörig (zu) verstehen (geben). In beiden Anrufungen wird dabei ‚die Gruppe‘ mit der impliziten Unterstellung konfrontiert, es handle sich bei ihr um eine moralisch zweifelhafte Gruppe.

Die Anrufung „Wieso habt ihr das gemacht?“ erweist sich sprachlich nicht direkt als Vorwurf, sondern zunächst eher als interessierte Nachfrage. Aufgrund ihrer Formulierung als Frage, tritt die dahinter stehende Voraussetzung („ihr habt es gemacht“) als Vorwurf in dieser Anrufung gerade in den Hintergrund. Nicht die Tat selbst steht hier im Vordergrund, sondern es geht vielmehr darum, die Motive der Täter zu erfragen: „Wieso habt ihr das gemacht?“ (Hervorheb. NR). Diese Frage

16 Im Unterschied dazu lässt das Pronomen der ersten Person Plural („wir“) keine Distanzierung zu, während das Pronomen der dritten Person Plural („sie“) sprachlich die maximale Distanzierung ermöglicht.

17 Die Anrufung „Wieso habt ihr das gemacht?“ ist der Szene „Generalverdacht: Wieso habt ihr das gemacht?“ (305f.) entnommen.

18 Die Anrufung „Euch kennen wir nicht“ ist der Szene „Disco und Nachtbus: Drinnen oder draußen“ (309f.) entnommen.

zielt auf die Entschlüsselung der Tathintergründe, sie ist von einer pädagogisch-kriminalistischen Beunruhigung bewohnt, die zu verstehen sucht, warum bestimmte Personengruppen straffällig werden, Gesetze und Regeln übertreten, sich nicht an den gesellschaftlichen Konsens von Recht und Ordnung halten (können). So kann man vermuten, dass hinter der Anrufung eigentlich eine Frage steht, die diese Grundstruktur verstehen möchte (z.B. „Wieso könnt ihr nicht anständig(er) sein?“). Interessanter Weise tritt die Frage „Wieso habt ihr das gemacht?“ in den Vordergrund gegenüber der eigentlich nahe liegenden Frage, danach, ob die Gruppe die ihr vorgeworfene Tat überhaupt begangen hat.

So verweist das pädagogisch-kriminalistische Interesse an den Tätermotiven und -motivationen vor allem darauf, dass aus der Sprecherposition die Frage nach Schuld oder Unschuld bereits zuungunsten der Angesprochenen entschieden scheint. Vor diesem Hintergrund zeigt die Anrufung sich als ein Ausdruck dafür, diese Gruppe von der Möglichkeit einer Schuldlosigkeit in diesem Fall kategorial auszuschließen. In der Anrufung wird der angerufenen Gruppe die Option auf Schuldlosigkeit gerade verweigert, zudem erweist sich diese Verweigerung aber eigentlich nur auf der Basis einer zugrunde liegenden Unterstellung als sinnvoll, die der Gruppe eine gewisse Eigengesetzlichkeit zuspricht (z.B. „Ihr haltet Euch aus Gründen, die ich verstehen möchte, nicht an unsere Regeln, für Euch gelten offenbar andere Regeln“). In der Anrufung zeigt sich deshalb implizit eine Skepsis, die die Mitglieder dieser Gruppe, zu der Bayram ebenfalls gezählt wird, in Kontrast zu den gemeinsamen Regeln und moralischen Vorstellungen einer „Wir“-Gruppe setzt, zu der der Sprechende sich vermutlich zählt. In diesem Sinne verstehe ich die Anrufung „Wieso habt ihr das gemacht?“ als Versuch einer nicht um Sachverhalts- sondern Motivaufklärung bemühten Frage, die bereits die Schuld der Angesprochenen voraussetzt: Sie unterstellt dabei allerdings nicht nur eine unmittelbare Schuld, sondern deutet auch implizit eine grundsätzliche Skepsis gegenüber den moralischen und handlungspraktischen Orientierungen der angesprochenen Jugendlichen an.

Ähnlich und doch anders verhält es sich mit der *Anrufung* „*Euch kennen wir nicht*“, die als Begründung genutzt wird, der bezeichneten Gruppe den Einlass in eine Diskothek zu verweigern. In dieser Anrufung stehen zunächst die persönliche Anrede in „euch“-Form und der Informationsgehalt, nämlich die Angesprochenen gerade *nicht* persönlich zu kennen, in einem gewissen Spannungsverhältnis. Die Nutzung des Personalpronomen „euch“ ließe sich allerdings durchaus damit erklären, dass der Altersunterschied zwischen den Sprechern möglicher Weise nicht besonders groß ist oder sich die Anrufung in einem Freizeitkontext ereignet, der einen ungezwungenen Sprachstil nahe legt. Gleichwohl wird die bezeichnete Gruppe über das „euch“ zum Objekt der Betrachtung, Begutachtung und Bewertung gemacht, bei der die Frage des Zugangs zur Disko in die Zuständigkeit eines Sprechenden „wir“ fällt.

Die Begründung „Euch kennen wir nicht“ für den Ausschluss legt im Umkehrschluss nahe, dass zu dieser Disko nur diejenigen Zugang erhalten, die den Sprechenden bekannt sind – eine gewisse Überinterpretation der eigenen Rolle als „gate keeper“ wird hier offenbar, sofern es sich nicht um eine Privatveranstaltung, sondern um eine öffentliche Disko handelt. Als Begründung für die Abweisung wirkt der Hinweis auf die fehlende Bekanntheit der „Euch“-Gruppe eher schwach, wenn man berücksichtigt, dass sie mit dem Argument „euch kennen wir schon“ in etwa ebenso plausibel oder gar noch plausibler wäre. Implizit suggeriert die Formulierung „Euch kennen wir nicht“ aber, dass Zugänge hier auf der Basis persönlicher Bekanntschaft und Sympathien gewährt werden, die angesprochene Gruppe davon aber gerade ausgeklammert ist. Damit würde die Zurückweisung (die als Botschaft übersetzt etwa heißen könnte: „wir wollen euch hier nicht haben“), wie sie in der Verweigerung des Eintritts zum Ausdruck kommt, implizit durch die Begründung untermauert, dass die „gate keeper“ mit den Angesprochenen nicht vertraut sind und darauf auch keinen Wert legen (z.B. in Form einer ausführlicheren Begründung: „ihr dürft nicht herein, weil wir euch nicht kennen und auch nicht kennen lernen wollen“).

Da es nahe liegt, dass das anrufende „wir“ in seiner Funktion als Türsteher spricht, wirkt dieser Bezug auf persönliche Sympathien aber hochgradig unangemessen. Viel plausibler erscheint es, dass dem offenbar unbekannten „euch“ gegenüber eine grundsätzliche Skepsis besteht, die statt auf persönlichen Sympathien eher auf einer professionellen Anweisung oder eigener Erfahrung basieren könnte (z.B. in Form der Annahme „solche wie euch lassen wir besser nicht rein, sonst gibt es nur Ärger“). Damit wird der „Euch“-Gruppe der Einlass ähnlich wie in der Generalverdachtsszene aufgrund der Unterstellung verwehrt, sich an die Regeln der „Wir“-Gruppe nicht verlässlich halten zu können. Dies wiederum suggeriert, dass für die „Euch“-Gruppe wiederum eigene Regeln gelten, die mit denen der „Wir“-Gruppe potentiell in Konflikt geraten können. In diesem Sinne verstehe ich die Anrufung „Euch kennen wir nicht“ als wenig überzeugende und angemessene Begründung einer Abweisung, die die Angesprochenen als potentielle Problem-Gruppe identifiziert: Sie deutet dabei wiederum implizit eine grundsätzliche Skepsis gegenüber den moralischen und handlungspraktischen Orientierungen der Jugendlichen an.

In beiden Anrufungen wird folglich die angesprochene Gruppe als Kollektiv undifferenziert einer Begutachtung und Bewertung unterzogen, in der sich eine Skepsis hinsichtlich ihrer moralischen und handlungspraktischen Vertrauenswürdigkeit ausdrückt.

Effekte von positionierenden Anrufungen

Anhand der Analyse konkreter Anrufungen konnten diese zunächst als etikettierende und kollektivierende Anrufungen herausgearbeitet und unterschieden werden. Für jede dieser Form Anrufungen lässt sich nun ein spezifischer Basiseffekt ange-

ben, der nachfolgend abstrahierend erläutert werden soll: So ergibt sich in der Logik der bisherigen Analyse aus etikettierenden Anrufungen eine Verweisung und aus kollektivierenden Anrufungen eine Verkennung der Angerufenen.

Der Effekt der Verweisung¹⁹

Der erste allgemeine Blick auf die etikettierenden Anrufungen hatte deutlich gemacht, dass im Rückgriff auf das Etikett „Ausländer“ eine Ausgliederung aus dem sprechenden „wir“ vollzogen wurde. Die Etikettierung erweist sich somit direkt als Distanzierungsmoment, das eine Differenz zwischen Sprechenden und Angesprochenen eröffnet, die sich als Verweigerung eines Gefühls von zwischenmenschlicher Vertrautheit realisiert. In diesem Sinne führt die Anrufung mit der Etikettierung „Ausländer“ durch die Distanzierung einen impliziten emotionalen Bruch in die Interaktionssituation ein, in der sich nun nicht mehr konkrete einzelne Individuen gegenüberstehen, sondern VertreterInnen voneinander zu unterscheidender Gruppen. Damit erfolgt neben der Distanzierung auch die Verallgemeinerung von Einzelnen zu Gruppen-Vertretern. Im Zusammenhang mit dem zweiten Aspekt, der Relativierung der Erwartungen gegenüber einem Vertreter der – nun wirksam distanzierenden – „Ausländer-Gruppe“, wird dabei implizit die „Wir-Gruppe“ der Sprechenden in ihrer Normalität bestätigt.

So zeigte sich die Relativierung der Erwartungen gegenüber einem Vertreter der „Ausländer-Gruppe“ als wesentlicher Subtext beider etikettierender Anrufungen, deren Bezugspunkt die Fähigkeiten oder Leistungen des Etikettierten bildeten. Im Hinblick auf die Fähigkeiten und Leistungen erweist sich folglich der „normale“ Maßstab des zu Erwartenden, wie bspw. Lesekompetenz, als ungeeignet und wird selbstverständlich relativiert. Diese Relativierung führt für die Bewertung der Leistung als Alternative die maßgebliche Referenzgruppe der „Ausländer“ an, so dass eine angemessene Leistungs- oder Fähigkeitsbewertung nur bezogen auf diese Referenzgruppe erfolgen kann. Die Relativierung der Fähigkeits- oder Leistungserwartungen verweist vor diesem Hintergrund auf eine Einstufung von Vertretern der „Ausländer-Gruppe“ als defizitär im Hinblick auf „normale“ Erwartungen gegenüber Angehörigen der „Wir-Gruppe“, weshalb der Aspekt der hierarchisie-

19 Mark Terkessidis verwendet in seiner Untersuchung „Die Banalität des Rassismus“ (2004) ebenfalls den Begriff der „Verweisung“ für seine Deutung vom „Inventar rassistischer Situationen“ (Terkessidis 2004: 172ff.). Terkessidis meint damit aber den Prozess, durch den „die betroffene Person an einen anderen Ort transportiert [wird]: „Du gehörst nicht dazu“ bedeutet hierzulande auch immer „Du gehörst eigentlich woanders hin“ (Terkessidis 2004: 180). Ich verwende demgegenüber „Verweisung“ vor allem als Beschreibung für einen Vorgang, der den Angerufenen aus dem Maßstab der Normalität ausgliedert, der eher in Nähe zu dem steht, was Terkessidis als Vorgang der „Entfremdung“ bezeichnet – eine wie ich finde eher unglückliche Formulierung.

renden Herabsetzung ebenso als konstitutiv für den Verweisungs-Effekt betrachtet werden kann.

So zeigte sich die Kombination einer Ausgliederung aus der Normalität und einer Relativierung der Erwartungen unter Rückgriff auf das Etikett „Ausländer“ in beiden etikettierenden Anrufungen als wirksame Praxis der Herabsetzung. Dabei wurde im einen Fall die intendierte Herabsetzung durch Rückgriff auf die Etikettierung noch verstärkt und unterstrichen, während sich im anderen Fall die Herabsetzung eher indirekt als Effekt einer defizitären Perspektive auf als „Ausländer“ Etikettierte ergab. Damit wird allerdings deutlich, dass die Etikettierung als „Ausländer“ auch dort herabsetzende Wirkungen entfalten kann, wo eine Intention der Herabsetzung bei den Sprechenden gerade fehlt – man könnte hier vielleicht sinnvoll von einer Eigendynamik der Herabsetzung sprechen. Der Effekt der Verweisung erweist sich damit als distanzierender, verallgemeinernder und abwertender Effekt.

Der Effekt der Verweisung konstituiert sich folglich über drei wesentliche Aspekte, nämlich: Erstens die Ausgliederung aus einem Maßstab der Normalität durch die Etikettierung, zweitens die Relativierung der Erwartungen durch Rückgriff auf die Etikettierung und drittens die Herabsetzung mit Hilfe der Etikettierung. Im Zusammenwirken dieser drei Aspekte wird der Effekt der Verweisung als Ergebnis eines sprachlichen Differenzierungsprozesses durch Etikettierung verständlich. Verweisung heißt dann zusammengefasst, dass sprechend eine Nicht-Zugehörigkeit zum deutschen Kontext markiert und der Angesprochene dadurch auf einen anderen Zugehörigkeitskontext verwiesen wird, wodurch seine Position im deutschen Kontext als Herausdefinierter und Woanders-hin-Verwiesener konstituiert wird.

Der Effekt der Verkennung

Der erste allgemeine Blick auf die kollektivierenden Anrufungen hatte gezeigt, dass im Rückgriff auf die Plural-Personalpronomen „ihr“ und „euch“ eine Abgrenzung vom sprechenden „wir“ vollzogen wurde. Diese Kollektivierung erweist sich nicht nur wiederum als Distanzierungsmoment, in dem die eröffneten Gruppen als potentiell unversöhnlich einander gegenüberstehen, sondern verweist gleichzeitig auf den Vorgang der Ent-Individualisierung. Wiederum zeigen sich hier nicht Einzelne mit Einzelnen konfrontiert, sondern die angesprochenen Individuen werden als Gruppe wahrgenommen und in ihrer Ansprache auf diese Gruppenzugehörigkeit reduziert. Wiederum zeigt sich der Vorgang einer Verallgemeinerung, der eine Abstraktion von der Individualität des Einzelnen voraussetzt, wobei die Verallgemeinerung allerdings durch die gewählten Personalpronomen nicht so umfassend wirkt, wie durch die Etikettierung als „Ausländer. Im Zusammenhang mit dem zweiten Aspekt, der Infragestellung der moralischen Integrität der Gruppenmitglieder, inszeniert sich das sprechende „Wir“ gegenüber der „Ihr“/„Euch“-Gruppe gerade als wissend und erfahren.

So zeigte sich die Infragestellung der moralischen Integrität der Gruppenmitglieder als wesentlicher Subtext beider kollektivierenden Anrufungen, die eine Vorsicht gegenüber den Gruppenmitgliedern gleichermaßen rechtfertigt wie zum Ausdruck bringt. Verbunden ist die Infragestellung der moralischen Integrität der Gruppenmitglieder mit zwei Formen des Ausschlusses: Im einen Fall führt die Unterstellung dazu, dass den Gruppenmitgliedern kollektiv der Zugang zu einer Vergnügungsstätte verweigert wird, im anderen Fall führt die Unterstellung dazu, dass die Gruppenmitglieder ungeprüft als schuldig eingestuft und direkt als Täter identifiziert werden. Diese Ausschlüsse verdeutlichen, dass der Gruppe eine Eigengesetzlichkeit zugeschrieben wird, die in potentiell oder konkretem Konflikt zu den Regeln der „Wir“-Gruppe steht. Die Verallgemeinerung zur Gruppe („ihr“/„euch“) ermöglicht damit gerade eine Defizitperspektive auf die Gruppe, die hier nicht leistungs- sondern regelbezogen formuliert wird und auf den Aspekt der Herabsetzung im Effekt der Verknennung verweist: So heißt Verknennung vor allem dem Einzelnen dadurch Unrecht zu tun, dass er nicht als Individuum wahrgenommen, sondern einer als problematisch eingestuften Gruppe subsumiert wird.

In der Kombination einer Ent-Individualisierung als Gruppenmitglieder und einer Infragestellung der moralischen Integrität wird das herabsetzende Potential der kollektivierenden Anrufungen deutlich. In den Anrufungen erfolgt eine Objektivierung der Gruppe, die es erlaubt, sie einer Begutachtung und Bewertung zu unterziehen, deren Urteil in der Unterstellung fehlender moralischer Integrität mündet. Dieses Negativ-Urteil bildet nicht nur den Ausgangspunkt der Herabsetzung, sondern gewissermaßen ihr Zentrum, gerade weil das Urteil als Unterstellung handlungsleitend wird, ohne durch die Kollektivierten entkräftet werden zu können. Insofern ergibt sich die Herabsetzung durch die Kollektivierung eher indirekt als Effekt einer defizitären Betrachtung der Kollektiv-Gruppe, die über konkrete Ausschlüsse handlungspraktisch verstärkt wird. Der Effekt der Verknennung erweist sich damit ebenso als verallgemeinernder, distanzierender und abwertender Effekt, mit der Besonderheit, dass jedem Einzelnen dabei Unrecht widerfährt, der sich unschuldig und regelkonform verhält.

Der Effekt der Verknennung beinhaltet folglich ebenso wie der der Verweisung drei wesentliche Aspekte, nämlich erstens die Ent-Individualisierung durch die Kollektivierung, zweitens die Infragestellung der moralischen Integrität von Mitgliedern der Kollektiv-Kategorie und drittens die Herabsetzung als Kollektiv. In ihrem Zusammenhang betrachtet zeigen uns diese drei Aspekte den Effekt der Verknennung als Ergebnis eines sprachlichen Differenzierungsprozesses durch Kollektivierung. Verknennung heißt dann zusammengefasst, dass von einer bestimmten Gruppenzugehörigkeit angenommen wird, sie dominiere den Einzelnen in einer Weise, die zu unerwünschten Orientierungen führt, wodurch dieser Deutung widersprechende, individuelle Orientierungen übersehen werden.

Wenn Bayram also in etikettierender und verallgemeinernder Weise angerufen wird, so wird ihm damit eine gewisse Position(ierung) im Rahmen einer bestehenden Differenz-Ordnung sowohl nahe gelegt als auch zugeschrieben – wobei selbstverständlich nicht von einer einzigen Differenz-Ordnung ausgegangen werden kann, sondern sich vielmehr die Analyse aus pragmatischen Gründen einzig auf eine als natio-ethno-kulturell markierte Differenz(-Ordnung) beschränkt. Die nachfolgende Betrachtung von diesen Anrufungen zuzuordnenden (also ihnen teilweise entsprechenden) Identifizierungen soll dabei verdeutlichen, inwieweit die Anrufungen als alltagsweltliche Aufforderungen fungieren, den gezeigten Anrufungen identitär nachzukommen und gleichzeitig Hinweise auf Spielräume zwischen Anrufungen und Identifizierungen zu erhalten.

Lesbare Identifizierungen

Wie bereits in der zusammenfassenden Analyse zu Bayrams Positionierung als oppositioneller ‚Anderer‘ deutlich geworden ist, legen die Selbstbeschreibungen für die Figur Bayram im Rahmen der Inszenierung explizite Identifizierungen mit Bezug auf natio-ethno-kulturelle Differenzkategorien nahe. Die nachfolgend eingehender betrachteten Identifizierungen, die sich bezogen auf den Fall Bayram Özdal als relevante Identifizierungen im Hinblick auf natio-ethno-kulturelle Differenzverhältnisse extrahieren lassen, kreisen dabei maßgeblich um die zentrale Differenzlinie „Ausländer“/„Deutsche“.

Nötige und genötigte Identifizierung als „Ausländer“

Im direkten Anschluss an diejenigen Szenen, deren Anrufungen und Effekte wir uns gerade eingehend vergegenwärtigt hatten, findet sich im Kontext einer allgemeinen Betrachtung zur Chancenungleichheit zwischen „Deutschen“ und „Ausländern“ die erste eindeutige Identifizierung der Hauptfigur Bayram innerhalb dieser Matrix der Differenz. Diese Identifizierung bestätigt nicht nur bestehende *Konventionen der Eindeutigkeit* für natio-ethno-kulturelle Identifizierungen, sondern verweist auch darauf, dass diese Identifizierungen und die individuelle Integrationsbilanz Bayrams sich als eng miteinander verwoben verstehen lassen müssen. So heißt es:

„Also, ich persönlich fühl mich nicht integriert und möchte mich auch nicht mehr integrieren. [I: Mhm] Eh, (..) ich bin Ausländer und bleib ein Ausländer und das war’s und dann akzeptieren sie mich so oder gar nicht.“ (B 370ff.)

Die offensiv-selbstbewusst vorgetragene Identifizierung als „Ausländer“ bildet in dieser Argumentation das logische Gegenstück zum Status der persönlichen Integration; weil die Figur Bayram sich nicht integriert fühlt, bleibt er ein „Ausländer“, so wird hier konstatiert. Die Identifizierung als „Ausländer“ wird dabei als ebenso alternativlos wie angemessen präsentiert: In einer Situation des Nicht-integriert-Seins und des sich Nicht-mehr-integrieren-Wollens, scheint diese Identifizierung

der adäquate Ausdruck für Bayrams Selbstverständnis zu sein. Nur wer diese Identifizierung akzeptiert, könne deshalb Bayram in *angemessener* Weise akzeptieren. Das gehorsame Moment der Identifizierung offenbart sich hier und wird gleichzeitig zur Forderung zugespitzt: Es liegt in der Forderung nach einer (bestätigenden) Anrufung als „Ausländer“, die – im Sinne der bisherigen Anrufungs-Analyse – (auch) die Abwertung und Verallgemeinerung Bayrams impliziert.

Der fordernde Aspekt dieser Identifizierung verweist dabei auf zweierlei: Zum einen folgt die überzeugte Identifizierung als „Ausländer“ nicht (vollständig) der Logik der Entwertung und negativen Konnotation, die gemäß der bisherigen Analyse die Anrufung als „Ausländer“ begleiten, sondern widerspricht ihr gerade in der selbstbewussten Positionierung als „Ausländer“. Zum anderen erweist sich die Identifizierung als „Ausländer“ – trotz der starken Parteinahme für sie – zugleich zwar unter den gegebenen Umständen als angemessene, aber eher *gewordene* Identifizierung. Sie scheint (lediglich) passend für einen biographischen Zeitpunkt, an dem Bayram die Anstrengung, sich vollständig in die deutsche Gesellschaft integrieren zu wollen, bereits eingestellt hat. Damit wird die hier artikuliert Identifizierung als „Ausländer“ aber als vorläufiges Ergebnis einer Auseinandersetzung zu verstehen gegeben, innerhalb derer sich Integrationsstatus und Selbstverständnis der Hauptfigur Bayram gewandelt haben.

An anderer Stelle wurde deutlich, dass sich biographische Zeitpunkte angeben ließen, an denen die Figur Bayram sich durchaus integrieren wollte (vgl. B 342), was vor dem Hintergrund des bisher Gesagten auch als Hinweis auf potentiell andere Identifizierungen verstanden werden kann (z.B. im „Dazwischen“, wie in der nachfolgenden Passage).²⁰ Insbesondere im Kontext der Schule wird aber ein Prozessieren von Positionszuweisung dargestellt, der die Figur Bayram nachhaltig zur „Seite der Ausländer“ hin verschiebt – zu einer Positionierung, die sich für alle Beteiligten zunehmend als passend erweist. So heißt es:

20 An manchen Stellen legt die Inszenierung auch nahe, Bayram ebenso wie andere, in Deutschland geborene „Ausländer“, als (eigentlich) „Deutsche“ zu verstehen (insbesondere B 407). Die sprachliche Figur des „eigentlich Deutschen“ geht auf die Untersuchung „So richtig Deutsch wird man nie sein“ von Sylvia Keim (2003) zurück. Keim fragt vor dem Hintergrund von Eingliederungs- und Stigmatheorien danach, welche Ausgrenzungserfahrungen gut integrierte Angehörige der 2. Migrantengeneration in Deutschland machen und wie sie mit diesen umgehen. Einer ihrer Interviewten, Said, bringt in der Formulierung „man ist hier geboren und ist eigentlich Deutscher“ (Keim 2003: 119) zum Ausdruck, wie verletzt und verwundert er über die Tatsache ist, auf der Straße angespuckt zu werden. Keim folgert: „Der Angriff zeigt Said, dass andere Menschen ihn nicht nur nicht für einen Deutschen halten, sondern zusätzlich noch für so minderwertig, dass sie ihn ansucken“ (ebd.).

„Ehm (.) aber in der fünften bis siebten Klasse war ich wirklich so viel mit auch unter Deutschen und Ausländern. Ich war so/ ich war wirklich die einzige/ der einzige Person der eh (.) zwischen Deutschen und Ausländern [I: Hm] so, so (war?). Ich wurde dort eingeladen, zu deren Geburtstag, dort war ich, mit denen bin ich rumgehangen. Aber (.....) irgendwann hat sich das wirklich verändert, dass ich dann nicht wirklich nur (.) auf die Seite der Ausländer gebracht/ ge/ gekommen bin. Weil, irgendwann ha/ (.) es/ es war wirklich so(.): „Ja ihr!“ [I: Hm] (*schneller gesprochen bis**) Und dann/ dann fühlt man sich natürlich so/ so dorthin gezogen. Weil ihr! Sie sprechen dich/also nicht dich an, sondern: „Ihr!“ Und dann denkst du o.k., das ist meine Gruppe. [I: Ja] Also es ist wirklich so, dass die Gesellschaft sagt: „Ihr, ihr!“ Dann denkst du s/ so, das ist dein Platz. O.k., dann geh ich nach dorthin. Aber, es war wirklich* bis zur 10. Klasse (...) auch (*seufzen*) immer nur so! Egal was passiert ist (...) eh, sie hat/al/ immer waren wir Schuld!“ (B 146ff.)

Die gleichermaßen verweisende und verallgemeinernde Machtwirkung der Anrufung „ihr“ wird hier direkt als produktive gezeigt: Durch die Wiederholung und Einschärfung der Anrufung „ihr“ wird die Figur Bayram an einem angemessenen(er)en Ort platziert, so dass Bayram für sich nicht länger einen Ort der Uneindeutigkeit („dazwischen“) reklamieren kann, sondern auf einen Ort der Eindeutigkeit und Kollektivität „auf der Seite der Ausländer“ verwiesen wird. Auch wenn diese Platzzuweisung anerkannt wird und Bayram der Platzzuweisung affektiv, kognitiv und körperlich zu folgen scheint, weisen die passiven Verben „gezogen“, „gebracht“ und „gekommen“ darauf hin, dass diese Platzierung kaum Züge von Freiwilligkeit oder Enthusiasmus trägt. Trotzdem der Platz „auf der Seite der Ausländer“ letztlich als passend charakterisiert wird²¹, korrespondiert dieser Platzierung eine doppelte Zumutung: Zum einen heißt „auf der Seite der Ausländer“ stehen, aus der Gruppe der Mehrheitsdeutschen ausgegrenzt zu sein – als ‚Anderer‘ und nicht-fraglos Zugehöriger. Vor allem heißt dies aber auch in einem Schuldzusammenhang zu stehen, der „Ausländer“ vornehmlich als minderwertig-ungenügend und/oder bedrohlich-gefährlich konzipiert (s.o.).

Die Identifizierung als „Ausländer“ kann gemäß dieser Darstellung als biographisch *notwendige Identifizierung* interpretiert werden, in der die Not zum Ausdruck kommt, dass andere bzw. uneindeutigere Identifizierungen Bayrams als unglaubwürdig zurückgewiesen werden und offenbar keine Akzeptanz seitens der Mehrheitsangehörigen finden. In dem angedeuteten Veränderungsprozess, innerhalb dessen die gezeigte Identifizierung akzeptierend auf die wiederholten Anrufungen als „Ausländer“ bzw. „ihr“ eingeht, werden zugleich zwei Zumutungen der Platzierung als „Ausländer“ sichtbar: einerseits die der sozialen Verweisung (als

21 Der Platz erscheint in diesem Zusammenhang als passend für die Hauptfigur Bayram sowohl aus der Sicht der Anrufenden als auch aus der Sicht des Erzählenden.

Nicht-fraglos-Zugehöriger), andererseits die der emotional-moralischen Be-Lastung (als Schuldiger).

Als *spannungsvoll* erweist sich aber, dass trotzdem eine selbstbewusste Identifizierung der Figur Bayram als „Ausländer“ zum Ausdruck gebracht wird, die nun ihrerseits provokativ die Akzeptanz der Mehrheitsgesellschaft einfordert, während gleichermaßen der Möglichkeitsraum für Identifizierungen wesentlich durch die geforderten, akzeptierend-bestätigenden Anrufungen begrenzt erscheint. Als bislang implizite aber gleichwohl absolute Grenze von Bayrams Möglichkeitsraum der Identifizierung fungiert dabei offenbar die (unmögliche) Identifizierung als „Deutscher“, der nun noch einmal nachgegangen werden soll.²²

Identifizierung als „Kurde“ und unmögliche Identifizierung als „Deutscher“

Obwohl die Identifizierung als „Ausländer“ als die dominante natio-ethno-kulturelle Identifizierung innerhalb der Inszenierung betrachtet werden kann, wird sie von weiteren Identifizierungen flankiert.²³ Im Unterschied zu der Identifizierung als „Ausländer“ wird die Identifizierung als „Kurde“ dabei aber maßgeblich als unmittelbare Konsequenz eines Verwandtschaftsverhältnisses zu verstehen gegeben, die auch weitestgehend unabhängig vom Migrationskontext und der Akzeptanz von Mehrheitsangehörigen Relevanz erhält. Gleichzeitig wird diese Identifizierung doch insofern mit dem Migrationskontext verknüpft, als sie eine negative Einschätzung dazu provoziert, ob Bayram sich auch als „Deutscher“ identifizieren könnte. So heißt es:

„Ich/ verstehe nicht/ ich/ ich hab keine Ahnung von eh kurdischen Kultur, [I: Hmhm] also ich hab wirklich/ kann die Sprache nicht. Ich verstehe es nicht. Aber (.), meine Eltern sind Kurden, also bin ich auch Kurde. [I: Mhm] Es/ es ist so. Wenn ich (...?) ich auch keine Ahnung.“

22 Das Bild vom Möglichkeitsraum der Identifizierung denke ich folgendermaßen: Die Anrufungen lokalisieren den Einsatzpunkt dieses Möglichkeitsraumes, innerhalb dessen Identifizierungen eine (fraglose) Anerkennung erfahren können. Die Bestätigung von möglichkeitsraum-adäquaten Identifizierungen erfolgt über wiederholte und wiederholende Anrufungen, in denen Anrufung und Identifizierung sich – zumindest oberflächlich – entsprechen müssen.

23 So finden sich neben den hier explizit erwähnten auch andere Identifizierungen (bspw. als „Sohn“), die sich allerdings nicht auf natio-ethno-kulturelle Differenz beziehen und deshalb innerhalb dieser Analyseperspektive vernachlässigt werden. Zudem wird ebenfalls die strategische Identifizierung als „Türke“ an dieser Stelle vernachlässigt, obwohl sie deutlich auf natio-ethno-kulturelle Differenzkategorien Bezug nimmt. Dies ist eher dem Umstand geschuldet, dass die Analyse zum Fall Bayram im Verhältnis zum Fall Josef sonst allzu umfangreich würde.

[I: Hmhm] Also, ich hab viel mehr Ahnung von der ah deutschen Tradition, von der deutschen Geschichte als türkische Geschichte, aber ich bin niemals ein Deutscher! [I: Hmm] Ich werde auch niemals ein Deutscher sein. [I: Hm] Und die Gesellschaft wird mich auch niemals sagen so/ so: „Er ist ein Deutscher.“ Nein!“ (B 272ff.)

Vorgeführt wird hier gewissermaßen die Besonderheit natio-ethno-kultureller Identifizierungen, die gemäß dieser Darstellung wenig damit zu tun hat, innerhalb welcher Nationalgeschichte man sich auskenne, welche Sprache man spreche, in welcher Tradition man sich sicher bewege. Obwohl deutlich wird, dass die Hauptfigur Bayram das, für den deutschen Kontext als relevant eingeführte, Wissen vorweisen kann, *kann* Bayram sich offenbar *nicht* (legitim) als „Deutscher“ identifizieren und gleichzeitig *muss* er sich offenbar als „Kurde“ identifizieren, weil Bayram das Kind „kurdischer“ Eltern ist. Im Sinne dieser Logik haben Bayrams natio-ethno-kulturellen Identifizierungen sowohl etwas mit Loyalität gegenüber den Eltern zu tun, die sich als Automatismus der Abstammung artikuliert, als auch etwas mit der bereits betrachteten Dynamik der fehlenden Akzeptanz einer Identifizierung Bayrams als „Deutscher“ im Migrationskontext. Deutlich wird daran vor allem die Unmöglichkeit einer (legitimen) Identifizierung als „Deutscher“, die im Fall Bayram Özdal gewissermaßen die Negativ-Folie für die benötigte Identifizierung als „Ausländer“ und die scheinbar unhintergehbare Identifizierung als „Kurde“ abgibt.

Ohne diese Akzeptanz von außen ist eine Identifizierung Bayrams als „Deutscher“ folglich unglaublich und nicht haltbar, sie wird insofern nahezu als absolute Unmöglichkeit dargestellt, die keine weitere Erläuterung erforderlich macht. Gleichwohl findet sich diese Erklärung ohne weiteres, sie bildet einen dramatischen Höhepunkt der Inszenierung, der deutliche Hinweise darauf enthält, wann jemand im Migrationskontext (legitim) als *vollständig* „deutsch“ bzw. *integriert* gelten kann:

„Wenn man von vornherein (.) in die Gesell/ [I: Hm] ich fühl mich immer noch nicht integriert! Ich werd mich auch niemals integriert fühlen! Also, es/ es geht nicht, weil/ weil (.) auf der einen Seite denke ich so/ so ich kann mich niemals so anpassen, dass ich sage/ dann müsste ich meinen Namen ändern, meine Ha/ Haare blondieren, [I: Hm, hm] meine Gene verändern und sagen, ja ich heiße eh Hans, Egon, was weiß ich? [I: (lacht)] Ehm, das/ das kann ich nicht. Solange ich nicht mein Äußeres nicht ändern kann, werd ich auch niemals anerkannt. [I: Mhm] Also(.), es/ es geht nicht!“ (B 256ff.)

Wie hinsichtlich des Urteils zur Identifizierung als „Deutscher“ fällt auch hier abermals das Urteil zu Bayrams Integration endgültig aus: In einem Kontext, in dem Integration nur dann als gelungen betrachtet wird, wenn eine vollständige Anpassung Bayrams gerade zu seiner Unsichtbarkeit als Migrationsanderer führen würde, kann Bayram als „Bayram“ sich gerade nicht integrieren. Er müsste „Hans“ oder „Egon“ sein, blonde Haare haben oder „deutsche“ Gene, um (legitim) als inte-

griert bzw. „deutsch“ gelten zu können. Als jemand, der als Migrationsanderer zu erkennen ist, als *Markierter* – wie Bayram hier dargestellt wird – ist weder fraglose Zugehörigkeit noch vollständige Integration für Bayram möglich. Dieses Markiert-Sein im Blick derjenigen, die ihn als ‚Anderen‘ betrachten, definiert damit für Bayram die Grenzen des Möglichkeitsraumes seiner Integrationschancen und Identifizierungen, der sich maßgeblich durch produktiv miteinander interagierende Anrufungen und Identifizierungen zu konstituieren scheint. Vor dem Hintergrund eines vor jeder Anrufung sicht- und lesbar wirkungsvollen Markiert-Seins kann Bayram sich unmöglich als „Deutscher“ (legitim) identifizieren und ist notwendig auf einen anderen Ort seiner Selbst-Positionierung verwiesen, der diesem Markiert-Sein Rechnung trägt und auch die daran geknüpften (Fremdheits-)Erwartungen erfüllt.

Zum Verhältnis von Anrufungen und Identifizierungen

Die gezeigte Analyse legt einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Anrufungen und Identifizierungen nicht nur nahe, sie bestätigt ihn geradezu. So steht in der Zusammenschau der gezeigten Anrufungen und Identifizierungen weniger die Frage im Vordergrund, wie die Hauptfigur Bayram ihre Identifizierung zu verstehen gibt, sondern es wird vielmehr die Notwendigkeit einer auch für andere anerkannten Identifizierung aufgezeigt: Annehmbar scheinen nicht nur, aber vor allem Identifizierungen, die mit den Bayram entgegen gebrachten Anrufungen korrespondieren und seinem Markiert-Sein als Migrationsanderer nicht widersprechen. Gleichwohl zeigte sich ein gewisses Spannungsverhältnis zwischen den Implikationen der Anrufung als „Ausländer“ und der gezeigten Identifizierung als „Ausländer“, die nahe legt, dass trotz des gleichen verwendeten Wortes dessen Bedeutung als Anrufung oder Identifizierung keineswegs identisch sein muss – ich werde darauf zurückkommen. Zudem zeigte sich die dominante Identifizierung als „Ausländer“ verwiesen auf die Unmöglichkeit einer Identifizierung als „Deutscher“, aber auch flankiert von einer fraglosen Identifizierung als „Kurde“, deren Anerkennbarkeit durch Mehrheitsangehörige im Unterschied zu der als „Ausländer“ gerade nicht zur gleichsam öffentlichen Disposition steht. Die Identifizierung als „Kurde“ verweist damit auch darauf, dass natio-ethno-kulturelle Identifizierungen in unterschiedlichem Maße eher als privat relevante Identifizierungen oder eher als öffentlich relevante Identifizierungen angelegt sein können. Als wesentliche Grenzbestimmung für den damit umrissenen Möglichkeitsraum von Bayrams Identifizierungen erwies sich dabei das Markiert-Sein als Migrationsanderer, das letztlich die Unmöglichkeit einer (legitimen) Identifizierung Bayrams als „Deutscher“ begründete.

Umgang mit dem „Makel“ (natio-ethno-kultureller Differenz)

Mit Blick auf die Gesamtgestalt des Falles Bayram Özdal* soll nun abschließend noch einmal der in der Inszenierung gezeigte, fallspezifische Umgang mit natio-ethno-kultureller Differenz verdichtet dargestellt werden. Dieser Umgang wird deswegen als Umgang mit dem „Makel“ natio-ethno-kultureller Differenz thematisiert und diskutiert, weil ich solche Differenz als eingeschrieben in ein System der machtvollen Hierarchisierung von Differenzen rekonstruiert hatte (vgl. Kap. Diskriminierung: 165ff.). Im deutschen Kontext kann dieses machtvolle System der Differenz(ierung) als eines charakterisiert werden, das das „Deutsche“ als Norm und Normalität gegenüber dem „natio-ethno-kulturell Anderen“ setzt und bestätigt, während es Normabweichungen sanktioniert oder benachteiligt. Für den fallspezifischen Umgang mit dem „Makel“ (der Differenz) ist damit aber keineswegs schon beantwortet, ob natio-ethno-kulturelle Differenz auch innerhalb der Inszenierung als Makel zu verstehen gegeben wird – auch wenn die bisherigen Analysen für den Fall Bayram Özdal diese Interpretation nahe legen. Nachfolgend soll folglich noch einmal zusammenfassend geklärt werden, welche spezifische Antwort der gezeigte Umgang mit dem „Makel“ auf die Problematik bietet. Für diese zusammenfassende Analyse wird dabei zwischen zwei Analyse-Ebenen differenziert: 1. dem *Wie* des Erzählens und 2. dem *Was* des Erzählten. Im ersten Abschnitt wird der Umgang vorwiegend anhand der verwendeten Erzählmodalitäten, im zweiten dann anhand der verwendeten Erzählinhalte expliziert. Beide Formen des Umgangs greifen allerdings ineinander und bestärken sich, was ihre Unterscheidung damit als analytische ausweist.

Umgang auf der Ebene des Erzählens: Skandalisierung

Überblickt man den gesamten Fall Bayram Özdal, so zeigt sich ein spezifischer *Erzählgestus*, der insbesondere in den anrufungstheoretisch relevanten Passagen deutlich wurde. Wo Diskriminierungserfahrungen der Hauptfigur Bayram gezeigt werden, erfolgt deren Darstellung in einer Form, die zwar die Betroffenheit der Figur Bayram durch diese Erfahrungen keineswegs unterschlägt, gleichzeitig aber im Erzählen selbst eine Opferhaltung eher vermeidet. Diese Taktik des Erzählens, die ich als *Skandalisierung* kennzeichnen und diskutieren möchte, soll nachfolgend als Strategie des Umgangs mit dem „Makel“ (natio-ethno-kultureller Differenz) zu verstehen gegeben werden. Skandalisierung wird dabei zum erzählerischen Instrument, das es erlaubt, die offensive Positionierung als oppositioneller ‚Anderer‘ im Sinne eines Insistierens auf und Herausstreichen der Differenz so zu nutzen, dass sie zur politischen Anklage diskriminierender Verhältnisse dient.

Die erzählerische Taktik²⁴ der Skandalisierung lässt sich analytisch als *diskursive Fokussierung auf Ungerechtigkeiten* lesen. Sie setzt sich aus verschiedenen Elementen und Basismodi zusammen, die dann gemeinsam als Taktik wirksam werden. Zur Verdeutlichung des Zusammenspiels von Basismodi und Elementen, die in der öffentlichen Problematisierung diskriminierender Praxen gipfelt, mag folgende Graphik helfen:

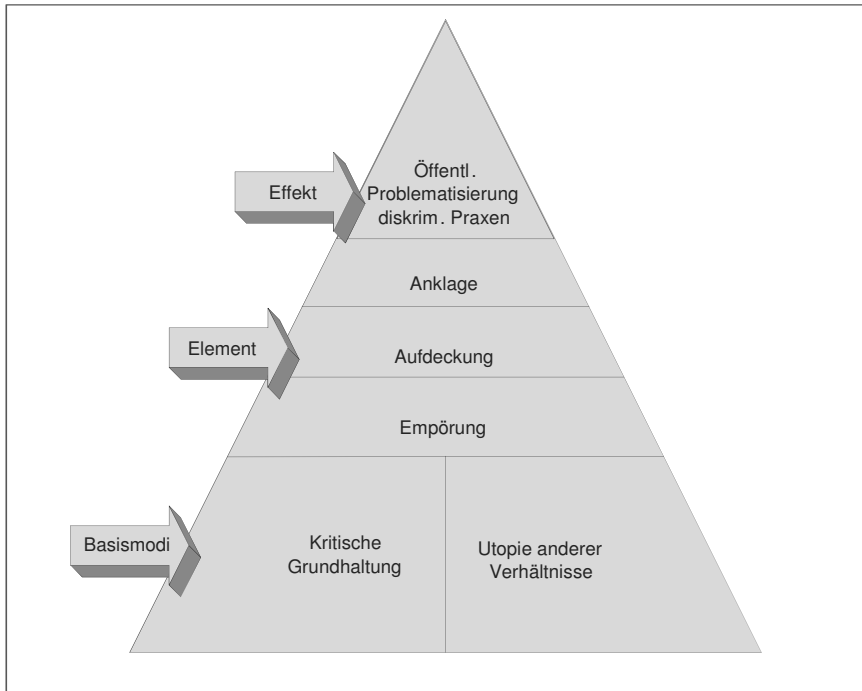


Abb. 6: Die erzählerische Taktik der Skandalisierung

Die erzählerische Taktik der Skandalisierung beschränkt sich nicht lediglich auf den Hinweis einer Ungerechtigkeit, sondern verbindet diese implizit mit einer (politischen) Forderung nach mehr Gerechtigkeit oder zumindest der Anerkennung des Unrechts. Sie setzt insofern die *Basismodi* einer kritischen Grundhaltung (1), also der Bereitschaft zur Problematisierung vorgefundener Verhältnisse ebenso voraus,

24 Obwohl ich von Taktik und Strategie spreche, möchte ich die damit bezeichnete Praxis nicht als intentional überformte oder bewusst initiierte verstanden wissen. Im Anschluss an Foucault gehe ich davon aus, dass etwas taktisch oder strategisch wirksam sein kann, ohne als geplant und absichtsvoll verstanden werden zu müssen. Strategie ist dabei der umfassendere, Taktik der lokalere Begriff (vgl. Foucault 1986: 19).

wie eine eher implizite Utopie anderer, besserer Verhältnisse (2) – wie sie sich im Fall Bayram Özdal sowohl in einzelnen Darstellungen der Türkei wie auch Deutschlands finden. Als wichtiges *Element* des skandalisierenden Sprechens zeigt sich dabei die emotionale Qualität der Empörung²⁵ (3), die sich mit dem Element der Aufdeckung (4), also der Enthüllung von brisanten Einzelheiten, in einer Weise verbindet, dass daraus die Formulierung einer Anklage (5) möglich werden kann. Skandalisierung wird folglich als Form des Sprechens sichtbar, die es erlaubt, im Status der Anklage zu sprechen, indem sie das erlittene Unrecht des geschädigten Opfers aufdeckt und damit für Unbeteiligte überhaupt erst (auch in seiner emotionalen Qualität) sichtbar macht. Dieses skandalisierende Sprechen zeitigt dadurch den *Effekt* öffentlichkeitswirksam²⁶ diskriminierende Praxen zu problematisieren, wozu einerseits gehört, sie als diskriminierende allererst zu verstehen zu geben, aber auch ihre emotionalen Komponenten (wie Verletzung oder Wut) hervortreten zu lassen. Skandalisierung zeigt sich damit als eine Taktik der (Selbst-)Ermächtigung, der es gelingen kann, die Angeklagten (hier insbesondere Mehrheitsangehörige) in Erklärungs- oder Rechtfertigungsnot zu versetzen oder gar zur Anerkennung des Unrechts zu bewegen.

Jeder der genannten Aspekte des skandalisierenden Erzählens oder Sprechens trägt folglich dazu bei, der natio-ethno-kulturellen Differenz der Hauptfigur Bayram insofern besondere Aufmerksamkeit zuzubilligen, weil diese als Voraussetzung der problematisierten Diskriminierungserfahrungen zu verstehen gegeben wird: Würde die Figur Bayram nicht als „Ausländer“ diskriminierend behandelt, so wäre es schwierig, eine Skandalisierung dieser Diskriminierungen in dieser Form vorzunehmen. Insofern sichert der Verweis auf die Hauptfigur Bayram, die als von Diskriminierung negativ betroffene gezeigt wird, die Glaubwürdigkeit dieses skandalisierenden Sprechens ab. Die Identifizierung Bayrams als „Ausländer“ wird dabei zu einer wichtigen Ressource im Ringen um die Sichtbarmachung dieser Diskriminierungsrealität (vgl. Effekt 2: Kein Einzelfall: 296). Damit wird der – insbesondere von Mehrheitsangehörigen aktualisierte – „Makel“ der Differenz nun allerdings ein weiteres Mal umgewertet, indem er gerade zur Autorisierung des skandalisierenden bzw. anklagenden Sprechens genutzt wird. Für die Figur Bayram erscheint damit nicht die vermeintliche Tatsache der (natio-ethno-kulturellen) Differenz selbst als „Makel“, sondern vor allem sind die auf diese Differenzsetzung bezogenen diskriminierenden Praxen problematisch. Für das Erkennen und die Anrufungen der

25 Insbesondere in der Hirten-Szene offensichtlich: „Das geht nicht!“ (vgl. 303ff.).

26 Die „Öffentlichkeit“ ist im konkreten Rahmen einer Interviewsituation sicherlich zunächst recht beschränkt. Im Hinblick auf eine spätere wissenschaftliche Veröffentlichung der Ergebnisse kann allerdings durchaus berechtigt eine auch über die konkrete Interviewsituation hinausgehende „Öffentlichkeit“ als Adressatin dieses Sprechens unterstellt werden.

Hauptfigur Bayram als „Ausländer“ o.ä. hatte sich gerade dessen „Markiert-Sein“ als eine Art unhintergehbare Begründung erwiesen, die in den Anrufungen als ‚Anderer‘ ihren Widerhall findet und bestätigt wird.

Innerhalb der Inszenierung wird die Identifizierung der Hauptfigur Bayram als „Ausländer“ vor allem dort als „Makel“ zu verstehen gegeben, wo sie von anderen eingefordert und mit ausgrenzend-diskriminierenden Praxen verbunden wird, während sie an anderen Stellen eher als Ressource erscheint. Die Taktik der Skandalisierung gelingt schließlich vor allem deshalb, weil sie gewissermaßen die Autorität ihres Sprechens direkt aus der Betroffenheit der Hauptfigur Bayram schöpft, so meine These. Dem skandalisierenden Sprechen gelingt es, trotz Hinweisen auf Diskriminierungserfahrungen und dem damit quasi notwendig verbundenen Opferstatus der Figur Bayram, über diese erzählerische Taktik gerade eine Form der (Selbst-)Ermächtigung zu zeigen. Diese fungiert dabei gewissermaßen als Gegengewicht zu den Herabsetzungen innerhalb der Diskriminierungserfahrungen, die sich unter dem Namen „Ausländer“ vereinigen lassen.

Umgang auf der Ebene des Erzählten: Durchkommen und Vorbild sein

Während die erzählerische Taktik der Skandalisierung als eine diskursive Fokussierung auf Ungerechtigkeit auf der Ebene des Erzählens analytisch rekonstruiert werden konnte, soll nun die erzählte Taktik einer pragmatisch-funktionalen Erfolgsorientierung als eine auch altruistisch orientierte Praxis der Hauptfigur Bayram gezeigt werden, die sich vor allem inhaltlich erschließt. Im Zentrum steht dabei die Frage, wie es nun mit Hilfe der *erzählten Inhalte* gelingt, die Figur Bayram als Migrationsanderen gerade (positiv) hervortreten zu lassen.

Im Überblick über den gesamten Fall Bayram Özdal zeigt sich eine Korrespondenz zwischen persönlicher Integrationsbilanz und der Positionierung als „Ausländer“, die auch die nachfolgenden Überlegungen rahmt. Wie bereits im Hinblick auf die Identifizierungen deutlich wurde, fällt die Integrationsbilanz für die Hauptfigur Bayram eindeutig negativ aus. Der Einsicht in die Unmöglichkeit einer vollständigen Integration im deutschen Kontext, welche mit dem Verschwinden Bayrams als sichtbarer Migrationsanderer gleichgesetzt wurde, korrespondiert dabei auch das Aufgeben eines diesbezüglichen Bemühens. Vielmehr zeigt sich eine Art pragmatisch-funktionale Erfolgsorientierung, die die familiäre akademische Bildungsorientierung aufnimmt und sie zu einer günstigen Platzierung auf dem Arbeitsmarkt wendet: Für die Figur Bayram steht nicht mehr eine umfassende Integration im Vordergrund, sondern vielmehr der mütterlichen Erwartung nachgekommen zu sein, das Abitur erfolgreich zu absolvieren. Dazu verhelfen neben dem Verzicht auf zeitintensive Freizeitaktivitäten wie Fußball auch strategische Schulwechsel. Leitend bleibt dabei für die Figur Bayram auch nach dieser ersten Zielerreichung der Wunsch nach „Bildung“ sowie der Ausübung eines „ordentlichen Berufes“ (B 518).

Beide Wünsche finden in der Entscheidung für ein Lehramtsstudium letztlich ihren Ausdruck.

Neben diese persönliche Motivation tritt aber auch eine altruistische Orientierung, die maßgeblich an den skandalisierenden Erzählgestus anschlussfähig ist. So wird die Figur Bayram auch als jemand entworfen, dem es in seinem zukünftigen Beruf als „ausländischer“ Lehrer wichtig ist, nicht nur, aber insbesondere für „ausländische“ Kinder eine „Bezugsperson“ (B 827) darzustellen: Jemand der vorlebt, was machbar ist. Neben die pragmatisch-funktionale Orientierung, die betont, dass allein das Durchkommen bis zum Abitur und ins Studium bereits als deutlicher Erfolg zu werten sei, tritt folglich eine altruistische Orientierung, die die potentiell verändernde Außenwirkung des Wunsches, einen „ordentlichen Beruf“ auszuüben, mit in die Erwägungen einbezieht. Die Figur Bayram wird damit in einer potentiellen Vorbildfunktion imaginiert, in der sich Bayram der Stellvertreterrolle als (erfolgreicher) „Ausländer“ nie gänzlich entledigen kann, so dass für ihn persönliche Berufsentscheidungen nicht unabhängig von dieser Funktion zu bestimmen sind.

Darin zeigt sich abermals die deutliche Umwertung des „Makels“ (natio-ethno-kultureller Differenz) einerseits zu einem individuellen Wettbewerbsvorteil hinsichtlich zukünftiger Lehrerstellen, andererseits zu einer altruistischen Vorbildfunktion gegenüber zukünftigen SchülerInnen. Insofern wird auch auf der Ebene der zukünftig imaginierten Praxis das Insistieren auf der Positionierung Bayrams als „Ausländer“ als wirkungsvoll und notwendig entworfen. In der Taktik des Durchkommens und Vorbild-Seins verbinden sich dabei Momente der persönlichen beruflichen Etablierung (einen „ordentlichen Beruf“ als Lehrer auszuüben) mit Momenten der Veränderung etablierter Verhältnisse (als „ausländischer“ Lehrer erfolgreiches Vorbild für sozialen Aufstieg sein können). Nur mit Hilfe einer deutlichen Positionierung als „Ausländer“ kann die Figur Bayram wiederum als Anwalt möglicher Veränderungen agieren – damit wird abermals die Positionierung als „Ausländer“ als Ressource hervorgehoben und umgewertet.

Zwischenergebnis II: Herausstreichen der Differenz als Politik

Die bisherige Analyse für den Fall Bayram Özdal konnte auf der Ebene des Erzählens, des *Wie* der Darstellung, eine diskursive Fokussierung auf Ungerechtigkeiten herausarbeiten, die eine öffentliche Problematisierung diskriminierender Praxen ermöglichte. Auf der Ebene des Erzählten, des *Was* der Erzählung, zeigte sich das Ineinandergreifen einer pragmatisch-funktionalistischen mit einer altruistischen Orientierung, die auch berufsbezogen Bayrams Positionierung als „Ausländer“ als Ressource entwarf. Der sprachlichen Notwendigkeit, die Bayram als „Ausländer“ im Interviewtext konturiert, um so Diskriminierungspraxen skandalisieren zu können, korrespondiert insofern gemäß dieser Analyse auch ein Insistieren auf Bayrams natio-ethno-kultureller Differenz im Kontext zukünftiger Berufstätigkeit – die

Wichtigkeit Bayram als ‚Anderen‘ zu zeigen, kann folglich als doppelt performativ verstanden werden. Unter den Bedingungen eines (bis ins Jugendalter bestehenden) formal-juristisch eingeschränkten Zugehörigkeitsstatus als „Ausländer“ sowie der informellen Erkennbarkeit und Anrufung als „Ausländer“ zeigt sich diese Kategorisierung letztlich auch als zentralen Bezugspunkt der Selbstbeschreibung.

Die rekonstruierten Strategien des Umgangs mit dem „Makel“ (natio-ethno-kultureller) Differenz wiesen deutlich das *Potential* einer Positionierung der Hauptfigur Bayram als Migrationsanderer, insbesondere als „Ausländer“ aus: Diese Position bzw. die Berufung auf diese Position ermöglicht gemäß der vorgelegten Analyse nicht nur das Anklagen von Diskriminierungspraxen als Ungerechtigkeit gegenüber als „Ausländer“ oder ähnlich Diskriminierten, sie eröffnet auch die Möglichkeit von dieser Position aus als Vorbild (z.B. als Lehrer) wirksam zu werden. In dieser Perspektive findet sich die Inszenierung dominiert von einem positiv konnotierten Bezug auf natio-ethno-kulturelle Differenz, die das Herausstreichen der Differenz gerade zum Ausgangspunkt einer Politik macht, die wesentlich darin besteht, Ungerechtigkeit aufzudecken, sich ihrer Reproduktion, sofern es möglich ist, zu enthalten und gegen sie andere (Vor-)Bilder zu setzen.

Gleichzeitig zeigte sich ein weiterer Aspekt, der ebenso zur Strategie Herausstreichen der Differenz als Politik gehört, der stärker die mit der Positionierung als „Ausländer“ verbundenen *Benachteiligungen* verdeutlichte und explizit skandalisierte. Dieser Hinweis auf Benachteiligungen umfasste nicht nur die Aspekte, Diskriminierungserfahrungen ausgesetzt und in einen Schuldzusammenhang eingeschrieben zu sein, sondern vor allem auch den Umstand, einer (intersubjektiven) Festschreibung auf ein negativ konnotiertes Bild von „Ausländern“ nicht gänzlich entgehen zu können. Als zentraler Ansatz- und Referenzpunkt für fehlende Gleichstellung und -behandlung wurde dabei das (auch phänotypische) *Markiert-Erscheinen* der Figur Bayram als Migrationsanderer ausgewiesen.

Die Inszenierung Bayram Özdal zeigt sich gemäß dieser Analyse (-Lesart) maßgeblich vom Paradigma einer Differenzsensibilität und Differenzbestätigung durchdrungen, die vor allem dazu genutzt wird, die mit Differenzkonstruktionen verbundenen Diskriminierungspraxen hervorzuheben und zu skandalisieren. Die Figur Bayram erscheint im Rahmen der Inszenierung fast nur als ‚Anderer‘, zum einen weil sie einer (oft diskriminierenden) Behandlung als ‚Anderer‘ ausgesetzt ist, aber auch weil sie sich als ‚Anderer‘ positioniert und als solcher der Akzeptanz anderer aussetzt sowie sich handelnd entwirft. Gleichzeitig vermittelt diese Inszenierung den Eindruck, dass natio-ethno-kulturelle Differenzkategorien vor allem deshalb relevant sind, weil sie im konkreten Interaktionszusammenhang immer wieder Relevanz erhalten.

Wenn wir die Ebene der streng empirischen Fallrekonstruktion nun weitestgehend verlassen, spricht aus dem für die Inszenierung typischen Moment des Insistierens auf und Sichtbar-Machens von Bayram als Migrationsanderem, das als poli-

tisches Herausstreichen der Differenz rekonstruiert wurde, vor allem – wenn auch implizit – ein *relativ hohes Maß an Benachteiligung unter relativ privilegierten Bedingungen*.²⁷

Formelles Mitgliedschaftsprivileg: Als Eingewanderter mit dem anerkannten Status als „Asylberechtigter“ ist Bayram unmittelbar privilegiert gegenüber jenen, die keine Anerkennung ihrer Asylverfahren oder allgemeiner keinen rechtmäßigen und dauerhaften Aufenthaltsstatus innerhalb des deutschen Nationalstaates erwirken können. Gleichzeitig wird er mit diesem Status im Vergleich zu sog. „deutschen Volkszugehörigen“, seien diese nun eingewandert oder seit mehreren Generationen ansässig, sowohl im Hinblick auf staatliche Leistungsansprüche wie auch im Hinblick auf behördliche Zuständigkeiten schlechter gestellt. Mit der Veränderung des Staatsangehörigkeitsrechts haben sich dann später die Bedingungen zur Einbürgerung für Bayrams Familie erleichtert, die diese auch nutzt. Damit sind sie auf der formellen Mitgliedschaftsebene nun „Deutschen“ mittlerweile vollkommen gleichgestellt, was deshalb als Ausdruck von Privilegierung gelten kann, weil es z.B. mit Aufenthalts- und Arbeitsberechtigungen innerhalb aller EU-Staaten verbunden ist ebenso wie mit erleichterten Visa-Bestimmungen für Einreise und Aufenthalt in Nicht-EU-Staaten und einer Gleichbehandlung im Hinblick auf staatliche Leistungen wie Kindergeld, Bafög, etc.

Informelle Mitgliedschaftsbenachteiligung: Im Hinblick auf „phänotypische und para-phänotypische Mitgliedschaftssignale“ (Mecheril 2003: 154f.)²⁸ wie Erschei-

27 Dieses Nachzeichnen orientiert sich dabei maßgeblich, wenn auch nicht vollständig, an den Aspekten des Konstitutionsfeldes „Zugehörigkeit“, das Paul Mecheril (2003: 118ff.) entwirft: 1. symbolische Mitgliedschaft, 2. habituelle Wirksamkeit und 3. biographisierende Verbundenheit. Den Aspekt der Verbundenheit vernachlässige ich in diesem Zusammenhang, weil die gesamte Rekonstruktion der Inszenierung bereits die biographische Einschreibung der Hauptfigur in die Zugehörigkeitskontexte Türkei und Deutschland ausführlich nachgezeichnet hatte. Auch scheint mir auf der analytischen Ebene die Frage nach der „biographisierenden Verbundenheit“ (Mecheril 2003: 218ff.) weniger eine Frage nach Zugehörigkeitsmöglichkeiten zu eröffnen als vielmehr einen bestimmten Zustand von bereits gestifteten Zugehörigkeiten zu markieren – weshalb sie aus meiner Perspektive den beiden Aspekten „habituelle Wirksamkeit“ und „symbolischer Mitgliedschaft“ (zur Übersicht vgl. Mecheril 2003: 136) gegenüber nicht als gleichrangig anzusehen ist.

28 Paul Mecheril (2003) definiert Mitgliedschaftssignale als Hinweise für informelle Mitgliedschaftsbedingungen wie folgt: „Mit dieser Bezeichnung möchte ich zum Ausdruck bringen, dass natio-ethno-kulturelle Mitgliedschaft in alltagsweltlichen Zusammenhängen – auch im Alltag der Wissenschaften oder dem Alltag der Politik – in einem selbstverständlichen Akt des Als-Mitglied-Erkennens festgestellt wird. Dass diesem Vorgang Wahrnehmungsprozeduren des Auslegens von Mitgliedschaftssignalen zugrunde liegen,

nungsbild und Eigenname wird Bayram deutlich als ‚anders‘ markiert zu verstehen gegeben – darauf verweisen wiederholt solche Diskriminierungserfahrungen, in denen Bayram als „Ausländer“ erkannt und angerufen wird, aber auch der direkte Hinweis auf sein Markiert-Erscheinen als wirksame Integrationsbarriere. Diese Auffälligkeit Bayrams als ‚Anderer‘ zeigte sich als verbunden mit einer Praxis, die Bayram als Nicht-selbstverständlich-Zugehörigen im deutschen Kontext deutet und ihm damit auf der informellen Ebene wiederholt und anhaltend seine mittlerweile formell gewährte fraglose Zugehörigkeit wieder entzieht. Die Wahrnehmung und Interpretation dieser (Nicht-)Mitgliederschaftssignale, die alltagsweltliche Ausschlüsse gleichermaßen vornehmen wie legitimieren, muss dabei als gewichtige Form der Benachteiligung verstanden werden.

Zwischen Wirksamkeitsprivileg und Wirksamkeitsbenachteiligung: Jenseits der viel beachteten Diskriminierungserfahrungen wird die Figur Bayram als durchaus wirksam in ihren sozialen Kontexten gezeigt. Sowohl Ansatzpunkte einer Mittelschichtorientierung (z.B. die anvisierte Ausübung eines „ordentlichen Berufes“ als Lehrer), eine gute ökonomische Ausstattung durch die Berufstätigkeit der Mutter und die ausgeprägte Bildungsaspiration in Bayrams Familie scheinen maßgeblich Bayrams Wirksamkeit vor allem in schulischen und berufsbezogenen Lebensbereichen zu unterstützen. Auch in den privateren Lebensbereichen, die sich auf Familie, Freunde, Freizeit und Sport beziehen, wurde die Hauptfigur Bayram vordringlich als handlungsfähig entworfen und gezeigt, was sich vor allem daran ablesen ließ, dass Bayram innerhalb dieser Sphären einen unangefochtenen Platz einnehmen kann und eine den Erwartungen weitestgehend entsprechende Resonanz auf sein Handeln erhält. Gleichzeitig hatten insbesondere die Diskriminierungserfahrungen sich immer wieder auch als solche Erfahrungen erwiesen, in denen subjektive Handlungsräume für Bayram buchstäblich oder symbolisch eingeschränkt oder Anerkennungsbekundungen für Bayrams Handeln verweigert wurden.

Die relative Benachteiligung, die den Fall Bayram Özdal auszeichnet, beruht also im Wesentlichen auf einer Kombination aus sich allmählich verbessernden Ausgangsbedingungen auch in materieller Hinsicht, dem alltagsweltlichem Aberkennen des symbolischen und praktischen Status als Gleichberechtigter, konkreten Diskriminierungserfahrungen, die mit Herabsetzungen verbunden sind, sowie dem Um-

hat mit der Symbolizität von Mitgliedschaft zu tun ... Natio-ethno-kulturelle Mitgliedschaft ist phänotypisch kodiert. Freilich ist dies nicht der einige informelle Kodiermodus. Andere, para-phänotypische Mitgliedschaftssignale werden erst deutlich, wenn jemand zu sprechen beginnt, wenn jemand sich verhält, sie werden in Gebärden offenkundig, im Lachen, in der Art des Sich-Streitens, den Mustern des Echauffierens“ (Mecheril 2003: 154). Das Erkennen von natio-ethno-kulturell Anderen funktioniert folglich auf der Grundlage eines symbolischen Codesystems, das einen „physiognomischen Code“ (ebd.) deutet.

stand als phänotypisch und paraphänotypisch ‚anders‘ markiert zu gelten und damit als ‚Anderer‘ in sozialen Zusammenhängen erkennbar und diskriminierbar zu sein. Diese Summe an Benachteiligungen unter den Bedingungen von relativer Privilegierung konturieren Bayram als ‚natio-ethno-kulturellen Anderen‘ in einer Weise, der letztlich auch als positioniert Sprechender entsprochen wird. Folgt man dieser Analyse, so steht man im Hinblick auf die Frage nach der natio-ethno-kulturellen „Anderung“ von Bayram vor einem letztlich paradoxen Ergebnis: In diesem Fall bildet die offensiv vertretene Positionierung als „Ausländer“ sowohl den Einsatzpunkt für Wirksamkeitseinschränkungen und die Aberkennung informeller Mitgliedschaft durch die Mehrheitsgesellschaft, aber auch den Ausdruck für subjektive Handlungsfähigkeit, die sich insbesondere im Gestus der Skandalisierung zeigte.

FALLSTUDIE II: JOSEF SCHMIDT*

Das biographieanalytische Forschungsvorgehen dieser Arbeit zielt maßgeblich darauf, Prozesse der unabgeschlossenen Konstitution zum Subjekt zu rekonstruieren und sie als spezifische Antwort darauf zu lesen, wie Subjektposition(ierung)en angesichts migrationsgesellschaftlicher Dominanzverhältnisse von ‚migrationsanderen‘ Jugendlichen gestaltet werden (können). Im Zentrum steht deshalb weiterhin die empirische *Frage*, inwieweit die Hauptfiguren der lebensgeschichtlichen Erzählungen *als „Migrationsandere“ entworfen bzw. positioniert werden* und welche Bedeutung dabei ggf. ihrer *Anrufung als ‚Andere‘* zugewiesen wird. Zudem ist es insbesondere aus bildungstheoretischer Perspektive interessant, mögliche Spielräume solcher Subjektpositionierungen herauszuarbeiten.

Wie bereits im Fall Bayram Özdal gezeigt, bleibt diese biographisch orientierte Forschung der Konstruktion der Lebensgeschichte, insbesondere der dargestellten Eigenlogik des lebensgeschichtlichen Gesamtentwurfes auch im Fall Josef Schmidt verpflichtet und sucht diese in einem ersten Schritt zu rekonstruieren. Die Rekonstruktion des lebensgeschichtlichen Gesamtentwurfes bildet auch hier den ersten Teil der empirischen Falldarstellungen, die als Inszenierung präsentiert und auf ihre darstellungsbedingten Effekte hin beleuchtet wird. Als reflexive Forschungsperspektive geht die Untersuchung dabei wiederum im zweiten Schritt dem Stellenwert migrationsbezogener Differenzkonstruktionen nach, so dass hier die detaillierte Beschäftigung mit einzelnen Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen im Zentrum steht. Schließlich erlaubt der diskurstheoretisch informiert Blick abermals auf die Relevanz von Anrufungen für die erzählten Subjektposition(ierung)en zu reflektieren, was im dritten Teil der empirischen Falldarstellung wiederum in Form von anrufungstheoretischen Reflexionen auf die erzählten Erfahrungen geleistet wird. Auch diese Fallrekonstruktion wird abgeschlossen mit einem Blick auf den fallspezifischen Umgang mit dem Makel der Differenz, in dem die Interpretationen noch

einmal abstrahierend zusammenführt und gegenüber dem zurichtenden Fokus der anrufungstheoretischen Reflexionen stärker die Aspekte von Handlungsfähigkeit in der Falldarstellung akzentuiert werden.

Auch bezogen auf den Fall Josef Schmidt fokussiert sich das schrittweise Vorgehen also im Fortschritt der Interpretationen zunehmend auf diejenigen Aspekte, die angesichts des Erkenntnisinteresses als wesentlich in diesem Fall eingestuft werden.

Lebensgeschichtliche Inszenierung

Die lebensgeschichtliche Inszenierung, die hier unter dem Namen Josef Schmidt* präsentiert wird, geht auf eines der umfangreichsten biographischen Erzähldokumente innerhalb des Samples zurück. Mit seiner *Länge* von zwei Stunden bzw. 38 Transkriptseiten liefert dieses Dokument eine Fülle an biographischen Informationen und erscheint allein deshalb besonders interessant für die Interpretation. Auch ist es insofern als ungewöhnlich zu kennzeichnen, weil es unter besonderen Umständen zustande gekommen ist. Entgegen der Maßgabe Schützes, dass narrativ-biographische Interviews nur ein einziges Mal durchgeführt und erhoben werden können bzw. sollten (vgl. Südmersen 1983: 296), nämlich wenn die lebensgeschichtliche Erzählaufforderung die Erzählung ‚der‘ Lebensgeschichte generiert, handelt es sich bei diesem Interview um eine *Wiederholung*. Nachdem beim ersten ca. eineinhalbstündigen Interviewtermin die Aufnahme aus technischen Gründen misslang, wurde das der Fallstudie zugrunde liegende Interview ungefähr drei Wochen nach dem ersten Interviewtermin erhoben. Dies führt zu einigen Besonderheiten, wie einer größeren Vertrautheit zwischen Interviewtem und Interviewerin, einer gewissen Souveränität gegenüber der Erzählanforderung beim Interviewten, einer umfassenderen Bestätigung des Interesses am Interview durch die Interviewerin, einem irritierenden Gefühl der Wiederholung oder des Déjà-vu für beide Beteiligten in der Interviewsituation und nicht zuletzt einer Schwierigkeit für die Interpretation, wenn auf gemeinsame Wissensbestände aus dem ersten Interview zurückgegriffen wird. Ohne dafür dokumentierte Belege anführen zu können, zeigt der Versuch eines zweiten Interviews meines Erachtens aber, dass die Vorstellung vom narrativ-biographischen Erzählen ‚der‘ Lebensgeschichte eher eine abstrakte methodologische Überhöhung darstellt, insofern sich das biographische Erzählen im narrativen Interview ebenso vom Kontext der Interviewsituation leiten lässt, wie von den damit verbundenen Erwartungen (Forschungsinteresse, Erwartungserwartung der Interviewten) und sich aus wichtigen biographischen Themen speist, wie aus Erzählschwächen (vgl. Kallmeyer/Schütze 1977). So stellt dieses Interview sicherlich keine einfache Wiedererzählung des bereits Erzählten dar, aber ebenso wenig eine vollständige Neufassung, sondern vielmehr eine Variation des ersten Erzählens, das sowohl zentrale Themen wieder behandelt, andere jedoch ausspart,

aber auch neue Aspekte, Verknüpfungen und Vertiefungen produziert. Es stellt folglich eine Variation des Bekannten in einer Form dar, die auch über das Bekannte hinausgeht.

Jenseits dieser formalen Kriterien für seine Auswahl zeichnet sich das Interview aber auch durch einen gleichermaßen sehr gekonnten wie gebrochenen *Erzählmodus* aus. So fällt nicht nur auf, dass der Erzähler sprachlich sehr gewandt und kunstvoll erzählt, beschreibt und argumentiert, wozu der *Detailreichtum* seiner Rede durchaus beiträgt. Gleichzeitig bietet diese Detailgenauigkeit immer neue Assoziationspunkte: Wo der Erzähler ihnen nachgeht, wird dieses oftmals als Tendenz zum *Abschweifen* bemerkt und kommentiert, woraufhin der Erzähler sich meist wieder auf die vermutlich angestrebte chronologische Erzähllinie einspurt. Neben dieser dominanten chronologischen Erzähllinie gibt es folglich eine Fülle von Hintergrundkonstruktionen, szenischen Ausgestaltungen, Kommentierungen und Einblenden aus der Jetzt-Perspektive des Interviewten, so dass sich eine eher *paradoxe Struktur* ergibt: Einerseits zeigt sich die Inszenierung in bemerkenswerter Strenge auf eine chronologische Erzähllinie verpflichtet, andererseits wird dieses Erzählen ebenso regelhaft durch die Hereinnahme von Erzählstücken suspendiert, die die chronologische Erzähllinie brechen. Hervorhebenswert an dieser Inszenierung ist schließlich auch der *hohe reflexive Anspruch* des in ihm gezeigten Erzählens, der insbesondere im Versuch, selbst eine Gesamtfigur für die gesamte Inszenierung zu benennen, seinen Ausdruck findet.

Gesamtfigur der Inszenierung

Formal-inhaltlich lässt sich die Inszenierung in *sechs größere Abschnitte* gliedern, die sich als wesentliche Etappen der chronologischen Erzähllinie lesen lassen: 1. Die Familiengeschichte vor Josefs Geburt, 2. Josefs Kindheit in Russland, 3. Die Migration nach Deutschland, 4. Die Kindheit und Jugendzeit vor der Erkrankung, 5. Der Weg in die Schizophrenie, 6. Die Therapie und das Leben danach. Diese Abschnitteinteilung ist zum einen aus der Sequenzierung des Erzähltextes generiert worden, nimmt aber auch direkt auf eine Verdichtung der Biographie in einer Metapher Bezug, die über den suprasegmentalen Markierer „wie ich überhaupt mein Leben sehe“ (J 451) eingeführt wird und eine bereits im ersten Interview entworfene Gesamtfigur für die lebensgeschichtliche Darstellung zitiert. Josefs Leben wird hier gezeigt als *Bogen mit zwei Rissen* (vgl. 450ff.): Der erste Riss steht dabei für die Migration nach Deutschland, die Josef ein eindeutiges Heimatempfinden gegenüber einem Nationalstaat, Deutschland oder Russland, verunmöglicht. Der zweite Riss steht für Josefs Erkrankung an Schizophrenie, die es der Hauptfigur in ihrer Verarbeitung der Krankheit ermöglicht, sich als „ganz Neuer“ (J 1779) zu entwerfen. Im Interview heißt es hinsichtlich dieser Gesamtfigur vollständig:

„Und was ich jetzt grade/ was mir eingefallen ist, ähm wie ich überhaupt mein Leben sehe. [I: Mmh] Dieses/ was ich letztes Mal erzählt hab‘ [I: Mmh] mit dieser Spanne [I: Mmh] Russland – Deutschland, [I: Mmh] dass ich mich nicht in Russland wohl fühle [I: Mmh] oder Heimat/ das für mich Heimat ist und auch nicht in Deutschland Heimat, irgendwo dazwischen. [I: Mmh] Und äh, dass halt diese/ dieser Bogen und in diesem Bogen, das erzähl ich dann später, waren diese zwei Risse sozusagen [I: Mmh] mit der Krankheit und so.“ (J 450–457)

Deutlich wird an diesem kurzen Interviewausschnitt das, was ich als hohen reflexiven Anspruch an das Erzählen bereits markiert hatte: Der Halbsatz „das erzähl ich dann später“ (456) drückt die Absicht des Erzählenden aus, diesen Aspekt der Geschichte zu gegebener Zeit, an gegebener Stelle weiter zu entfalten. Er impliziert, dass das Erzählte planvoll erzählt wird und legt nahe, die Figur vom „Bogen mit zwei Rissen“ als abstraktes Modell dieses Planes zu verstehen. Tatsächlich bleibt dieser Verweis streng genommen leer, da die Gesamtfigur der Inszenierung als Bogen mit zwei Rissen zu keinem späteren Zeitpunkt wieder bemüht oder gar weiter ausgeführt wird, obwohl im Schlusswort noch einmal die Frage der Beheimatung (Russland-Deutschland) aufgegriffen und zuvor auch die Geschichte der Erkrankung breit ausgestaltet wird. So handelt es sich bei diesem Versuch, eine Gesamtfigur für die Inszenierung zu benennen, also um ein einmaliges Bemühen. Trotzdem ist das Bild des Bogens relativ stark und führt – wie alle Metaphern – Bedeutungshorizonte ein, denen ich mich nachfolgend kurz zuwenden möchte.

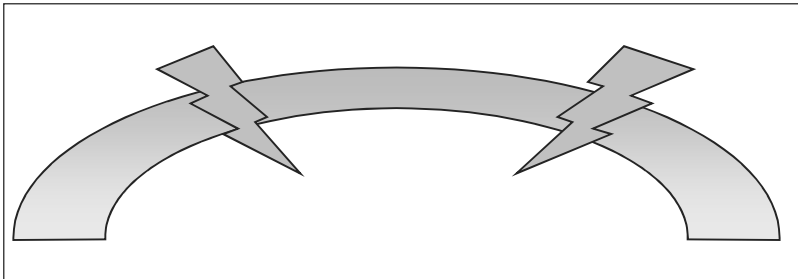


Abb. 7: Gesamtfigur der Inszenierung: Bogen mit zwei Rissen

In rein formaler Hinsicht wird die Biographie im Bild des Bogens mit zwei Rissen durch die Risse in einer Weise aufgeteilt, dass sich insgesamt drei Abschnitte für die Passagen vor, nach und zwischen den Rissen ergeben und zwei Abschnitte, die der Ausgestaltung der Risse bzw. der mit ihnen bezeichneten Ereignisse gewidmet sind. Ich folge dieser Darstellung, erweitere sie jedoch um einen weiteren Abschnitt, der gewissermaßen die Vorgeschichte dieses Bogens, also die Vorgeschich-

te der Geburt der Hauptfigur umfasst, der im Interview ebenfalls umfassend Raum gegeben wird – was durchaus als weitere Besonderheit dieses Interviews betrachtet werden kann.

Über die Einteilung der einzelnen Abschnitte hinaus symbolisiert der Bogen eine stark symmetrische und eher harmonische Figur, die zudem einen klaren Anfangs- und Endpunkt besitzt – was für die Biographie eines jungen Menschen eher eine unerwartete und vielleicht sogar unangemessene Beschreibung darstellt, weil sie keinen Raum für weitere Entwicklungen vorsieht. Die Risse erscheinen dann als verhältnismäßig unvermittelte Einbrüche in diesen kontinuierlichen Prozess des Fortschreitens zwischen Anfangs- und Endpunkt, die in das Bild der Harmonie eine Spannung einführen. Man könnte vor diesem Hintergrund vermuten, dass der Erzähler sich für die Hauptfigur eher eine Biographie ohne diese Risse gewünscht hätte, allerdings entspricht dies an keiner Stelle der Darstellung im Interviewtext. Weder die Migration noch der Ausbruch der Schizophrenie werden als Elemente der Inszenierung eingeführt, die es – imaginativ – zu entfernen gelte. Insbesondere die Schizophrenie aber auch die Migration werden vielmehr eher als Chance oder wichtige Erfahrung gedeutet, auch geben sie der Inszenierung ihre Besonderheit aus Sicht des Erzählenden.

Bei der Betrachtung der Dramaturgie dieser Inszenierung, also der dramaturgische Anlage der Erzähldarstellung, gerät die Metapher des Bogens mit zwei Rissen eher in doppelter Hinsicht an ihre Grenzen. So scheint der Bogen als geometrische Form mit nur einen Höhe- und Wendepunkt nicht besonders passend zur Beschreibung einer Inszenierung, die trotz ihrer inhaltlichen Dramatik nahezu durchgängig von einem optimistischen Grundton getragen wird. Auch werden die „Risse“, die Einschnitte in der biographischen Gesamtform, keineswegs als gleichwertig dargestellt, ebenso wenig weisen sie ähnliche emotionale Konnotationen auf. So ist die Migration von Josefs Familie nach Deutschland zwar durchaus ein Ereignis mit weit reichenden Konsequenzen und sie ist mit bislang unbekannten Eindrücken für die Hauptfigur verbunden, aber diese wird als eher *äußerliche* Veränderung, als Veränderung der Umstände des Aufwachsens für die Hauptfigur Josef präsentiert, die insgesamt wenig angstbesetzt ist. Die Zuspitzung von Josefs *innerer* Veränderung in der Verlaufskurvenaktivität hin zum schizophrenen Zusammenbruch stellt demgegenüber nicht nur den dramatischen und dramaturgischen Höhepunkt der biographischen Erzählung dar, sie wird zudem als drastische und absolut einschneidende Erfahrung der „Selbstbefremdung“ zu verstehen gegeben, die – verständlicherweise – deutlich angstbesetzt ist und selbst nach ihrer Überwindung gewissermaßen als latente Bedrohung weiter bestehen bleibt. Doch wenden wir uns nun etwas detaillierter den einzelnen Stationen dieser Dramaturgie zu.

Die Etappen der Inszenierung

Wie bereits an der Gesamtfigur des „Bogen mit zwei Rissen“ deutlich geworden ist, untergliedere ich die Inszenierung in sechs Etappen, die der chronologischen Erzähllinie folgen. Zunächst wird die Familiengeschichte vor Josefs Geburt eingeführt, dann die Kindheit in Russland, die Migration nach Deutschland, die Kindheit und Jugend vor der Erkrankung, der Weg in die Schizophrenie und schließlich die Therapie und das Leben danach.

Die Familiengeschichte vor Josefs Geburt

Die Hauptfigur Josef wird vor allem als Teil eines kleinfamiliären Kollektivs dargestellt, das aus Mutter, Vater und Schwester besteht. Dieses Kollektiv wird über diese – für die Hauptfigur sehr bedeutsamen Familienmitgliedern – hinaus um die Großeltern väterlicher und mütterlicherseits erweitert, wie auch um die Geschwister des Vaters. Diese Ausweitung der Familie verweist neben dem klein-familiären auf ein eher groß-familiäres Familienkonzept, in dem die einzelnen Familienmitglieder, so auch Josefs Kernfamilie, relativ eng miteinander vernetzt und aufeinander bezogen sind. Gegen Ende des Interviews wird die Hauptfigur aber als distanziert gegenüber diesen ausgeweiteten familiären Verpflichtung gezeigt (vgl. J 1578ff.). In der Inszenierung zeigen sich neben Eltern und Schwester auch Großeltern, Tanten, Onkel sowie Cousins und Cousins als ausgestaltete Figuren. Die Hauptfigur Josef wird insbesondere mit Bezug auf seine Kernfamilie als Teil dieses selbstverständlichen familiären „wir“ präsentiert, das sich wiederum auf jenes größere Familienverständnis stützt.

Vor diesem Hintergrund erscheint es plausibel, dass die Inszenierung nicht mit Josefs Geburt beginnt, sondern deutlich davor, mit der Migrationsgeschichte seiner Großeltern. Die ärmere Familie väterlicherseits migrierte selbst aus Kasachstan nach Russland, während die wohlhabendere Familie mütterlicherseits dort zu diesem Zeitpunkt bereits ansässig war, wodurch das Kennenlernen von Josefs Eltern erst ermöglicht wurde. Diese Geschichte wird fortgeführt als innerrussische Migrationsgeschichte von Josefs Eltern, die im gleichen Dorf aufwuchsen, sich bereits in der 5. Klasse kennen lernten und ein Paar wurden, gemeinsam zum Studium in eine nahe gelegene Großstadt zogen, im Studentenwohnheim Josefs Schwester aufzogen und sich schließlich als fertig ausgebildeter Lehrer und Lehrerin im Geburtsort von Josef nieder ließen. Die eher beiläufig erwähnte Geburt der Hauptfigur gehört zu dieser gemeinsamen Familiengeschichte, wobei Josef bereits vor seiner Geburt als Teil der Familie imaginiert wird, wie folgender Interviewausschnitt verdeutlicht:

„Ja genau ähm also meine Schwester/ also meine Eltern ähm waren dann halt irgendwann auch mal mit ´m Studium fertig ähm und ham` dann auch ´n Job gekricht in (Afipsid\*). Da sind wir hingezo/ also wir/ ich war noch nicht dabei. [I: (*lacht*)] Da wurd` ich halt geboren.“ (J 163–166)

Afipsid* ist der gemeinsame Lebensmittelpunkt der Familie und auch wenn eigentlich nur Josefs Eltern und Josefs Schwester dort hinziehen, wird die Hauptfigur bereits als Teil dieses umziehenden „wir“ der Kernfamilie entworfen. Diese Aussage wird allerdings korrigiert und präzisiert, indem darauf hingewiesen wird, dass Josef zu diesem Zeitpunkt ja eigentlich noch gar nicht Teil dieses „wir“ sein kann, er war schließlich noch nicht auf der Welt, weil er erst geboren werden würde. Aus meiner Sicht wird in der ersten Formulierung die Selbstverständlichkeit deutlich, mit der Josef als Teil des klein-familiären Kollektivs, des „wir“, zu verstehen gegeben wird. Darin wird die enge Bindung zwischen der Hauptfigur und seiner Kernfamilie unterstrichen, die auch an anderen Stellen der Inszenierung ausdrücklich zum Thema wird. Ich interpretiere vor diesem Hintergrund die (Kern-)Familie als Josefs Fixpunkt, als den Einsatzpunkt, von dem das Erzählen von der Hauptfigur Josef seinen gewissermaßen notwendigen Ausgang nehmen muss. Allerdings ist es ebenso gut möglich, dass die Inszenierung ihren Beginn vor allem deshalb an den großelterlichen und elterlichen *Migrationsgeschichten* nimmt, weil sie mir als jemandem erzählt wird, die sich offensichtlich für Migration(sgeschichten) interessiert und eine „Migrationsbiographie“ erwartet.

Josefs Kindheit in Russland

Für die Kindheit der Hauptfigur in Russland scheint vor allem der erreichte gesellschaftliche Status der Familie bedeutsam zu sein, wie sich an drei kurzen Episoden in unterschiedlicher Deutlichkeit zeigt. So dient die Berufstätigkeit der Eltern als Rahmung der gesamten Kindheitsdarstellung, in der deutlich wird, dass Josefs Vater nicht länger als Lehrer arbeiten will und stattdessen gemeinsam mit einem Freund Elektromotoren repariert. In einer Hintergrundkonstruktion wird als Begründung für diese Entscheidung angeführt, dass der Vater nicht länger Schüler und Schülerinnen habe beurteilen wollen. Innerhalb dieser Hintergrundkonstruktion wird auch deutlich, dass Josef als Kind dieser neuen Arbeit seines Vaters fasziniert zuschaut, gleichzeitig erfolgt eine Kommentierung dieser Entwicklung durch den Erzähler, in der eine gewisse Abwertung des neuen Berufs gegenüber dem gesellschaftlich deutlich anerkannten Beruf des Lehrers mitschwingt:

„Mein Vater hat Lehramt studiert, näh [I: Mmh] und fuchtelte da an Elektromotoren rum.“ (J 253f.)

In diesem Kommentar wird es implizit als ungewöhnliche Entwicklung zu verstehen gegeben, eine qualifizierte Ausbildung als Lehrer genossen zu haben, um nachfolgend als Autodidakt an Elektromotoren zu schrauben. Insbesondere die Kontrastierung von „studieren“ und „rum fuchteln“ deutet auf den qualitativen Statusunterschied beider Tätigkeiten hin. Auch in der Darstellung von Josefs Kindergartenzeit wird die Frage des gesellschaftlichen Status seiner Familie virulent, insbesondere weil Josef selbst aufgrund dieses Status eine Sonderbehandlung zuteil wird. So

muss Josef offenbar regelmäßig nach Kindergartenschluss eine Stunde in der Ecke stehen, ohne durch explizites Fehlverhalten einen Anlass für diese disziplinarische Maßnahme gegeben zu haben. Als Begründung für diese präsentierte Ungerechtigkeit wird die Vermutung artikuliert, die Erzieherin sei neidisch darauf gewesen, dass es Josefs Familie (besonders) gut gegangen sei.²⁹

Auch in der Schule wird die Hauptfigur auf der Grundlage des Berufes und Status seiner Eltern eingeordnet. So steht Josef in der Grundschule in dem Ruf, „Sohn einer Lehrerin“ (J 266) zu sein, was offenbar einen, für Andere wahrnehmbaren Unterschied macht, der in den besonders guten Schulnoten Josefs seine Bestätigung findet. Die zugehörige Interview-Passage legt nahe, es sei für jemanden, der in dem Ruf steht, Lehrerin-Sohn zu sein, gewissermaßen selbstverständlich, herausragende Schulnoten zu erhalten. So variiert die Kindheitsdarstellung im Kontext des Nationalstaates Russland aus meiner Sicht vor allem das Thema des *privilegierten Status* von Josefs Familie aufgrund der Berufstätigkeit der Eltern als Lehrkräfte auf unterschiedlichen Ebenen: als Statusverlust des Vaters, als Anlass zur Ungleichbehandlung von Josef und schließlich als selbstverständliche Begründung für Josefs gute Leistungsbewertungen in der Schule.

Die Migration nach Deutschland

Die Darstellung der Migration nach Deutschland zeigt sich gewissermaßen als Spiel von Licht und Schatten, wobei Russland eher verdunkelt und Deutschland eher erhellt erscheint. Die Reise der Familie nach Deutschland und die nötigen Vorbereitungen bleiben weitgehend ausgespart, einzig die Zugfahrt vom Afipsid* nach Moskau erhält eine kurze Darstellung sowie das Versteckspiel zwischen den gepackten Kisten in der Familien-Wohnung in Afipsid* – zwei kurze Schlaglichter im Dunkel der Erinnerung auf einen zu diesem Zeitpunkt sechsjährigen Jungen. Für den Erzähler ist der auf Russland bezogene Teil der Migration insgesamt eher unzugänglich und der Sichtbarkeit entzogen, er wird als dunkler Raum beschrieben:

„Für mich war’s so ‘n Abenteuer, das aber so verdunkelt ist, [I: Mmh] so irgendwie ‘n dunklen Raum, [I: Mmh] weil ich echt immer nur diese Zugfahrt sehe [I: Mmh] und dieses Verstecken/ [I: Mmh] Versteckspiel.“ (J 282–285)

Demgegenüber steht die viel detailliertere Darstellung des Ankommens in Deutschland, die wesentlich vom Motiv des Wohlstandes geprägt ist. Dieser Wohlstand zeigt sich für die Hauptfigur Josef vor allem an äußerlich sichtbaren Gegenständen,

29 Die geäußerte Vermutung legt damit nahe, dass der privilegierte Status der Familie in einem sozialistischen System, das soziale Hierarchien programmatisch zu minimieren trachtete, direkt zum Anlass einer Schlechter-Behandlung der Hauptfigur Josef wird – ein auch in theoretischer Hinsicht überaus interessantes Phänomen der Diskriminierung, dessen ausführliche Betrachtung hier allerdings nicht im Fokus steht.

aber auch am Nahrungsmittelangebot. Bislang unbekannte Lebensmittel stehen mehrfach im Zentrum der einzelnen Ankommensequenzen, wodurch Deutschland in der Darstellung nicht nur als das Land erscheint, in dem es gepflasterte Straßen, bepflanzte Gärten, aufwändige Spielplätze, Lego-Spielzeug, Puzzle und Einkaufszentren gibt, sondern vor allem als das Land, in dem es Nahrungsmittel gibt, die insbesondere Kinder glücklich machen können. In den bisweilen fast euphorischen Schilderungen von Schnitzwurst mit Gesicht, Trinkschokolade, Müsli-Riegeln, Sandwichs, Pommes Frites und Bockwürstchen wird deutlich, dass und wie die Hauptfigur Josef sich als Kind buchstäblich die Vorzüge des deutschen Kontextes einverleibt. In kindlicher Sorglosigkeit genießt Josef die Vielfalt des Angebots und die Lust am Essen, die schließlich Josefs Körper verändert, der für diese Zeit als „pummelig“ charakterisiert wird (vgl. J 410f.). Vor diesem Hintergrund erscheint die Migrationsdarstellung aus meiner Sicht vornehmlich als eine Art *kindliches Be-rauscht-Sein an Wohlstand und Konsum*. Allerdings kann auch für diese – bisweilen euphorische – Darstellung der Umstand wichtig gewesen sein, dass die Beschreibung der Migration nach Deutschland gegenüber jemandem erfolgt, die als diesem Kontext zugehörig verstanden wird und von der angenommen werden kann, für sie sei dieser Wohlstand selbstverständlich und schwer wahrzunehmen.

Die Kindheit und Jugendzeit vor der Erkrankung

Die Darstellung der Kindheit und Jugendzeit in Deutschland wird dominiert von einem erzählerischen Grundton der Zufriedenheit, in dem sich das anfängliche Be-rauscht-Sein gewissermaßen konsolidiert hat. Hierzu gehört nicht nur die insgesamt positive Bilanzierung des familiären Migrationsprojektes (vgl. J 435f.), sondern vor allem die detaillierte und umfangreiche Darstellung der Hauptfigur Josef als gut integrierter und erfolgreicher Junge bzw. junger Mann in zentralen Lebensbereichen wie Schule, Sport, Freundschaften und Liebesbeziehungen.

Gerade im schulischen Bereich wird Josef zunächst als eine Art Überflieger präsentiert, der nicht nur früh kreative Neigungen zeigt und trotz mehrfachem Schulwechsel durchgängig gute Noten erhält, sondern im Deutsch-Förderunterricht der ersten Klasse sogar andere Schüler und Schülerinnen beim Erlernen der deutschen Sprache unterstützen kann (vgl. J 458ff.). Gleichermäßen beiläufig wie regelmäßig wird Josef dabei als Bester oder einer der Besten dargestellt; eine Präsentationsform, die sich auch im Freizeitbereich wieder findet, insbesondere beim Fußball. Trotz anfänglicher Zurückstellung in den B-Kader des örtlichen Fußballvereins, die die Hauptfigur ablehnt und lieber eigenständig weiter trainiert, gelingt Josef dank Leistungssteigerung und mehrerer Vereinswechsel schließlich eine „Fußball-Karriere“ (J 579) bis auf Landesliga-Niveau. Dieser sportliche Erfolg bedingt, dass Josef für diese Zeit als „n bisschen eingebildet“ charakterisiert wird (vgl. J 682f.), allerdings verebbt die gesamte Fußball-Begeisterung jäh als die sportlichen Erfolgserlebnisse ausbleiben und wird von der Bilanzierung untermauert, dass die

Hauptfigur sich in seiner letzten Fußballmannschaft unter „Spießern“ (J 580) bewegt habe.

Gleichwohl ist es die Gemeinsamkeit Fußball zu spielen, die im Alter von 12 Jahren den Beginn der Freundschaft mit Michael*, Josefs „bestem Freund“ (vgl. J 618, 631ff.), stiftet. Mit dieser Freundschaft ist die Institution des „Tee-Clubs“ (J 744) eng verbunden, den die Jungen ebenso wie seine Regeln selbst erfinden und der ihnen einen Rahmen für das gemeinsame Jammern darüber bietet, noch keine Freundin zu haben. Doch auch im Hinblick auf den Umgang mit Mädchen wird Josef später zwar eher als schüchtern aber doch als begehrenswert gezeigt, auch wenn das Mädchen in das er lange verliebt ist, leider nur seine beste Freundin wird. Im Hinblick auf die Dramaturgie der lebensgeschichtlichen Inszenierung ist es gerade diese Begegnung mit Laura* und die daran anschließende Freundschaft, die den Wendepunkt markiert, an dem Josef gewissermaßen den *Pfad der Tugend* verlässt und zu der *elterlich geprägten Orientierung auf Leistungserfolge* andere konkurrierende Orientierungen hinzutreten, wodurch sich die Verlaufskurvenaktivität anbahnt und in Form einer schizophrenen Erkrankung entfaltet. In diesen oftmals amüsant erzählten Anekdoten aus der Jugendzeit könnte zudem der Umstand zum Tragen gekommen sein, dass ein junger Mann diese Geschichten einer etwas älteren Frau erzählt, so dass das Erzählte auch von Elementen des Flirts zwischen einander als heterosexuell identifizierenden Gesprächspartnern beeinflusst sein kann. Auch ist es einigermaßen plausibel anzunehmen, dass diese Darstellung einer ‚gelingenden Integration‘ gewissermaßen als Antwort auf die Aufforderung, eine Migrationsbiographie zu erzählen, ausgestaltet wird.

Der Weg in die Schizophrenie

Anders als das Bild des Risses es in der biographischen Gesamtfigur nahe legt, wird eher eine allmähliche und sich zuspitzende biographische Veränderung der Hauptfigur dargestellt, die Josefs Jugendzeit bis zum konkreten schizophrenen Zusammenbruch charakterisiert. Laura erscheint dabei gewissermaßen als Wegbereiterin und Begleiterin dieser Veränderungen, gleichwohl sie an keiner Stelle vom Erzähler explizit für Josefs Entwicklung verantwortlich gemacht wird. Vielmehr erfolgt eine Biographisierung der Ereignisse, in der eine zunehmende Isolation Josefs lediglich implizit sichtbar wird, die im starken Kontrast zur vorher skizzierten zufriedenen Integration steht.

Der Ausgangspunkt dieser Veränderung wird zeitlich genau auf das Ende des ersten Halbjahres der 9. Klasse der Realschule datiert, an der Josef Laura* begegnet. Laura wird eingeführt als „cool“ und „alternativ“ (J 825f.), sie steht für jugendkulturelle Orientierungen gegen einen diffus definierten mainstream, die in einem besonderen Kleidungsstil, Haarstyling und Musikgeschmack ihren Ausdruck finden. Durch sie gelangt Josef in einen „alternativen“ Freundeskreis, geht aus, trinkt Alkohol und streitet sich erstmals heftig mit seinen Eltern (J 885ff.). Ein Jahr später

hat Josef seine erste feste Freundin und erprobt sich im Drogenkonsum von Cannabis und Exstasy. Er wird schließlich als jemand gezeigt, der täglich kiffte, dessen schulische Leistungen zunehmend einbrechen und der zunächst als arrogant, später vor allem als introvertiert charakterisiert wird, weshalb er beim Wechsel auf das Gymnasium schließlich von vielen gemieden wird. Auch die erste feste Beziehung zu Anna* zerbricht an Josefs „arrogantem Trip“, der auch darin seinen Ausdruck findet, zu glauben, er könne „jedes Mädchen haben“ (vgl. J 1360). Josef, der großen Wert darauf legt, sich nicht in „komischen Kreisen“ zu bewegen (vgl. J 666) und der sich gegenüber vielen Facetten jugendkultureller Ausdrucksformen dezidiert abgrenzt (vgl. Unterkap. Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen im Alltag: 359ff.), wird in dieser Phase seines *jugendkulturellen Ausbruchs*, zu jemandem, den der Erzähler aus heutiger Perspektive kritisch betrachtet – auch deshalb wird diese Veränderung möglicher Weise retrospektiv bereits als Anfang der Schizophrenie zu verstehen gegeben (vgl. J 1356ff.).

Die Darstellung des schizophrenen Ausbruchs selbst kann sicherlich als dramatischer Höhepunkt des Interviews betrachtet werden, der sich nicht nur durch eine hohe szenische Dichte auf der Ebene der Erzähldarstellung ausdrückt, sondern auch inhaltlich als Zusammenbruch von Josef, als radikaler Punkt der *Selbst-Entrückung und des Aus-sich-Heraustretens* der Hauptfigur markiert wird. Für diese Darstellung ist das Motiv des Wahnhaften, des selbstverständlichen Irrationalen leitend. Erst später erhält die Hauptfigur eine medizinische Diagnose, die diesen Ausbruch als Form einer paranoiden Schizophrenie klassifiziert. Die schizophrenen Symptome lassen die Hauptfigur nicht nur zunehmend glauben, andere Menschen könnten ihre Gedanken lesen, sondern plötzlich erscheinen Josef auch Liedtexte oder Sätze aus dem Fernsehen als direkte, an ihn gerichtete Botschaften (vgl. J 1440ff.).

Die Grenze zwischen Josef und dem umgebenden Kontext scheint sich bis zum schizophrenen Zusammenbruch zunehmend zu verflüssigen, das Außen steht zunehmend in einem direkten Bezug zu Josefs Gedanken, beides scheint sich kaum mehr voneinander unterscheiden zu lassen. Zu diesen Vorstellungen treten schließlich Ermordungsphantasien hinzu, so dass Josef glaubt, seine Großmutter wolle ihn erstechen. Darüber hinaus zeigen sich Wahrnehmungsstörungen, so dass Josef seinen Vater plötzlich leibhaftig in schwarz/weiß sieht. Beides veranlasst Josef schließlich dazu, fluchtartig das Elternhaus zu verlassen und ohne Ziel durch die Straßen zu laufen, bis er einen vollständigen körperlichen Zusammenbruch erleidet:

„[D]ie allerschlimmste Szene war, wo ich dann auch dieses weiße Licht gesehen hab‘, [I: Mmh] wie ich so meinen Körper verlassen hab‘. [I: Mmh] Irgendwie so, hab‘ mich unten gehen sehen, so. [I: Mmh] Das ist ja auch immer im Film halt so. Die Seele reißt, sie ist weg, [I: Mmh] dieser Kommentar.“ (J 1526–1529).

Diese immer weiter getriebene Zuspitzung des Entrückten in dessen Zentrum die Hauptfigur Josef als diejenige steht, auf die sich alles bezieht, deren Denken gewis-

sermaßen außer Kontrolle gerät und sich den Kontext einverleibt, kulminiert in der Figur dieses absoluten Zusammenbruchs, einer gleichermaßen körperlichen und psychischen Kapitulation. Insofern verstehe ich die Darstellung des schizophrenen Ausbruchs als radikalen Punkt einer Selbst-Entrückung bzw. eines Aktes des Aus-sich-Heraustretens der Hauptfigur.

Die Therapie und das Leben danach

Die Darstellung von Josefs Therapiezeit und den nachfolgenden Entwicklungen in Josefs Leben erfolgen deutlich weniger detailliert als das Vorhergehende; diese Zeit wirkt demgegenüber eher skizzenhaft umrissen. Das dominante Motiv dieser Etappe der Inszenierung ist aus meiner Sicht das der Läuterung, insofern darauf hingewiesen wird, dass die Hauptfigur Josef sich abermals radikal verändert und ein „neues Leben“ bekommen habe (vgl. J 1519, 1564). Vor diesem Hintergrund wird die Therapiezeit selbst als „Höllenfahrt“ (J 1756) charakterisiert, weil sie mit Zumutungen verbunden ist, die sich weder verständlich erzählen noch für Gesunde wirklich gut nachvollziehen lassen:

„Wenn ich jetzt echt die Schizophrenie, [I: Ja] irgendwie wie ich alles erlebt hab‘, beschreiben sollte. Wie ich schon das letzte Mal meinte man könnte ´n Buch darüber schreiben, [I: Mmh] ´n dickes Buch, [I: Ja] ´n großes Buch [I: Ja]. Das ist halt so komplex was da so in einem vorging. (.) Ja, Hauptsymptom war halt dieses, dass sie alle/ alle checken was ich denke. [I: Mmh] Das hat mich verrückt gemacht, hab‘ alles zweideutig gesehen [I: Mmh] oder na ja es ist halt kein gutes Gefühl. [I: Mmh] Man fühlt sich nackt und/ übrigens total Schiss so.“ (J 1629–1639)

Eine angemessene Beschreibung für das zu finden, was zum Zeitpunkt des Klinikaufenthalts in der Hauptfigur vor sich ging, erscheint angesichts der Komplexität und Verwobenheit von Gedanken, Gefühlen und Körperwahrnehmungen nahezu unmöglich. Es bräuchte ein „dickes Buch“, um diese Komplexität angemessen darstellen zu können. Deutlich wird in den Darstellungen dieser Phase jedoch vor allem die Ambivalenz des „neuen Lebens“ nach Krankheit und Therapie. Einerseits wird die Krankheit hier als überwunden und überstanden gezeigt, andererseits wird sie aber auch als etwas gekennzeichnet, das gewissermaßen in Josef lauert, um bei passender Gelegenheit wieder hervorzubrechen (vgl. J 1663ff., 1565ff.).

Hervorgehoben werden aber vor allem die positiven Ergebnisse der gesamten Entwicklung, die sich aus dem Erkranken an Schizophrenie für die Hauptfigur ergeben haben. Hierzu gehört nicht nur die Verbesserung des Verhältnisses zwischen Josef und seinem Vater, sondern auch zwischen Josef und seiner Schwester – wobei dieses letzte Verhältnis in der Inszenierung keinerlei explizite Ausgestaltung erhält. Als weitere positive Entwicklungen werden zudem die Stabilisierung des engen Freundeskreises aus vier Personen (u.a. Michael, Laura und Anna) und der Schulabschluss mit dem Fachabitur genannt. Darüber hinaus wird die Distanzierung von

der weiteren Verwandtschaft als positive Veränderung ausgewiesen (vgl. J 1578ff.). Vor diesem Hintergrund interpretiere ich die Darstellung der Therapiezeit und der nachfolgenden Phase des Schulabschlusses und Berufseinstieges vor allem als *Rückkehr eines neuen Josefs zu alten Tugenden*.

Effekte dieser Inszenierung

Bereits auf der Basis dieser bisher lediglich skizzenhaft umrissenen Etappen lassen sich erste Hinweise auf die Effekte der gesamten Inszenierung gewinnen, die kurz benannt und konkretisiert werden sollen. Aus meiner Sicht ergeben sich aus der dramaturgischen Anlage der Inszenierung drei zentrale Effekte, deren Wortlaute wiederum nicht dem Interview selbst entnommen sind, sondern eine analytische, sinngemäße Verdichtung darstellen: Effekt 1: Sonnenschein und monströse Schatten, Effekt 2: Der Motor des Erfolges, Effekt 3: Geöffnete Türen.

Der **EFFEKT 1: SONNENSCHEN UND MONSTRÖSE SCHATTEN** kann als struktureller Effekt verstanden werden, der einer Ambivalenz Ausdruck verleiht. Er bezieht sich insbesondere auf die dramaturgische Anlage der Inszenierung und den bereits ausgewiesenen eher optimistischen Grundton der Darstellung, der zwar wiederholten Irritationen ausgesetzt ist, ohne jedoch je vollständig suspendiert zu werden. Der Dramaturgie der Inszenierung folgend fügt vor allem die Erkrankung an Schizophrenie eine massive Störung in das harmonische Bild des Lebens als Bogen ein.³⁰ Trotz optimistischer Grundstimmung wird die Inszenierung damit gewissermaßen vom Ereignis des schizophrenen Erkrankens überschattet. Hier deutet sich eine Art grundlegender Verunsicherung der gesamten Inszenierung an, die sich allerdings weder temporal auf den Zeitpunkt des akuten Erkrankens beschränken noch reflexiv einholen lässt. Diese Verunsicherung hat zwar ihr Zentrum im Moment des akuten Erkrankens, gleichwohl breitet sie sich ähnlich einer seismographischen Erschütterung sowohl in Richtung Vergangenheit als auch in Richtung Zukunft aus, und wird z.B. greifbar im Versuch, einzelne Gedanken retrospektiv bereits als Vorboten der Erkrankung zu interpretieren. So erweist sich die Erkrankung insbesondere im Kontakt mit anderen Menschen als ein beständiger Makel, der fortan erlaubt, die Glaubwürdigkeit des Sprechers in Zweifel zu ziehen, wie dies beispielsweise anhand von Josefs Gesprächen mit Verwandten nach dem Psychiatrie-Aufenthalt verdeutlicht wird:

„Aber wenn ich denen schon sage, so am Telefon, falls mal jemand anruft: „Ja mir geht’s total gut, in der Schule ist alles cool und äh super, super, super.“ Ähm trotzdem ist da immer/

30 Es ist aber nicht nur aufgrund der Erkrankung keine „glatte“ Geschichte, die hier präsentiert wird, sondern es finden sich in ihr weitere Brüche und Ambivalenzen – ich werde später darauf zurückkommen.

[I: Mmh] so als wenn sie mich mit Handschuhen [I: Mmh]/ so wenn sie reden, mit Handschuhen anfassen.“ (J 1609–1617)

Zwar kann sich die Hauptfigur von Menschen distanzieren, die – wie hier gezeigt – in Kenntnis seiner Erkrankung nicht in angenehmer oder angemessener Weise mit ihm umzugehen wissen. Erzählerisch lässt sich aber nicht verhindern, dass dieser Teil von Josefs Geschichte die gesamte Inszenierung überschattet und an einzelnen Stellen sogar explizit retrospektiv überformt (vgl. 472ff.)³¹, auch wenn die Darstellung weitestgehend auf harmonischen Bildern insistiert. Vielleicht ist es gerade die explizite Betonung des Unproblematischen, des uneingeschränkt Gelungenen, die Steigerung des „super, super, super“, der Versuch ein Bild voll Sonnenschein zu zeichnen, der die Glaubwürdigkeitsproblematik unterstreicht.

Es scheint, als gäbe es innerhalb der Inszenierung ein enormes Bemühen um die Versicherung von Normalität und Harmonie, die sich vielleicht gerade der Bedrohung durch die monströsen Schatten des psychisch Krankhaften verdankt, auf sie verweist und sie in der Beteuerung der Harmonie zu begrenzen versucht. Die Schizophrenie entpuppt sich in dieser Perspektive selbst als etwas Monströses, als etwas, das nicht von dieser Welt ist, das Angst macht, von dem man in den ungünstigsten Momenten heimgesucht werden kann, das böse und unberechenbar ist. Dieses Monströse, Übergriffige der Schizophrenie wirft einen Schatten auf die gesamte Inszenierung und findet aus meiner Sicht in der umfassenden Beteuerung „alles ist gut“, der Bilanzierung von Josefs aktuellen Lebens als harmonischem Ganzen, seinen Kontrapunkt. Dabei erscheint dieses Leben aber in seiner Problemlosigkeit gerade etwas überzeichnet, es wirkt bisweilen allzu bemüht auf eine harmonische Szenerie verpflichtet. Diese implizite Ambivalenz der Inszenierung, die möglicher Weise in der Überbetonung von Harmonie der existenziellen Verunsicherung durch die monströsen Schatten des Schizophrenen zu begegnen sucht, scheint mir in der Beschreibung „Sonnenschein und monströse Schatten“ sinngemäß verdichtet.

Der **EFFEKT 2: DER MOTOR DES ERFOLGES** kann als gleichermaßen inhaltlicher wie struktureller Effekt verstanden werden, insofern er einerseits Leistungs- und Erfolgsorientierung als ein dominantes Thema der Inszenierung aufgreift, während diese Orientierung andererseits auch in der Struktur der Inszenierung, bzw. im Erzählen selbst ihren Ausdruck findet. Auf der strukturellen Ebene zeigt sich der Effekt vor allem an dem impliziten Wunsch, eine gute Geschichte zu erzählen, der als eine Art Leistungsdruck im Interview sicht- oder spürbar wird. So finden sich innerhalb der Inszenierung mehrfach Reflexionen auf das Erzählen selbst, in denen dieses Erzählen an das Vermögen, „im Kopf eine Struktur aufzubauen“ (J 1046,

31 Die zugehörige Szene wird später noch ausführlich in den Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen betrachtet: vgl. Unterkap. Das Dinosaurier-Buch: „kreativ“ oder „komisch“? (364ff.).

auch J 160f.) gekoppelt wird. Wo diese Struktur kurzfristig entgleitet, wird dies als „blackout“ (J 160f.) gewertet. Damit wird eine sprachliche Figur bemüht, die vor allem dort Anwendung findet, wo eine erwartbare und vorbereitete Leistung aufgrund der Prüfungsförmigkeit der Situation nicht abgerufen werden kann. Vor diesem Hintergrund scheint die Inszenierung der Geschichte implizit von einem Moment des Leistungsdrucks begleitet, der die gesamte Inszenierung selbst als eine Art Leistung bzw. Leistungserbringung verstehbar macht.³²

Gestärkt wird diese Perspektive zudem durch den Umstand, dass dieser Leistungsorientierung auch als Thema in der Inszenierung eine gewichtige Rolle zukommt. Auf der inhaltlichen Ebene sind es vor allem die Bereiche Schule und Sport, in denen die Hauptfigur als besonders leistungs- und erfolgsorientiert präsentiert wird. Wie bereits herausgearbeitet, erscheint Josef in den Kindheitsdarstellungen beinahe als schulischer Überflieger, wobei die eher beiläufige Erwähnung von besonderen Leistungen (vgl. J 500f., J 461ff., J 264ff.) sich in den lakonischen und fast untertreibenden Kommentaren wie „in der Schule lief es ziemlich gut“ (J 549, vgl. auch J 496f., J 525) spiegelt, mit denen weite Teile der Schulzeit in Deutschland bilanziert werden. Mit wenigen detaillierten Erzählungen aus der Schulzeit wird der Kontext Schule relativ allgemein als vornehmlich erfolgreiches und unproblematisches Feld für Josef gekennzeichnet.³³ Diese Einschätzung wird mithilfe des folgenden kurzen Nachtrags zur Grundschulzeit in Deutschland zwar weiter untermauert, dabei erweist sich der Weg zum Erfolg aber keineswegs als unaufwendig oder zufällig:

„Ach ja, genau was ich vergessen hab‘ zu erzählen, äh wegen Deut/ wegen der Schule in/ [I: Mmh] als wir nach Deutschland gekommen sind ähm, hab‘ ich echt immer mit meiner Schwester bis zehn Uhr gepaukt, mit meiner Mutter. Wir wollten echt dass/ dass/ da hat sich halt dieser Ehrgeiz entwickelt.“ (J 446–450)

So liest sich der dargestellte schulische Erfolg von Josef – und seiner Schwester (vgl. J 525) – vor dem Hintergrund dieser Episode erstmals nicht mehr als selbstverständlich oder gottgegeben, sondern vielmehr auch als durchaus hart und aktiv

32 Möglicher Weise ist es gerade die Wiederholungssituation, die diesen Leistungsdruck zusätzlich befördert, weil die „Leistung“ des ersten Interviews mindestens erreicht und bestätigt, im Idealfall vielleicht sogar übertroffen werden sollte: „E/ Echt merkwürdig/ von vorne irgendwie das alles wieder/ weil ich war echt überrascht, dass ich letztes Mal so viel noch raus gekricht hab‘, so von früher. [I: Total viel, ne!] Ich hoffe das passt diesmal auch irgendwie!“ (J 9 - 11)

33 Eine erste Irritation erfährt diese Perspektive allerdings bereits beim Besuch der Orientierungsstufe, weil die Hauptfigur Josef dort bereits die Erfahrung macht, dem geforderten Leistungsdruck, nicht standhalten zu können. Eine ähnliche Erfahrung wiederholt sich später auch am Gymnasium.

erarbeitet.³⁴ Mit dem Verb „gepaukt“ wird dabei eher ein Szenario des Lernen-Müssens und der Mühsal angedeutet. Gleichzeitig wird das Projekt „Pauken“, bei dem die Mutter in die Rolle der Privat-Lehrerin schlüpft, als gemeinsames familiäres Projekt gezeigt, das von einer gemeinsamen Orientierung getragen ist („wir wollten“). Auch gelingt es durch diese gemeinsamen Lernbemühungen offenbar, eine Entwicklung in Gang setzen, bei der „Ehrgeiz“ auch als individueller Anspruch von der Hauptfigur übernommen wird. Was zunächst nach fremdbestimmter Mühsal klingt, scheint hier direkt als „Ehrgeiz“ zu Josefs eigener Orientierung zu werden. Vor diesem Hintergrund sind es nicht nur die unproblematischen Bilanzierungen, sondern es ist insbesondere die Internalisierung des Erfolgsanspruches, die fortan diesen Erfolg als weitestgehend mühelos erscheinen lässt und vermutlich auch die Kosten dieses Erfolges lediglich marginal zu thematisieren erlaubt.

Im Rahmen der Inszenierung steht „Ehrgeiz“, so wird insbesondere an einzelnen Fußball-Passagen deutlich (vgl. J 551ff., 668ff.), für eine Orientierung, die bedeutet, solange nicht zu ruhen, bis man zu den Besten gehört und Insignien des Erfolges präsentieren kann – eine Orientierung, die auch für weite Teile der Schulkarriere leitend scheint (vgl. J 838ff.). Gekoppelt daran ist ein Verständnis, in dem leistungsbezogene Erfolge mit einem Gefühl von Freude und Spaß verknüpft werden. Komplementär dazu werden Misserfolge oder ausbleibende Erfolge beim Fußball schließlich mit dem Einstellen dieser unvermittelt unerfolgreichen Tätigkeit (vgl. J 700ff.) oder in der Schule mit einem Wechsel in weniger anspruchsvolle Kurse, Schulformen, etc. (vgl. 709ff.) beantwortet. Vor diesem Hintergrund verstehe ich „Ehrgeiz“ bzw. die Übernahme und Anerkennung eines gesellschaftlich dominanten und familiär unterstrichenen Leistungsprinzips als wesentliches Charakteristikum dieser Inszenierung, das auch die Inszenierung selbst maßgeblich strukturiert. Der Hinweis auf die Dominanz des Leistungsprinzips für die Inszenierung scheint mir in der Formulierung „Der Motor des Erfolges“ sinnhaft verdichtet.

Der **EFFEKT 3: GEÖFFNETE TÜREN** kann als struktureller und inhaltlicher Effekt verstanden werden, der sich wesentlich am Verhältnis zwischen der Figur des Vaters und der Hauptfigur festmachen lässt, aber auch grundsätzlich am tugendhaft-

34 Korrespondierend hierzu die Fußballszene: „Ähm (...) wo die Besten immer, wenn Mannschaft gegen Mannschaft gespielt haben, war der Beste immer der mit der Nummer zehn. [I: *(lacht leise)*] So und dann wollt' ich auch immer die Nummer zehn haben. Und der Freund von mir, der schon in der D-Jugend gespielt hat, hatte die Nummer zehn und mit dem hab' ich auch/ einfach so/ ich hatte gar keine Kraft in der Beinen, mal doller zu schießen, näh. Ich musst'/ wenn wir aufs große Tor gespielt haben war das so, dass er mir den Ball zurollen musste, [I: Mmh] sodass da schon eine/ eine Art Kraft entsteht, [I: Mmh] den Ball so zu treten, dass er dann doller fliegt als wenn er liegt. [I: Ja] Ähm immer geübt, geübt und irgendwann meinte er: „Ja meld' dich doch nochmal an.“ und dann kam ich halt in die erste D-Mannschaft.“ (J 567 - 576)

reflexiven Blick auf die Vergangenheit der Hauptfigur, der für die aktuelle Erzählperspektive leitend ist. Das spannungsgeladene und bisweilen problematische Verhältnis der Figur des Vaters zur Hauptfigur Josef überrascht zunächst angesichts des vielfach inszenierten „wir“, das ich als Hinweis auf die starke Verbundenheit innerhalb der Kernfamilie interpretiert hatte. Als Besonderheit fällt dabei auf, dass dieses problematische Verhältnis explizit nur dort in Erscheinung tritt, wo es bereits als weitestgehend gelöst oder bearbeitet präsentiert werden kann.

Das Verhältnis zwischen Josef und dem Vater wird ausführlich und wiederkehrend als lange Zeit verschlossenes Verhältnis thematisiert, für das erst der „neue“ Josef einen „Schlüssel“ (J 1770) gefunden habe. Schon zu einem Zeitpunkt, an dem die Inszenierung in der Chronologie der Ereignisse gerade erst zu Josefs Geburt vorgedrungen ist, wird bereits zu verstehen gegeben, dass Josef den Vater erst nach der schizophrenen Erkrankung „richtig kennen gelernt“ habe (J 185). Auf der Basis dieses neuen, post-schizophrenen Verhältnisses zwischen Vater und Sohn wird der Vater in seiner positiven Bedeutung für Josef als „ruhende Zuflucht“ (J 182) charakterisiert. Diese Charakterisierung verweist nicht nur darauf, dass der Vater grundsätzlich als „sehr, sehr stiller Mensch“ (J 183) präsentiert wird, sondern er wird hier auch als zugewandt und schützend im Kontakt mit Josef entworfen, worin sich vermutlich die neue Qualität ihrer Beziehung qualifiziert findet.

So erweist sich ein Großteil der Darstellungen und Charakterisierungen der Vaterfigur als aus der aktuellen Erzählerperspektive überformt, wodurch der Umstand, dass Josef erst im Zuge der Erkrankung an Schizophrenie zum Vater einen „Zugang finden“ (J 187, J 228) konnte, nun in einer wertschätzenden Bezugnahme auf den Vater seinen Ausdruck findet. Verdeutlichen lässt sich diese Veränderung im Umgang zwischen Vater und Sohn, die eindeutig als qualitative Verbesserung zu verstehen gegeben wird, in folgender kurzen Szene:

„Also jetzt 2003, jetzt vor vier Jahren, war das so: „Wie geht’s? Bla bla bla. Kannst du mich da und da hinfahren?“ [I: Mmh] oder: „Kannst du mir ´n bisschen Geld geben? Ich wollt´ mir das und das kaufen.“, [I: Mmh] oder so. Aber nie richtig so einfach hingesetzt [I: Mmh] und geredet. Ich glaub´ das liegt auch daran, dass ich mittlerweile auch erwachsen geworden bin. Also würd´ ich jetzt sagen, näh. [I: Ja] Und dann redet man nich` mehr (*gedehnt*\*) über\* was in der Schule war, sondern auch mal über/ (.) wenn man lange zusammensitzt/ da ich ja viel rauche und wenn gutes Wetter is`, sitzt man draußen auf´ m Balkon, [I: Mmh] dann rauch´ ich halt Kette und dann quatsch´ ich halt mit ihm. Da hab´ ich viel erfahren auch in letzter Zeit.“ (J 230–239)

Für die – glücklich überwundene – Vergangenheit wird zunächst ein stark funktional geprägtes Verhältnis gezeigt, in dem die väterliche Fürsorge durch die bittenden Anfragen des Sohnes gewissermaßen auf eine materielle Dienstleistung reduziert wird. Im Kontrast dazu wird das post-schizophrene und -pubertäre Verhältnis als eines gezeigt, das sich wesentlich durch gemeinsame Kommunikation und eine

konkrete Beschäftigung miteinander auszeichnet, in der Reziprozität möglich ist – wodurch das Verhältnis deutlicher als ein gleichwertigeres erscheint. Während die Hauptfigur Josef sich im Verhältnis zum Vater damit einerseits als groß oder erwachsen figuriert, zeigt sie sich paradoxer Weise auch deutlicher in ihrer affirmativen Bindung an ihn – also auch kleiner oder abhängiger, auf jeden Fall aber weniger distanziert. Für die Situation vor der Erkrankung entsteht in dieser Szene damit implizit ein Bild der Hauptfigur als in der eigenen Familie teilweise etwas isolierte Figur, wobei diese Isolation im Spannungsverhältnis zum selbstverständlichen familiären „wir“ steht, aber sich explizit lediglich angedeutet findet (vgl. J 188, J 1168). Vor dem Hintergrund einer aktuellen Erzählperspektive, deren tugendhaft-reflexiver Blick den jugendkulturellen Ausbruch der Hauptfigur als eine Art Irrweg zu kennzeichnen erlaubt, verstehe ich die neue Zugänglichkeit im Verhältnis zwischen „neuem“ Josef und seinem Vater als wesentliches Charakteristikum dieser Inszenierung, das auch die Inszenierung selbst maßgeblich strukturiert. Der Hinweis auf diese neue, emotionale Nähe und Qualität der Vater-Sohn-Bindung scheint mir in der Formulierung „Geöffnete Türen“ sinnhaft verdichtet.

Die bisherige Rekonstruktion der gesamten Inszenierung hatte nicht nur die Etappen dieser Inszenierung in ihrer Chronologie gezeigt, sondern auch versucht, die strukturellen und inhaltlichen Besonderheiten dieser Inszenierung auf drei fall-spezifische Effekte zuzuspitzen. Vor dem Hintergrund dieser Kenntnis des Gesamt-zusammenhangs, den die Inszenierung entfaltet, sollen nun konkrete, einzelne Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen als ‚fremder Anderer‘ im Fall Josef im Zentrum stehen.

Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen in der Migration

Unter einem analytischen Fokus, der nach Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen als ‚natio-ethno-kultureller Anderer‘ fragt, scheint der Fall Josef zunächst wenig ertragreich. So fällt im Hinblick auf den Fall vor allem auf, dass die Hauptfigur im Rahmen der Inszenierung kaum als ‚natio-ethno-kulturell Anderer‘ präsentiert wird. Auch lassen sich keine Szenen extrahieren, in denen Fremdzuschreibungen gegenüber der Hauptfigur erfolgen, die als Anrufungen als ‚fremder Anderer‘ interpretiert werden könnten. Trotzdem lohnt eine Beschäftigung mit dem – im Hinblick auf das Interesse an Anrufungen als ‚fremder Anderer‘ – eher sperrigen Fall Josef Schmidt, auch weil er geradezu dazu auffordert, die Betrachtungsperspektive auszuweiten, um die Wirksamkeit natio-ethno-kultureller Differenzkonstruktionen in den Blick zu bekommen. Zunächst geht es also darum, die deutsche Migrationsgesellschaft aus der Perspektive des Falles zu betrachten, also das Bild von Deutschland nachzuzeichnen, das der Inszenierung rahmend zugrunde liegt. Anschließend werden einzelne Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen, differenziert nach den spezifischeren Kontexten Schule und Alltag, vorgestellt und diskutiert. Auf der Ba-

sis dieser Erfahrungsdarstellungen wird erarbeitet, wie die Hauptfigur Josef im Umgang mit Differenz gezeigt wird und verdichtend zusammengefasst, wie Josefs Subjektposition sich in Bezug auf natio-ethno-kulturell definierte Differenz ausgestaltet findet. Diese Zusammenfassung dient selbst wiederum als Vorbereitung für die anrufungstheoretischen Reflexionen, in denen die Subjektpositionierungsmöglichkeiten und der Umgang mit natio-ethno-kulturellen Differenzkonstruktionen sich für den Fall Josef zusammengefasst finden. Zunächst jedoch ein kurzer Blick auf das Bild von Deutschland, wie es in diesem Fall zugrunde gelegt wird.

Deutschland – die positive Bilanz des Migrationsprojektes

Anders als im Fall Bayram, wo Deutschland als ein *binär codierter Kontext* verstanden wurde, in dem Zugehörigkeiten über die Etiketten „Deutsche“ und „Ausländer“ klar geregelt erscheinen, steht Deutschland im Fall Josef zunächst schlicht für einen Raum, der wesentlich als territorial-nationalstaatlich definierter Raum verstanden werden kann. Mit dem Wort „Deutschland“ ist ein konkreter Ort markiert, man kann *nach* Deutschland oder *aus* Deutschland kommen oder auch *in* Deutschland sein – ohne dass damit offenbar für Josef automatisch Fragen der Zugehörigkeit verknüpft oder gar beantwortet wären. Mit dem Begriff „Deutschland“ wird innerhalb der Inszenierung meist auf einen territorialen und wirtschaftlichen Zusammenhang verwiesen, auf einen Nationalstaat, auf ein Land, das als eines „der größten Industrieländer“ (J 298) charakterisiert wird. Deshalb sind mit dem Begriff „Deutschland“ für die Familie Schmidt ebenso wie für die Hauptfigur Josef konkrete Hoffnungen und Erwartungen verbunden, die in der Migrationsentscheidung der Eltern ihren Ausdruck finden: Für die Migration ist maßgeblich der Wunsch leitend, den Kindern durch ein Leben in Deutschland „[et]was bieten“ (J 297) zu können.

Was „Deutschland“ heißt, erweist sich in dieser Perspektive als eine Art Angebot, das genutzt und in seiner Vielfalt erkundet werden kann: man bekommt etwas geboten in Deutschland, man kann dieses Angebot nutzen und seine Grenzen erkunden. In der Perspektive der Familie Schmidt hat Deutschland z.B. mehr zu bieten als Russland, insofern erscheint ihnen ein Leben in Deutschland als *gutes Angebot*. Als Angebot verstanden, liegt es an Familie Schmidt, was sie aus diesem Angebot macht und sie verbinden Deutschland mit ihrer Orientierung, etwas „erreichen“ (J 436) zu wollen, wofür Deutschland als geeigneter Kontext eingestuft wird. So ist der Begriff „Deutschland“ eng mit den Leistungserwartungen der Familie an sich selbst verknüpft, die das Bemühen impliziert, etwas aus dem Angebot Deutschland zu machen, es sinnvoll zu nutzen und einen Weg zu finden, das zu erreichen, was gemäß den eigenen Wünschen und Zielsetzungen in Deutschland erreicht werden soll(te) – worin sich eine Migrationsentscheidung spiegelt, die eben diese Verbesserung der Möglichkeiten insbesondere für die Kinder im Blick hat. Für das Erreichen dieser Wünsche und Ziele sind drei vage Kriterien angegeben, nämlich: integriert sein, sich wohl fühlen und in relativem Wohlstand leben (vgl. 431ff.) –

wobei alle drei Kriterien sich kaum trennscharf gegeneinander abgrenzen lassen, sondern eng miteinander verbunden scheinen. Was im Fall Josef „Deutschland“ genannt wird, steht also im Rahmen dieser Inszenierung nicht für einen binär kodierten Kontext, sondern vielmehr für einen wirtschaftlichen und territorialen Zusammenhang mit Angeboten, die es für die Familie Schmidt zu ihrem Vorteil zu nutzen gilt. „[M]ittlerweile haben wir das so geschafft“ (J 436f.) lautet die positive Migrations-, Integrations- und Zielerreichungsbilanz, die der Erzähler der Familie Schmidt im Hinblick auf diesen konkreten Ort Deutschland ausstellt.

Da im Fall Josef Schmidt also Deutschland eher mit einem offenen Angebot assoziiert wird und weniger als ein entlang natio-ethno-kulturellen Differenzlinien hegemonial strukturierter Raum – wie im Fall Bayram Özdal –, kommt dieser Differenzlinie im Rahmen der Inszenierung eine vergleichsweise nachgeordnete Bedeutung zu. Demgegenüber werden vielmehr jugendkulturelle Differenzierungen hervorgehoben und bemüht, die bspw. auf Fragen von Musikgeschmack, Styling, Trinkgewohnheiten etc. rekurren, welche maßgeblich zur Charakterisierung von Personen genutzt werden. Etiketten die als Verweise auf ‚Ethnizität‘ oder ‚Nationalität‘ fungieren, werden in diesem Fall eher selten genutzt und oftmals lediglich als *eine* Möglichkeit (neben anderen) zur Einordnung von Personen zu verstehen gegeben – was wiederum eine deutliche Differenz zum Fall Bayram Özdal markiert.

Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen in der Schule

Die hier nachfolgend diskutierten Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen im Fall Josef Schmidt sind also – anders als im Fall Bayram Özdal – keineswegs als Anrufungs- oder gar Diskriminierungserfahrungen als ‚fremder Anderer‘ zu verstehen. Die gezeigten und interpretierten Erfahrungen sind zwar solche, in denen natio-ethno-kulturelle Unterscheidungen genutzt werden, es fällt aber auf, dass diese sich kaum explizit auf die Hauptfigur Josef oder gar auf deren Selbstverständnis beziehen finden. Deshalb steht für diese Rekonstruktion konkret die Frage im Mittelpunkt, worauf sich die als relevant eingeführten Differenzen im Fall Josef Schmidt konkret beziehen sowie nachfolgend welche Implikationen sich aus der Stellung Josefs zu diesen Differenzen für dessen Positionierung ableiten lassen.

Erster Schultag: „Glück gehabt“

Unmittelbar im Anschluss an die Schilderung der ersten Eindrücke nach der Ankunft in Deutschland, die ich weiter oben als faszinierend interpretiert hatte, wird Josefs Schulbeginn in Deutschland thematisiert. Das Motiv des „Abenteuers“, das für die gesamte Ankunftszeit leitend ist (vgl. J 283, J 359), findet sich hier auch auf die Schule übertragen. So heißt es im Interviewtext:

„Kann/ Kann mich ganz, ganz (.) schwer an den ersten Schultag erinnern. Ich weiß nur, dass ich Glück hatte. Ich hatte ’n Nachbarn der heißt (Wladimir*), (.) weiß nicht wie der Name/ [I:

Mmh] der kommt halt auch aus Russland, konnte auch noch russisch. Das war gut, dass ich dann so 'ne Stütze hatte, näh. [I: Mmh] (..) Aber ich war gar nicht/ ich kann mich nicht dran erinnern, dass ich Schiss hatte oder/ oder angespannt war. [I: Mmh] Das war halt immer noch so 'n Abenteuer [I: Mmh] und grade so im Klaren gewesen, dass das ein anderes Land ist, näh, dass das alles neu ist und irgendwie alles spannend. [I: Mmh] Deshalb hatt' ich da noch keine ähm (..) Scheue vor/ vor den Schülern, [I: Mmh] eher/ eher 'n bisschen mit der Orientierung in der Schule. [I: Mmh] Ist ja ganz anders, dass da so 'ne riesen Fläche ist, wo man spielen kann und ähm (..) Räume mit/ mit Tischen einzeln so näh, [I: Ja] dass man in Gruppen zusammen sitzt. [I: Mmh] In Russland war das ja, (..) dass man so 'n/ ja echt so 'ne alte Schulbank [I: Mmh] sozusagen hatte und immer so sitzen musste. [I: Mmh] Schade, das sieht man jetzt nicht. [I: *(lacht)* Merk' ich mir.] Und dann musste man sich halt so melden. *(sitzt sehr gerade und hält die Arme an der Tischkante ineinander verschränkt, zum Melden klappt er einen Unterarm in die Höhe)* Ähm, man durfte jetzt nicht so sitzen, [I: Okay] so sitzen *(sitzt zurückgelehnt im Stuhl)*, dann gab es Tadeln. *(lacht)* Also nicht Schlagen oder so, näh, sondern wurde drauf aufmerksam gemacht, [I: Mmh] dass man sich ähm/ dass man die Haltung wahren soll [I: Mmh] so, näh. So/ so sitzen und so melden. [I: Mmh] Man durfte sich auch nicht so melden *(hebt den ganzen Arm in die Luft und wedelt damit)* oder „Ich, ich, ich!“, [I: Mmh] sondern echt nur einfach so *(hochgeklappter Unterarm)*. Ähm und da sitzt du halt total locker [I: Mmh] und kannst zwischendurch ähm auch 'n bisschen quatschen [I: Mmh] mit deinen Mitschülern. Was ich aber erstmal nich` gemacht hab', [I: Mmh] nur halt mit (Wladimir*), näh.“ (J 379–403)

Der vage Kontext

Im Kontrast zu vorhergehenden Passagen, in denen szenisch ausgestaltet und detailliert erzählt wird, erweist sich das Erinnern des ersten Schultages als relativ schwierig. Statt einer konkreten Szenerie (wie z.B. bei Bayram, vgl. Unterkap. „Kein Wort Deutsch“: 301) tritt für Josef vielmehr eine deutliche oder eindeutige Gefühlsqualität in den Vordergrund; „Ich weiß nur, dass ich Glück hatte“. Die Annahme „Glück“ gehabt zu haben, markiert aus meiner Sicht zweierlei: Zum einen zeigt sie eine Situation, in der das Erleben des Hauptdarstellers eher von der Auseinandersetzung mit etwas Vorgegebenem geprägt scheint – weil man für einen durch Eigenaktivität hochgradig gestaltbaren Kontext in der Regel nicht davon spricht, Glück gehabt zu haben. Zum anderen deutet „Glück haben“ auch darauf hin, dass alles unter anderen als den gegebenen Bedingungen auch ganz anders hätte sein können, worin auch eine gewisse Dankbarkeit über diese vorgefundenen Bedingungen mitschwingt.

Die Bedingungen

Als wesentliche glückliche Bedingung für Josefs Schulbeginn tritt die Figur des Nachbarn Wladimir hervor, der ebenfalls aus Russland zugewandert ist und mit dem Josef Russisch sprechen kann. Der Begriff „Nachbar“ deutet eine faktische

räumliche Nähe zwischen Wladimir und Josef an: Es könnte sein, dass Wladimir neben Josef im Klassenraum sitzt oder sie im gleichen Wohnblock oder Viertel leben, vielleicht stiftet aber auch lediglich die ideelle Gemeinsamkeit einer Übersiedlung aus Russland die mit dem Wort „Nachbar“ markierte Nähe zwischen beiden Jungen.³⁵ Diese verräumlichte Beziehung der Nähe zwischen beiden, scheint durch ihre gemeinsame Sprache (Russisch) noch unterstrichen und intensiviert. Als „Nachbar“, zu dem Josef offenbar leicht einen Zugang findet, kann Wladimir für Josef die aufregende Annäherung an die neue Schule und Klasse erleichtern; Wladimir erweist sich für Josef als „Stütze“. Obwohl der Hauptdarsteller diese Unterstützung eindeutig positiv wertet, erscheint sie eher funktional geprägt und als nettes *surplus*, wenn darauf verwiesen wird, dass Josef grundsätzlich keine Angst oder Kontaktschwierigkeiten gegenüber anderen Schülern an seiner Schule hatte.

Der Übergangszustand

Die Gefühlsqualität dieser Anfangszeit wird sowohl mit Hilfe des Begriffs „Abenteuer“ inhaltlich ausgestaltet als auch mit dem mehrfach verwendeten „noch“ als begrenzter zeitlicher Abschnitt markiert. In diesem Übergangszustand, im Zustand des „noch“, der für die Ankommenszeit in Deutschland reserviert scheint, dominiert das Motiv kindlicher Entdeckungslust. Für den Hauptdarsteller Josef ist zunächst alles, was ihm begegnet, so auch die Schule, „neu“ und „spannend“. Diese Formulierungen zeichnen das Bild eines Jungen, der mit großen Augen neugierig und interessiert seine neue Schule und ihre Logik entdeckt und auskundschaftet. Es ist eine fast enthusiastische Haltung gegenüber dem „Neuen“ in Deutschland, die sich hier inszeniert findet, auch weil es offenbar vergleichsweise „locker“ zugeht. Gleichzeitig ist bereits in der Metapher des Abenteurers die zeitliche Endlichkeit dieser Entdeckungsreise, dieses „noch“-Zustandes impliziert: Nur solange die Umgebung noch „neu“ und deshalb auch „spannend“ ist, solange sich Josef noch nicht vollständig mit ihr vertraut gemacht hat, hält dieser Abenteuer-Entdecker-Status an. Implizit wird hier bereits nahe gelegt, was an anderer Stelle auch direkt expliziert wird: Josef fügt sich schon bald in die neuen Bedingungen ein, er erscheint bereits früh „auf ‘nem guten Wege [...] halt in ähm Deutschland gut integriert“, wie seine Lehrerinnen ihm bescheinigen (J 468f.).

Die zentralen Differenzen

Im Sinne dieses „noch“-Zustandes sind es vor allem formale Dinge, die aus Josefs Perspektive „anders“ sind, wie er im Vergleich zwischen Russland und Deutschland

35 Inwieweit Geschlecht, hier verstanden als die Tatsache, dass beide als „Jungen“ zu verstehen gegeben werden, eine weitere Nähe begünstigt, bleibt hier sowohl im Erzählen als auch in der Analyse ausgeklammert, obwohl es – unter einer anderen Fragestellung – sicherlich interessant wäre.

feststellt. Wobei an dieser Erzählperspektive auffällt, dass gerade *nicht* er *anders* ist, sondern Dinge oder Praktiken, die ihm äußerlich bleiben. Explizit wird auf große Freiflächen zum Spielen auf dem Schulgelände verwiesen und auf eine lockere Unterrichtsorganisation sowie implizit auf die Unterrichtssprache Deutsch. Abgesehen vom Erlernen der deutschen Sprache, die Josef allerdings – wie an anderer Stelle verdeutlicht wird (vgl. J 459ff.) – wenig Probleme bereitet, erweisen sich die markierten Unterschiede im Vergleich zur Schulorganisation in Russland für Josef vor allem als persönlicher Zugewinn an Freiheit. Wie die ausführliche Demonstration der Unterschiede z.B. im Hinblick auf Sitzhaltung und Meldeverhalten der Schüler zeigt, werden die Körper der Schüler an Josefs Grundschule in Deutschland weniger stark reglementiert als dies für den russischen Kontext markiert wird.

Wie wird Josef hier im Umgang mit Differenz gezeigt?

- Differenzen erscheinen vor allem als formale Differenzen zweier Kontexte, respektive Nationalstaaten: Die Dinge sind hier anders als dort bzw. sie sind anders organisiert.
- Josef wird charakterisiert als neugierig, nicht ängstlich und kontaktfreudig. Er erfährt Unterstützung und wird als entspannt, aktiv und um Anpassung bemüht gezeigt.
- Der Schulbeginn in Deutschland wird als reibungslos gezeigt, Josef erscheint dabei als durch eine glückliche Fügung Begünstigter.

Das Dinosaurier-Buch: „kreativ“ oder „komisch“?

Im Anschluss an kursorische Verweise auf Besonderheiten der Grundschulzeit in Deutschland wird auf Josefs heutige Berufsperspektive angespielt. Was in seiner Berufswahlentscheidung mittlerweile Ausdruck gefunden hat, nämlich dass Josef „auf jeden Fall im kreativen Bereich arbeiten will“ (J 471) wird dabei biographisiert, d.h. als biographische Entwicklung zu verstehen gegeben, deren Ausgangspunkt sich bereits in der Grundschulzeit lokalisieren lässt, wie folgende Interview-Passage zeigt:

„Dieses kleine Buch, [I: Mmh] da hab' ich immer Dinosaurier reinge/ was heißt Dinosaurier? (.) Irgendwelche Monster, [I: Mmh] die ich mir selber so ausgedacht hab. Wobei da seh' ich manchmal irgendwie Parallelen zu dem, dass ich halt dann vor vier Jahren schizopren geworden bin, dass vielleicht echt schon/ ich weiß nicht. Könnte sein, dass sich da schon irgendwas entwickelt hat [I: Mmh] in meiner Wahrnehmung und diese Gedankenwelt, dies/ die ja/ is' ja komisch, wenn ein sechs Jähriger irgendwelche Monster malt und/ oder ausgedachte Dinosaurier [I: Ja] mit/ mit/ mit Eigenschaften, was sie so machen können, [I: Mmh] wie viel sie wiegen, [I: Mmh] weil es gab ja ähm/ in der Schule haben wir mal/ äh meine Mitschüler, also die Deutschen sozusagen, ähm diese/dieses Quartett gehabt [I: Mmh] mit den Autos, [I: Mmh] näh, wo man aussuchen kann ähm/ (.) [I: So und so viel PS.] genau, genau und dann

dacht‘ ich mir: „Mmh, toll ihr habt Autos, dann mach‘ ich mir Dinosaurier.“ [I: (*lacht*)] und dann hab‘ ich halt/ hab‘ ich halt nich` Kartengröße gemacht, aber halt die Eigenschaften von diesen Dinos, [I: Mmh] halt wie viel die wiegen, was die so machen können [I: Mmh] und wie alt die sind, oder so. [I: (*lacht*)] Halt so ´n Steckbrief von Dinos. Da hat sich so diese kreative Ader irgendwie [I: Mmh] bemerkbar gemacht.“ (J 475–491)

Die Verschiebung

In die Beschreibung des kleinen Buches, in das die Hauptfigur ausgedachte Dinosaurier gemalt und sie mit Eigenschaften ausgestattet hat, bricht eine reflexiv orientierte Argumentation ein. Sie greift auf eine wichtige Verschiebung im Vokabular zurück, die an der Unterscheidung von „Dinosauriern“ und „Monstern“ konkret wird. Sowohl Dinosaurier als auch Monster vereinen das Charakteristikum im Verhältnis zum Menschen groß und (über-)mächtig zu erscheinen. Auch sind beide in gewisser Weise phantastische Wesen, da es keine Möglichkeit gibt, sie in naturalistischen Szenarien direkt zu beobachten, sondern sie können als lebendige Wesen nur in der Vorstellung ‚real‘ werden – sofern sie nicht dank moderner Computergraphik animiert werden. Trotz eines gewissen Überschneidungsbereiches zwischen Dinosauriern und Monstern vollzieht sich aber eine wichtige Verschiebung in der Bewertung der gemalten Wesen in Josefs Buch, wo aus Dinosauriern zwischenzeitlich Monster werden. Als prähistorischen Tieren wird Dinosauriern unabhängig von persönlichen Deutungen oder Wahrnehmungen eine Existenz zugestanden. Auch wenn sie ausgestorben sind, sind sie ein selbstverständlicher Teil der Welt, in der die Menschen heute noch leben, und in diesem Sinne ist ihre Existenz für uns normal und akzeptiert. Demgegenüber sind Monster ausschließlich als Phantasiewesen konzipiert, sie sind ausdrücklich – und das ist das Bedrohliche – irgendwie nicht von dieser Welt, sondern werden als beängstigend oder entartet verstanden.

Die retrospektive (Um-)Deutung

Insofern vollzieht sich im Interviewtext eine retrospektive (Um-)Deutung, wenn aus dem affektiv positiv besetzten Buch mit Dinosauriern relativ unvermittelt ein Buch voller Monster wird und diese Monster vorsichtig und tastend als Vorboten der späteren Erkrankung an Schizophrenie interpretiert werden. Erst vor dem Hintergrund der späteren Schizophrenie von Josef erscheint es nun „komisch“, wenn ein Sechsjähriger Monster bzw. Dinosaurier malt. Das Buch wird somit nicht nur als wichtige Station für eine biographische Entwicklung hin zur Kreativität sondern auch zur Schizophrenie gelesen, auch wenn diese letztere Deutung durch viele sprachliche Markierer der Unsicherheit (z.B. „manchmal“, „irgendwie“, „vielleicht“, „könnte sein“) als eine fragwürdige und eher provisorische biographische Deutung erscheint.

Die Differenz zwischen Haben und Machen

Die Anregung für die „Steckbriefe von Dinos“, die in dem Buch versammelt sind, erhält Josef von seinen Mitschülern. Er adaptiert die Charakteristika des verbreiteten Kinderspiels Auto-Quartett, das wesentlich über den Vergleich unterschiedlich wertvoller Eigenschaften der Autos funktioniert, für das Dinosaurier-Buch. Dabei wird eine implizite und doppelte Distanzierung von oder Differenz zwischen den Mitschülern und Josef offenbar: In dem Kommentar „toll ihr habt Autos, dann mach ich mir Dinosaurier“ wird verdeutlicht, dass die Mitschüler etwas „haben“, etwas besitzen, was Josef (noch) nicht besitzt und sich erst „machen“ oder erarbeiten, in diesem Fall ausdenken und umsetzen, muss. Es klingt auch eine Art Stolz oder Trotz in der Formulierung mit, was darauf verweist, dass Josefs Dinosaurier im Vergleich zu den Auto-Quartetten der Mitschüler eine Kuriosität, etwas Besonderes darstellen. Dinosaurier sind nicht nur imposanter und stärker, sondern auch lebendiger als Autos. Gleichzeitig steht bei Josefs Dinosaurier-Steckbriefen scheinbar weniger die Sozialität des gemeinsamen Spielens im Vordergrund, sondern eher der Aspekt sich etwas Eigenes und Besonderes zu erschaffen, das gerade nicht gleich, aber doch noch vergleichbar zu den Auto-Quartetten der Mitschüler ist. Die Aktivität des Machens, die darauf ausgerichtet ist, etwas Besonderes und Eigenes zu kreieren, kann damit gleichermaßen als Ausdruck einer Abgrenzung wie eines Versuches im Sinne der geltenden Quartett-Standards mitzuspielen und dazugehören gelesen werden. Es wird hier das Bild eines eher eigenbrötlerischen Jungens gezeichnet, der aus der Not seines Nicht-Besitzes von Auto-Quartetts eine Tugend macht und kreativ tätig wird.

Unbehagliche Deutsche

Nachgeordnet werden die Mitschüler in dieser Passage als „die Deutschen sozusagen“ charakterisiert. Nicht nur weil – wie bereits erwähnt – die Differenzierung zwischen „Deutschen“ und „Nicht-Deutschen“ in dieser Inszenierung eher ungewöhnlich ist und höchst selten genutzt wird (vgl. lediglich J 663), sondern insbesondere mittels des „sozusagen“ wird hier einem gewissen Unbehagen mit dieser Bezeichnung und Differenzierung Ausdruck verliehen. Dabei wären mindestens zwei Vermutungen zur Erläuterung dieses Unbehagens denkbar: Zum einen könnte dieses Unbehagen auf der Erkenntnis aufliegen, dass die so Bezeichneten keineswegs so „ur-deutsch“ sind, wie dieser Terminus suggeriert. Zum anderen könnte dieses Unbehagen sich aus einem Verständnis speisen, dass Josef sich selbst nicht als so „un-deutsch“ versteht, wie es mit dieser eindeutigen Differenzierung nahe gelegt wird – ich werde später darauf zurückkommen.

Wie wird Josef hier im Umgang mit Differenz gezeigt?

- Differenzen zwischen den Mitschülern und Josef werden im Hinblick auf Besitz vs. kreatives Vermögen am Bsp. des Quartetts markiert. Nachgeordnet sind demgegenüber Differenzen, die herkunftsbezogen bzw. natio-ethno-kulturell formuliert werden. Die Bezeichnung der Mitschüler als „Deutsche“ wird eingeschränkt und ist als unbehaglich interpretiert worden.
- Josef wird charakterisiert als eigenbrötlerisch, kreativ und phantasievoll. Er schaut sich die Spiele seiner Mitschüler ab und modifiziert sie aktiv zu etwas Besonderem, Eigenem.
- Josef erscheint in dieser Schulszene als durch sein kreatives Talent Begünstigter, gleichzeitig wird dieses Talent relativiert, indem es mit einer Vorform der Schizophrenie assoziiert wird.

Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen im Alltag

In diesem Abschnitt werden wiederum Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen thematisiert. Hier zeigt sich vor allem, dass im Fall Josef Schmidt der Versuch, Unterschiede zu markieren, oftmals begleitet ist von einer impliziten Einschreibung in ein Kollektiv, wobei diese Einschreibung gerade vor dem Hintergrund gewisser Differenz-Markierung von anderen gelingt. Das Differenzmanagement kann als Praxis der Selbst- und Fremddistinktion verstanden werden. Damit zeigen sich Differenz- und Zugehörigkeitserfahrung auch in diesem Fall als deutlich ineinander verwoben.

Jugendkulturelle Distinktion: „Freunde“, „Gangster“ und „Metrosexuelle“

Unter dem Stichwort „Fußball“ wird in dieser Passage die Frage virulent, mit wem Josef zu diesem Zeitpunkt der frühen Jugend eigentlich befreundet ist bzw. mit wem er generell befreundet sein mag. Im Interviewtext heißt es hierzu:

„Mit Fußball ähm ging's dann irgendwann mal so los, dass wir dann/ also in der Schule war alles okay, ich hab' Fußball gespielt, hatte viele Freunde. Wobei ich sagen muss, Freunde schon halt die aus Deutschland kommen. So ähm/ (.) also/ also jetzt ist es/ zum Beispiel viele, die ich kenne, die aus Russland kommen, sind ja echt/ ich sa/ ich sag' mal echt so Gangst/ also nicht Gangster, aber echt so die Coolen, [I: Mmh] die ähm toll finden sich zu prügeln, [I: Mmh] die toll finden sich (.) so viel Wodka reinzunknallen, dass sie keine Kontrolle über sich haben und dann rumpöbeln und die, die über Frauen total/ dass sie frauenfeindlich sind, indem sie Äußerungen sagen wie: „Fotze“, oder so was, näh. [I: Mmh] Ich will nix mit denen zu tun haben. [I: Mmh] Und ähm/ oder Leute die so (...) metrosex/ also, [I: Mmh] dass sie sich ihre Augenbrauen zupfen oder sich die Beine rasieren, die Brust, die Achselhaare und enge Jeans mit/ mit/ na ja egal, auf jeden Fall diese Leute. [I: (lacht)] Das sind halt viele, näh, [I:

Ja] so die ich noch von früher noch kenne, die so geworden sind. [I: Mmh] Ich will damit nichts zu tun haben.“ (J 599–612)

Die Grundausrüstung

Das Thema Fußball fungiert in den kurzen einführenden Sätzen dieser Passage als eine Art Anstoß, der es erlaubt, nicht nur auf die Einbindung von Josef in ein „wir“ zu verweisen, sondern auch eine bestimmte Ära, den Lebensabschnitt der frühen Jugend zu umreißen. Die Eröffnung „in der Schule war alles okay, ich hab Fußball gespielt und hatte viele Freunde“ charakterisiert überblicksartig diese frühe Jugendphase als völlig harmonisch und unproblematisch: Josefs schulische Leistungen³⁶ sind unbedenklich, er ist sportlich aktiv und bei Gleichaltrigen beliebt. Dieser Überblick präsentiert dabei gewissermaßen die vollendete Grundausrüstung für eine zufriedene und erfüllte (männliche?) Jugendzeit gemäß verbreiten Maßstäben einer deutschen Mittelschicht.

Die betonte Einbindung

Josef erscheint in diesem kurz umrissenen Szenario als sozial sehr aktiv, er wird als eingebunden in ein umfangreiches und enges soziales Netzwerk gezeigt, dessen Qualität sich offenbar auch an dessen quantitativem Umfang bemisst. Wie um die Qualität dieser Einbindung näher zu bestimmen, werden die „viele[n] Freunde“ zusätzlich als solche, „die aus Deutschland kommen“ charakterisiert, als gelte das Siegel „made in Germany“ auch für Freundschaften als Gütesiegel.

Das Herausgewachsen-Sein

Es ist aber vor allem die nachfolgende dezidierte Abgrenzung gegenüber Menschen, die Josef „noch von früher kenn[t]“, die den Freunden dieser Zeit letztendlich einen explizit positiven Status verleiht und sie in ihrer Normalität implizit ausgestaltet. Dabei wird eine zeitliche Entwicklung angedeutet, in der Josef aus den Bekanntschaften von früher herausgewachsen und in die aktuellen Freundschaften („schon halt“) hineingewachsen ist, die aufgrund der massiven Abgrenzung gegenüber den alten Bekannten implizit auch als eine Art Statusverbesserung für ihn erscheint.

Die zentrale Differenz

Der Bezug auf ‚Ethnizität‘ und/oder ‚Nationalität‘ sowohl für die „Freunde“ als auch für die „Gangster“ markiert dabei nur eine von zwei Differenzlinien, die Josef und seine Freunde (aus Deutschland) von den Bekannten „von früher“ unterschei-

36 Die Gleichsetzung von „Schule“ mit „schulischen Leistungen“ erfolgt hier vor dem Hintergrund, dass innerhalb der Inszenierung regelhaft ähnliche Formulierungen durch die Angabe von Benotungen konkretisiert werden.

det. So werden zudem die Differenzlinien sexuelle Orientierung und Männlichkeit zur weiteren Abgrenzung gegenüber „Metrosexuellen“ herangezogen. Indem zum einen die aus Russland kommenden „Gangster“ aufgrund ihres unkontrollierten, sexistischen und gewalttätigen Verhaltens distanziert werden, während zum anderen die „Metrosexuellen“ aufgrund ihrer Styling-Gewohnheiten in die Nähe ‚des Weiblichen‘ gerückt und gleichermaßen distanziert werden, erscheinen Josef und seine Freunde (aus Deutschland) als weitestgehend normal.

Größtmögliche Distanzierung

Über den mehrfachen Hinweis „mit denen will ich nichts zu tun haben“ wird die maximale Distanzierung Josefs gegenüber den früheren Bekannten weiter unterstrichen. Dadurch gelingt es gewissermaßen *ex negativo* Josef (und seine Freunde aus Deutschland, ebenso wie die Interviewerin) implizit in einer sozial akzeptierten Normalität zu positionieren, was Verhalten, Männlichkeitskonzept und Styling betrifft. Josef wird hier implizit als vernünftig, respektvoll, kontrolliert, heterosexuell orientiert und eher klassisch männlich gestylt entworfen. Eine *ex negativo* Beschreibung kann somit als sprachliche Figur verstanden werden, die mittels Abgrenzung gegenüber anderen die eigene Position auszugestalten erlaubt, ohne diese selbst explizit machen zu müssen. Auch wenn im Anschluss an diese Passage der maximalen Distanzierung auch einzelnen Gruppenmitgliedern der „Metrosexuellen“ zugestanden wird, „was auch im Kopf [zu] haben“ (J 613) und die Distanzierung bezogen auf den Einzelfall relativiert wird, wird damit jedoch die Abwertung der meisten „Metrosexuellen“ als dumm untermauert. Gerade über den Hinweis, dass eine große Anzahl früherer Bekannter von Josef sich den beiden hier abgewerteten und distanzierten Gruppen zuordnen ließen, wird Josefs Vorliebe für seine (vernünftigen) Freunde (aus Deutschland) als Sonderweg hervorgehoben und damit auch als Besonderheit präsentiert.

Wie wird Josef hier im Umgang mit Differenz gezeigt?

- Herkunftsbezogene Differenzen werden mit bestimmten, negativ konnotierten Verhaltensweisen zusammengebracht. Differenzen der sexuellen Orientierung oder der Selbstdefinition werden auf das Styling bezogen. Jede dieser, durch die eine oder andere Differenz charakterisierten, Gruppen erscheint dabei aber aus Josefs Perspektive als abstoßend, wobei die deutlichste Distanzierung gegenüber gewalttätigen oder gewaltbereiten Jugendlichen erfolgt.
- Josef wird dabei als integriert in einen Kreis von Freunden gezeigt, „die aus Deutschland kommen“. Er erscheint als souverän und als kritisch gegenüber sozial unangepassten Verhaltensweisen. Er wird als in mittelschichtsbezogenen Werten beheimatet, als sozial distinguiert und wohlgezogen gezeigt.
- Josef erscheint in dieser Szene als jemand, der auf den „richtigen Umgang“ bedacht ist.

Distanz gegenüber Autoritäten: „fremd fühlen“

Im Rahmen des vom Interviewten selbst eingeleiteten „Schlusswort[es]“ (J 1796), das sich noch einmal explizit auf „das Thema Migration und Integration“ (1797)³⁷ beziehen soll, wird erstmalig innerhalb der Inszenierung auf ein Fremdheitsgefühl von Josef im deutschen Kontext verwiesen. Hier heißt es:

„Wobei es ist immer noch dieses Gefühl, dass ich mich/ mir nich/ hab‘ mich schon integriert in die [I: Mmh] Gesellschaft. (.) Aber es ist immer noch so, dass ich mich fremd fühle, Leute anzusprechen. Also (.) speziell jetzt sowas wie: „Wissen Sie wie spät es ist?“, wenn man durch die Fußgängerzone geht oder/ oder überhaupt irgendwas ähm (.) zum Beispiel (.) sich im Bahnhof nach ‘ner Karte erkundigen. [I: Mmh] Das ist so Leute die aus Deut/ also in Deutschland wohnen, das ist halt normal für sie. [I: Mmh] Bei mir ist immer noch so ‘ne kleine Hemmschwelle auch da. Ich glaub‘ durch die Erziehung oder dadurch, dass ähm ich als Kind/ wie kann man/ das ist jetzt grad‘ ein bisschen verwirrend. [I: Ich komm noch mit.] Ja? [I: Mmh] Dass da trotzdem immer noch (.) so ‘n Teil in meinem Verhalten/ auch viel aus Russland noch da ist. [I: Mmh] Diese Erziehung, näh. Ähm und da fühl‘ ich mich manchmal, wenn ich mal st/ im Bahnhof jetzt frage wie teuer ‘ne Karte von da nach da ist/ obwohl es gibt ja die Automaten. Aber wenn ich jetzt [I: Mmh] so ‘ne Art (...) ist die Autorität halt der Schaffner [I: Ja] oder der die/ wie nennt man das? [I: Fahrkartenverkäufer] Ja zum Beispiel. So ‘ne Art Autorität und da ist immer so ‘n ganz großer Abstand auch da. [I: Mmh] Und das ist halt glaub‘ ich auch diese Erziehung, die ich hab‘. Viele Leute in meinem Freundeskreis sind so total offen so, [I: Mmh] weil die ja hier geboren wurden, [I: Mmh] hier aufgewachsen sind. Bei mir ist das immer so ‘n kleiner Knicks. [I: Mmh] Dann fällt alles halt auf diese Erziehung zurück, dieses disziplinierte.“ (J 1800–1819)

Das unbestimmte Gefühl

Trotzdem zu Beginn dieser Passage die positive Integrationsbilanz Josefs noch einmal ratifiziert und bestätigt wird, erhält diese nun auch erstmals eine kleine Einschränkung („aber“). Diese Einschränkung ist an ein diffuses, unbestimmtes Gefühl gekoppelt, das in der etwas ungewöhnlichen Formulierung „[s]ich fremd fühlen, Leute anzusprechen“ seinen Ausdruck findet. Die Charakterisierung dieses Gefühls

37 An dieser Stelle lässt sich explizit am Text belegen, dass die Vorinformationen zum Interview, in denen ich angegeben hatte, mich für „junge Männer mit Migrationshintergrund“ und deren „Lebensgeschichten“ zu interessieren, diesem Interviewten durchaus bewusst sind und seine Erzählung durchaus orientieren. Im Fall Josef werden diese Informationen offenbar so verstanden und interpretiert, dass es der Interviewenden um die persönliche „Migration und Integration“ gehe. An meinen Interpretationen zum Fall Josef war bereits deutlich geworden, dass die gesamte Inszenierung als eine positive Antwort hinsichtlich Josefs persönlicher Integrationsbilanz zu verstehen ist und insofern direkt auf das – so interpretierte – Interesse der Interviewerin an der persönlichen „Migration und Integration“ antwortet.

als „sich fremd fühlen“ verschiebt nun die Fremdheit erstmals explizit zu Josef hin, eine Beschreibung, die für die Inszenierung insgesamt neu ist: Bislang erschienen vornehmlich diejenigen, gegenüber denen Josef abgegrenzt wurde, als anders oder irgendwie fremd. Die in der Passage angeführten Beispiele für dieses Fremdheitsgefühl legen nun nahe, dass Josef sich unwohl fühlt, weil oder wenn er ihm fremde Personen – insbesondere wenn es sich um „Autoritäten“ handelt – ansprechen muss. Der Zustand „sich fremd [zu] fühlen“ wird dabei lediglich implizit als Gefühl des Unwohl-Seins gekennzeichnet. Allerdings hebt diese Formulierung relativ stark eine Differenz, einen Abstand oder eine Distanz zu den angesprochenen Personen hervor, ohne diese andere Person selbst explizit als „fremd“ zu charakterisieren. „[S]ich fremd fühlen, Leute anzusprechen“ bedeutet für die Hauptfigur Josef vermutlich vor allem, diesen Abstand zu spüren und ihn wahrzunehmen – und das ist eher ungewöhnlich innerhalb dieser Inszenierung – als ein Defizit in Josefs Vermögen auf unbekannte Menschen zuzugehen.

Der anhaltende Zustand

Dieses Fremdheitsgefühl irritiert die wiederholt hervorgehobene erfolgreiche Integrationsbilanz, die sich maßgeblich als Überwindung eines Übergangszustandes gezeigt hatte. Während es der Hauptfigur gelingt, sich in nahezu allen Lebensbereichen den eigenen Zielen anzunähern, hält das unbestimmte Gefühl „[s]ich fremd“ zu fühlen gerade an, es erweist sich als zäh, es besteht „immer noch“. Dieses anhaltende Gefühl lässt sich bislang offenbar nicht auflösen, abbauen oder überwinden, es besteht zur Unzufriedenheit des Erzählers fort und steht Josef ein Stück weit im Weg.

Die zentrale Differenz

Josefs Fremdheitsgefühl wird als das Gefühl eines großen Abstandes gegenüber unbekannten Personen, insbesondere „Autoritäten“ konkretisiert. Das Gegenbild zu diesem Gefühl ist eine Normalität, die Menschen, die in Deutschland wohnen, zugeschrieben wird, „weil [sie] hier geboren“ sind. Korrespondierend zum Unbehagen in der vorhergehenden Interviewpassage wird auch hier eine Eindeutigkeit suggestierende Etikettierung wie „die Deutschen“ vollständig umgangen und durch ein Kontinuum ersetzt, das die Anwesenheitsdauer in Deutschland zum zentralen Kriterium erhebt (Geburt, Aufwachsen, Wohnen). Für Menschen mit einer längstmöglichen Anwesenheitsdauer wird es als normal betrachtet, in der Öffentlichkeit unbekannte Personen anzusprechen, sie werden als „total offen“ charakterisiert, während Josef demgegenüber als abweichend und insofern weniger normal hinsichtlich seiner Offenheit erscheint. Zumindest implizit wird damit auch sichtbar gemacht, dass es einen Unterschied machen könnte, ob Josef oder einer seiner in Deutschland geborenen Freunde einen Fremden auf der Straße nach der Uhrzeit fragt. Als Erklärung für diesen Unterschied zwischen Josef und seinen Freunden und damit auch

für das Fremdheitsgefühl wird darauf verwiesen, dass Josef „immer noch“ Verhaltensweisen nutze, die mit Russland assoziiert werden. Was gemäß dieser Darstellung also Abstand und Fremdheitsgefühle erzeugt und Josef von „total offen[en]“ Leuten unterscheidet, die sich länger in Deutschland aufhalten, wird auf eine klare Formel gebracht: „diese Erziehung [...] dieses disziplinierte“.

Schadensbegrenzung

Der Unterschied im Verhalten, der Josef eine weniger große Offenheit attestiert, wird also auf einen Unterschied in der Erziehung zurückgeführt. Dieser Unterschied bringt, so vermutet der Erzähler, auch einen Unterschied im Gefühl mit sich, einen Unterschied also, der Josef abweichen lässt im Verhältnis zu dem, was für Menschen ‚normal‘ ist, die in Deutschland aufgewachsen sind. Allerdings wird dieser Unterschied gleichzeitig deutlich in seinem Ausmaß begrenzt: Für Josef erweist sich das Fremdheitsgefühl als „so ‘ne kleine Hemmschwelle“ bei dem Vorhaben unbekannte Personen in der Öffentlichkeit anzusprechen. Im Verhältnis zur „total[en]“ Offenheit der in Deutschland Geborenen wird für Josef „so ‘n kleiner Knicks“ konstatiert. In beiden Formulierungen wird die Abweichung Josefs zwar als empfundene Einschränkung sichtbar gemacht, die das Wohlbefinden Josefs durchaus tangiert. Allerdings wird diese Einschränkung als eher geringfügig und deshalb auch als weitestgehend unproblematisch zu verstehen gegeben. Wenn überhaupt, dann markiert der „kleine Knicks“ nur eine kleine Behinderung im Alltag, eine minimale Abweichung von dem, was für Andere selbstverständlich und einfach ist.

Wie wird Josef hier im Umgang mit Differenz gezeigt?

- Differenzen werden im Verhältnis zu einer (,deutschen‘) Normalität bestimmt. Das Teilhaben an dieser Normalität wird mit einer längstmöglichen Aufenthaltsdauer (also Geburt) in Deutschland verknüpft. Implizit wird wieder die Nähe zu den (,deutschen‘) Freunden thematisch, wenn auch durch den Vergleich mit ihnen, der eine kleine Einschränkung Josefs offenbart.
- Josef wird hier gezeigt als fremd, als schüchtern und selbstkritisch. Er vergleicht sich mit in Deutschland Geborenen, ist vielleicht etwas neidisch, jedenfalls eher unsicher und wird in dieser Passage als weniger souverän charakterisiert.
- Josef zeigt sich hier als durch eine disziplinierende Erziehung eingeschränkt.

Zwischenergebnis 1: Positionierung als kreativer „Abgewrackter“

Wie wird Josefs Subjektposition (mit Bezug auf natio-ethno-kulturelle Differenzen) ausgestaltet?

Zunächst fällt in der Zusammenschau der diskutierten Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen abermals auf, dass sich keine Szenen dargestellt finden, in denen die Hauptfigur Josef von seinen Interaktionspartnern als ‚natio-ethno-kulturell Anderer‘ kategorisiert oder angerufen wird.³⁸ Josef besitzt nicht nur juristisch die deutsche Staatsangehörigkeit, sondern auch praktisch und informell wird seine Geburt außerhalb Deutschlands nicht zum Distinktionsmerkmal für andere bzw. von anderen als solches genutzt. Alle hier eingehender betrachteten Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen zeichnen sich – wie die gesamte Inszenierung – gerade durch die Abwesenheit von Anrufungen aus, die Josef als ‚fremden Anderen‘ direkt positionieren würden, anders als Bayram erscheint Josef mit zunehmender Sprachbeherrschung im Deutschen für seine Umgebung zunehmend kaum noch als ‚fremder Anderer‘ erkennbar. Für den Fall Josef lässt sich insofern zusammenfassend konstatieren, dass die Hauptfigur Josef im Rahmen der betrachteten Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen gerade nicht direkt von Anderen auf (s)ein mögliches ‚Anders-Sein‘ verwiesen wird. Vielmehr werden andersherum mehrheitlich Gegebenheiten dargestellt, in denen Menschen oder Dinge aus Josefs Perspektive als ‚anders‘ und different charakterisiert werden, die Abgrenzungsaktivität geht – wenn überhaupt – also eher von Josef aus als dass er selbst ihr Gegenstand wäre.

Betrachtet man vor dem Hintergrund der nicht vorhandenen Anrufungen nun die Ausgestaltung der Subjektposition Josefs in den diskutierten Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen, so deutet sich eine aktiv gestaltete biographische Veränderung in Josefs Positionierung an, die maßgeblich bewirkt, dass Josef als ‚natio-ethno-kulturell Anderer‘ zunehmend unsichtbar wird: So war es für die Zeit des Übergangszustandes, im „noch“ des „Abenteuers“ Migration, für Josef durchaus funktional, sich buchstäblich in die Nähe von Wladimir, dem „Nachbarn“, der auch „aus Russland kommt“, zu begeben – wie Szene 1 verdeutlicht hatte. Diese Positionierung in der Nähe zu Wladimir wird als praktisch und emotional unterstützend für Josef dargestellt. Doch bereits für diese Zeit des Übergangszustandes wird nahe gelegt, diese nachbarschaftliche Nähe nicht als Rückzugsraum zu verstehen, sondern vielmehr als funktionale und sichere Basis, die keineswegs einen Ausdruck von

38 Wenn man sich den Fall Bayram Özdal im Kontrast dazu vergegenwärtigt, der von Interaktionspartner regelmäßig als ‚natio-ethno-kulturell Anderer‘ anrufen wurde, tritt diese Tatsache als bedeutsamer Unterschied zwischen beiden Fällen unmittelbar hervor. Dieser Unterschied verweist dabei auch auf ihre unterschiedlichen Ausgangsbedingungen hinsichtlich des formalen Zugehörigkeitsstatus und des informell relevanten Sichtbarkeitsstatus zurück.

„Scheue“ gegenüber den anderen („deutschen“) Mitschülern darstellt. Josefs Position in Nähe zu Wladimir impliziert auch Offenheit gegenüber anderen („deutschen“) Mitschülern, es ist kein exklusives Nähe-Verhältnis, sondern vielmehr ein vorsichtiges Entdecken des neuen Terrains von einem unterstützenden Bezugspunkt aus. Dass dieser Offenheit Josefs nicht unbedingt eine ähnliche Offenheit auf Seiten aller seiner Mitschülerinnen und Mitschüler korrespondiert, findet sich lediglich implizit angedeutet in der Szene, in der Josef sich selbst erschafft, was die anderen bereits besitzen: ein Quartett – wie Szene 2 verdeutlicht.

Trotzdem scheint sich die Bewegung hin zu denen, die „in Deutschland geboren“ sind oder „aus Deutschland kommen“, biographisch zu verstetigen, wenn Josef später als aus dem Kreis seiner früheren („russischen“) „Bekannten“ herausgewachsen gezeigt wird – wie in Szene 3 verdeutlicht. Wenn die Hauptfigur Josef in seiner Jugendzeit als nahezu selbstverständlich eingebunden in einen Kreis von Freunden präsentiert wird, dann schwingt auch ein gewisser Triumph in dieser Darstellung mit. Dieser ist vermutlich nicht allein darauf zurückzuführen, dass Josef in seiner Jugend „viele“ Freunde sein Eigen nennen kann. Auch scheinen die („deutschen“) Freunde gewissermaßen als Statussymbole der eigenen Integration interpretiert und präsentiert zu werden. Wenn die Hauptfigur Josef so im Rahmen der Inszenierung in die Nähe der („deutschen“) Freunde, bei maximaler Distanzierung von („russischen“) „Gangstern“ oder „Metrosexuellen“, gestellt wird, so unterstreicht und bestätigt dies vor allem seine alltagspraktische Unsichtbarkeit als Migrationsanderer, seine erfolgreiche Integration im Sinne dieses Unsichtbar-Werdens oder andersherum seine deutliche Normalitätsposition(ierung) im Spektrum („deutscher“) Jugendkulturen.

Diese gewissermaßen ex negativo, also über Abgrenzung vollzogene Positionierung in weitestgehender Normalität wird allerdings um zwei Besonderungsaspekte erweitert. Zum einen ist es die disziplinierte Erziehung (aus Russland), die Josef einen „total offenen“ Umgang mit unbekannten Menschen und insbesondere mit Autoritäten erschwert und als kleine Einschränkung seiner Normalität im deutschen Kontext markiert werden kann – wie anhand von Szene 4 erkennbar. Die Hauptfigur Josef wird hier im Vergleich zu Freunden, die „in Deutschland geboren“ sind als schüchterner oder distanzierter gegenüber Autoritäten gezeigt. Zum anderen wird seine Normalität im deutschen Kontext um den Hinweis auf sein Talent oder Vermögen kreativ zu denken und zu gestalten erweitert – wie Szene 2 zeigt. Diese Kreativität Josefs bereichert die Positionierung in der Normalität um einen positiv konnotierten Besonderungsaspekt, der allerdings auch vom Schatten der negativ konnotierten Besonderung als schizophren Erkrankter begleitet wird. Sowohl der Umstand der schizophrenen Erkrankung als auch die kreative Begabung Josefs in Kombination mit seiner Zugehörigkeit zur „alternativen“ Szene finden vermutlich in seiner Positionierung als kreativer „Abgewrackter“ (J 617) ihren Widerhall. In

dieser Positionierung werden die aktuellen Bezüge zur Lebenswelt deutlich über das Faktum seines Geburtsortes (in Russland) gestellt.

Es gelingt also im Rahmen der Inszenierung die Hauptfigur Josef gewissermaßen trotz des Faktums Geburtsort aber in Korrespondenz mit den Bedingungen von formal-juristischem und informell zugestandenem Zugehörigkeitsstatus als weitestgehend eingebunden in eine („deutsche“) Normalität mit minimaler Einschränkung durch ein persönliches Fremdheitsgefühl zu zeigen. Gleichzeitig wird in dieser Positionierung auch seine Einzigartigkeit mit Hilfe der Verweise auf seine Kreativität und die Erkrankung an Schizophrenie unterstrichen. In der Selbstbeschreibung als „Abgewrackter“, die vor allem als jugendkulturelle Positionierung zu verstehen ist, klingt der Schatten der Schizophrenie über den ironischen Verweis auf das (psychische) „Wrack“ noch an, als das Josef in seiner Erkrankungszeit ebenfalls beschrieben wird (vgl. J 1730f.). Gleichzeitig – und das ist entscheidender – ermöglicht diese Selbstbeschreibung Josefs Positionierung in einer „coolen“ und „alternativen“ Jugendkultur (vgl. J 1035, auch J 730, J 831). „Abgewrackt“ ist eine vergleichsweise lässige Positionierung, die sich bspw. auch gegenüber einer Normalität von („deutschen“) „Spießern“ (vgl. J 583ff.) dezidiert abgrenzt und es der Hauptfigur erlaubt, für sich – bei gleichzeitiger Nähe zu anderen („deutschen“) „Alternativen“ – einen spezifischen Ort auszuweisen, einen Ort, der auch mit seinem beruflichen Interesse am kreativen Bereich harmoniert. Vor diesem Hintergrund erscheint mir Josefs Positionierung sinnvoll verdichtet in der Formulierung, er sei ein kreativer „Abgewrackter“, womit dem Umstand, dass Josef „aus Russland kommt“ keine Relevanz mehr für die aktuelle Selbstpositionierung zugeschrieben wird.

Anrufungstheoretische Reflexion

Unter einer anrufungstheoretischen Perspektive stellt sich nun die Frage, inwieweit die bisher diskutierten Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen als Momente einer Einschreibung der Hauptfigur Josef in eine bestehende natio-ethno-kulturelle Differenzordnung zu verstehen sind. Für den Fall Josef Schmidt lässt sich in Ermangelung von inszenierten Anrufungen eine solche Einschreibung dabei nicht anhand eines Zusammenspiels von Anrufungen und Identifizierungen rekonstruieren. Gerade vor dem Hintergrund der bisherigen Erkenntnisse, die zeigten, dass Josef als Jugendlicher und junger Erwachsener als ohne Rekurs auf seine „Herkunft“ oder ähnliches positioniert gezeigt wird, stellen sich mindestens drei anrufungstheoretische Fragen, denen die nächsten Unterkapitel nachgehen: Ob und wenn ja welche Bedeutung erlangen natio-ethno-kulturelle Identifizierungen in dieser Inszenierung überhaupt (1.) sowie welche Effekte kann eine uneindeutige natio-ethno-kulturelle Identifizierung haben (2.)? Vor allem erweist es sich angesichts einer uneindeutigen natio-ethno-kulturellen Identifizierung im Fall Josef abschließend als spannend, zu

fragen, inwieweit sich diese zu den fehlenden Anrufungen ins Verhältnis setzen lässt (3.).

Lesbare Identifizierung

Wie bereits in der zusammenfassenden Analyse zu Josefs Positionierung als kreativer „Abgewrackter“ deutlich geworden ist, fehlt es nicht an Selbstbeschreibungen für die Figur Josef im Rahmen der Inszenierung, allerdings durchaus an expliziten Identifizierungen mit Bezug auf natio-ethno-kulturelle Differenz. Dies erweist sich vor dem Hintergrund der bisherigen Analyse jedoch keineswegs als überraschend. So zeigte diese Analyse gerade Josefs Positionierung innerhalb einer individuell ausgestalteten und „coolen“ jugendkulturell bestimmten Normalität, die offenbar dem „Deutschen“ näher als dem „Russischen“ steht, allerdings selbst ohne explizite natio-ethno-kulturelle Einordnung auskommt. Trotzdem findet sich gegen Ende des Interviews – wiederum im Rahmen des selbst initiierten „Schlusswort[es]“, das sich noch einmal explizit auf „dieses Thema mit (.) Migration und Integration“ beziehen soll (vgl. J 1812ff.) – dann doch noch der Versuch, eine natio-ethno-kulturelle Identifizierung zu platzieren.³⁹ Diese Identifizierung bricht allerdings nicht nur mit bestehenden *Konventionen der Eindeutigkeit* für natio-ethno-kulturelle Identifizierungen⁴⁰, sondern gelangt eher über das bekannte Muster einer *ex negativo* Bestimmung zu ihrer Aussage. So heißt es:

39 Angesichts dieser Platzierung im „Schlusswort“ steht die Passage aber – stärker als vorhergehende – im Verdacht, eine sozial erwünschte Antwort hinsichtlich des „Themas Migration und Integration“ geben zu wollen. Dieser Verdacht lässt sich auch angesichts von Begriffsverwendungen wie „Heimat“ oder „Kulturen“ stützen, die bislang innerhalb der Inszenierung wenig Bedeutung erhalten hatten. Die Platzierung und die Begriffsverwendungen deuten also darauf hin, dass hier ein expliziter Beitrag zum „Thema Migration und Integration“ geleistet werden soll, der wohl darauf zielt, das vermutete Interesse der Interviewerin an diesem Thema zu befriedigen. Angesichts der interessanten Aspekte dieser Antwort habe ich mich aber entschlossen, sie mit in die Interpretation einzubeziehen, weil ihr gerade als gewissermaßen strategische Antwort eine Bedeutung für die Gesamtinterpretation zukommt.

40 In seiner empirischen Studie zu bikulturellen Selbstverständnissen von bildungserfolgreichen männlichen Immigrantenjugendlichen verweist Tarek Badawia (2002) gerade darauf, dass viele Jugendliche mit ihren bikulturelle Identitätstransformationen eine Antwort auf diese Konvention der Eindeutigkeit geben, die diese Konvention selbst befragt. So heißt es: „Der dritte Stuhl ist auch eine Form der individuell formatierten Bikulturalität, die einen sehr hohen Modernitätsanspruch sowohl an das betroffene Selbst sowie an die soziale Umwelt bzw. das soziale System erhebt ... Während die Immigrantenjugend auf der soziokulturellen Ebene mit der ihr vorenthaltenen Bikulturalität konfrontiert wird, werden individuelle Integrationsleistungen ganz konkret im Sinne der Herstellung von

„Ich weiß also nicht genau, wo meine Heimat ist, aber fühl mich eher schon da ich/ da man ja/ da ich jetzt mehr als mein halbes Leben lang hier [I: Ja] lebe, schon eher als/ ich würd aber nicht sagen, dass ich deutsch/ also ich hab‘ die deutsche Staatsangehörigkeit, [I: Mmh] würde aber nicht sagen, dass ich Deutscher bin. [I: Mmh] Ich würd‘ auch nicht sagen, dass/ (..) ich glaub‘ das behaupten viele, die hier wohnen. Ich find‘ ähm Deutschland oder auch andere Länder/ äh also auch Deutschland jetzt, weil es jetzt darum geht. Ähm hier sind so viele Kulturen, deshalb ähm würd‘ ich sagen, (..) ist Deutschland nicht mehr richtig Deutschland sondern auch schon ähm (..) so ‘n Kuchen. [I: (*lacht*)] Ein Kuchen mit verschiedenen Sorten. Jedes Viertel, [I: Mmh] jedes Achtel, ist halt ‘ne andere Farbe oder anderer Geschmack, aber trotzdem ist es noch Eins. [I: Mmh] Und so seh‘ ich eigentlich Deutschland. [I: Mmh] Dass ich mich/ (..) also ich fühl mich wie gesagt nicht deutsch, sondern eher in diesem Kuchen halt. [I: Ein Teil vom Kuchen.] Ein Teil vom Kuchen. [I: Mmh] Joa. (*lacht*)“ (J 1837–1850)

In dieser Passage wird die Frage der ungewissen Beheimatung von Josef und diese Frage beschwört dann wiederum die nachfolgende natio-ethno-kulturelle Positionsbestimmung herauf.⁴¹ Diese Positionsbestimmung ergibt sich im Rahmen einer sprachlichen Suchbewegung. So fällt für den ersten Teil des Zitats vor allem auf, dass eine vorsichtig anvisierte Identifizierung („fühl mich schon eher als“) zugunsten einer expliziten Nicht-Identifizierung zurücktritt („[ich] würde aber nicht sagen, dass ich Deutscher bin“). Die Rede performiert dabei, was im Sprechen letztlich auch konstatiert wird: Es ist für die Figur Josef offenbar nicht möglich, sich einfach so, ganz selbstverständlich und ohne jedes Zögern als „Deutschen“ zu identifizieren.

Eine Identifizierung als „Deutscher“ stellt – so wird quasi argumentativ nahe gelegt – für Josef folglich keinen Automatismus dar, der sich direkt aus seiner formellen Mitgliedschaft als deutscher Staatsbürger ableiten ließe.⁴² Für eine solche

bikultureller Kompatibilität für mehr als ein Kultursystem erbracht. Auf beiden Ebenen finden Transformations- sowie Kurationsprozesse statt“ (Badawia 2002: 315).

41 Im Zusammenhang mit Migrationsphänomenen wird der Topos „Heimat“ viel genutzt und zitiert. Er verweist in der Regel auf die Annahme, dass Personen emotional eindeutig verortet oder identifikatorisch verwurzelt sind, nämlich in ihrer „Heimat“. Dieser Topos suggeriert dabei auch, dass der Ort „Heimat“ für die Person mit einem Gefühl der Geborgenheit und (selbstverständlichen) Zugehörigkeit verbunden ist. Als Topos setzt „Heimat“ deshalb gewissermaßen ein eindeutiges Zugehörigkeitsgefühl von Personen voraus – so erscheint für die meisten deutschsprachigen Leserinnen und Leser die Vorstellung vom „Zwei-Heimischen“ eher irritierend (vgl. Spohn et al. 2006).

42 So zeigt auch Paul Mecheril in seinem grundsätzlichen Nachdenken über Zugehörigkeit bzw. Zugehörigkeitsverhältnisse gerade auf, dass die formelle Mitgliedschaft lediglich *einen* Aspekt von Zugehörigkeit kennzeichnet. Er rekonstruiert das Konstitutionsfeld von „Zugehörigkeit“ als eines, das sowohl symbolische Mitgliedschaft (wozu neben der

Identifizierung scheint weniger die formelle Mitgliedschaft ins Gewicht zu fallen, die Josef ja vorweisen könnte, sondern vielmehr müsste eine widerspruchsfreie Zugehörigkeit zu „Deutschland“ als imaginierter nationalstaatlicher, ethnischer und kultureller Einheit gegeben sein. So wird im zweiten Teil dieser Passage die eingeführte *ex negativo* Identifizierung Josefs als „Nicht-Deutscher“ gerade dadurch weiter angereichert, dass vielmehr die Vorstellung von „Deutschland“ als homogenem natio-ethno-kulturellem Raum *selbst problematisiert* wird. Damit steht nicht mehr nur die Identifizierung der Figur Josef, sondern die Vorstellung dessen, was „Deutsch-Sein“ eigentlich grundsätzlich heißen soll, als fragwürdig zur Disposition.

„Deutsche“, so wird implizit deutlich, werden in der Regel durch Bezug auf ihre Beheimatung in einem Territorium, mit Bezug auf die definierte Einheit der Nation bestimmt. „Deutschland“ als diese Nation, als territorialer und nationalstaatlich definierter Raum, scheint in der hier entworfenen Perspektive allerdings einer *Transformation* zu unterliegen, die sich der Immigration und damit verbundener „kultureller“ Vielfalt verdankt. „Deutschland“ ist, so wird hier gesagt, eben „nicht mehr richtig [ethnisch und kulturell einheitlich oder homogen]“ sondern „schon“ etwas Anderes geworden. Um dieses Gewordene, Vielschichtige und Vielfältige beschreiben zu können, wird die Metapher des „Kuchen[s]“ eingeführt, genauer eines Kuchens mit verschiedenen Sorten, Farben und Geschmäckern. Die Einheit oder Einheitlichkeit dieses Kuchens besteht dann (nur noch) in seiner geschlossenen Form, seine Inhalte sind jedoch nicht mehr als einheitlich zu bestimmen. Josef wird schließlich – mit Unterstützung der Interviewerin, die eine bündige Formel für das Gesagte anbietet, vgl. ausführlich S.396 – entworfen als Teil dieses geschmacklich und farblich vielfältigen Kuchens, der „Deutschland“ bereits ist. Damit wird vor allem verdeutlicht, dass Josef gerade in dem Maße „nicht-deutsch“ ist, wie „Deutsch-Sein“ als Beschwörung einer überkommenen (imaginierten) Homogenität verstanden wird.⁴³

„formellen Mitgliedschaft“ qua Status auch die „informelle Mitgliedschaft“ qua Lesbarkeit der Mitgliedschaftssignale gehört) als auch habituelle Wirksamkeit und biographisierende Verbundenheit umgreift (Mecheril 2003: 134ff.).

- 43 So haben verschiedene SozialtheoretikerInnen bereits herausgearbeitet, dass der Topos „Nation“ die zentralen Mechanismen einer *sozialen Erzeugung von Nation* gerade unkenntlich macht: a.) Nicht nur sind „Nationen“ eine soziale Erfindung, auch wird in diesen Imaginationen die eigene Macht- und Gewaltgeschichte (der Durchsetzung) von Nationen in der Regel unkenntlich gemacht (vgl. exemplarisch: Anderson 1998). b.) Zudem verdanken sich kollektive Identitätskonstitutionen unter dem Dach der „Nation“ gerade der Leugnung interner Differenzen (vgl. exemplarisch: Benhabib 2001). c.) Und schließlich zeigt ein Blick in die Geschichte einzelner Nationalstaaten, dass Nationen historisch betrachtet eine relativ junge Existenz aufweisen, obwohl sie sich selbst vorzugsweise als alt und geradezu naturwüchsig zu verstehen geben (vgl. exemplarisch: Froböse 2007).

Mit Hilfe der Metapher von Deutschland als Kuchen mit verschiedenen Farben und Geschmacksrichtungen wird folglich ein Alternativ-Modell zu Deutschland als Nation, als imaginierte nationalstaatliche, ethnische und kulturelle Einheit, entwickelt. Diese Metapher erlaubt eine Identifizierung als Teil des Kuchens (Deutschland), die Josefs Zugehörigkeit zu „Deutschland“ als Lebensmittelpunkt markieren kann, ohne dass Josef dabei in der als unpassend gekennzeichneten und verworfenen Identifizierung als „Deutscher“ positioniert werden muss.

Die Identifizierung als „in diesem Kuchen“ bzw. als „Teil des Kuchens“ verlagert dabei zwei Schwierigkeiten, die angesichts des Einsatzpunktes der ungewissen Beheimatung *als Josefs eigene Schwierigkeiten hätten erscheinen können, konsequent nach außen in den Kontext*: Erstens ist es keineswegs Josef, der nun als nicht richtig „deutsch“ erscheint, sondern es ist der Bezugspunkt für die Bestimmung des „Deutsch-Seins“, es ist „Deutschland“ selbst, das „nicht mehr richtig Deutschland“, im Sinne einer homogenen Einheit, ist. Die Identifizierung als „deutsch“ ist vor diesem Hintergrund wenn nicht sogar obsolet so doch immerhin wenig aussagekräftig geworden. Zweitens lässt sich das erzählerische Unvermögen, Josef als „Deutschen“ sinnvoll zu benennen, gerade nicht darauf zurück führen, dass eine solche Identifizierung für andere unglaublich wäre. Sie ist vielmehr angesichts der Realität einer migrationsbedingten „Vielfalt“ in Deutschland, angesichts der deutschen Gesellschaft als Migrationsgesellschaft unangemessen. Es ist damit keine rein individuelle Frage mehr, ob und warum Josef nicht „deutsch“ sein will oder kann, sondern diese Identifizierung erhebt den Anspruch, einem gesellschaftlichen Transformationsprozess angemessenen Ausdruck zu verleihen, der solche Eindeutigkeiten überwindet. Insofern ermöglicht die Identifizierung als Teil des Kuchens eine offener Bestimmung von Zugehörigkeit für die Figur Josef jenseits (ver)eindeutig(end)er Topoi wie „Nation“ oder „Heimat“.

Effekte uneindeutiger Identifizierung

In der eingehenden Betrachtung der gezeigten natio-ethno-kulturellen Identifizierung im Fall Josef Schmidt wurde deutlich, dass diese sich aus zwei Elementen zusammensetzt: Im ersten Schritt wird Josef *ex negativo* als „nicht-deutsch-identifiziert“ präsentiert, im zweiten Schritt löst sich „deutsch“ in der Metapher des Kuchens gewissermaßen auf, um gleichermaßen ausgestrichen und wiederangeeignet zu werden. Insofern lassen sich zwei ineinander verschränkte Effekte der eigensinnigen Identifizierung „in diesem Kuchen“ herausstellen: Der erste realisiert sich über Abgrenzung und bewirkt weitgehende Unbestimmtheit, der zweite realisiert sich als Akt kreativer Schöpfung und bewirkt eine Transformation der verworfenen Identifizierung, die ihre Wiederaneignung ermöglicht.

Abgrenzung und weitgehende Unbestimmtheit

Eine Identifizierung, die sich zunächst einer *ex negativo* – Bestimmung bedient (wie „ich würde nicht sagen, dass ich Deutscher bin“), gibt vor allem ihre Grenze an, weniger jedoch ihren konkreten Inhalt. Wenn die Grenze ausdrücklich und hinreichend durch die Etikettierung „Deutscher“ markiert ist, was heißt dies aber für den Raum, der durch diese Grenzziehung konstituiert wird? Es ist ein Raum, der maßgeblich auf sein Gegenteil, auf das „Deutsche“, bezogen bleibt und dessen Bestimmung sich aus dem Abwesenden ergibt: Für Josef scheint eine Beschreibung des „Nicht-Deutsch-Seins“ angemessener, die ihn als nicht-fraglos Zugehörigen im deutschen Kontext ausweist. Jenseits dieses negativen Bezugs auf das „Deutsch-Sein“ bleibt der Raum einer solchen *ex negativo* Positionierung jedoch maximal unbestimmt. So wäre es sowohl denkbar, dass dieser Raum für all jene Positionen steht, die das Pendant zu Eigenschaften bilden, die als (typisch) „deutsch“ gelten – vor dem Hintergrund der Inszenierung vielleicht Eigenschaften wie wohlhabend, locker, aufgeräumt. Es wäre aber ebenso denkbar, ihn als Raum des kategorial Anderen zu bestimmen, das sich nicht als Negation des (typisch) „Deutschen“ zeigt, sondern als gänzlich Verschiedenes. Da „Deutsch-Sein“ letztlich ebenso unkonturiert bleibt wie „Nicht-Deutsch-Sein“, erscheint der Raum also maximal unbestimmt.

Als Raum der Selbstverortung ist er damit aber gerade als überaus weiter Möglichkeitsraum eröffnet, auch wenn er insofern nur makelbehaftete Positionierungen anbietet, weil sie als nicht fraglose Positionierungen im deutschen Kontext gelten müssen. Eine Positionierung in ihm – ohne nähere Eingrenzung – erscheint deshalb aber als unpräzise und vage, sie nötigt gewissermaßen zu weiteren Konkretisierungen.

Kreative Schöpfung und Wiederaneignung

Eine Identifizierung wie „in diesem Kuchen“ (der Deutschland ist), verstanden als Konkretisierung der letztlich vagen Identifizierung als „Nicht-Deutscher“, ist allerdings selbst keineswegs unmittelbar eingängig. Das mit dieser Metapher entworfene Bild erscheint eher sperrig und ungewöhnlich. Im Unterschied zu einer Identifizierung innerhalb des binären Schemas „Deutsch-“ bzw. „Nicht-Deutsch-Sein“ lassen sich allerdings vier Aspekte der Identifizierung „in diesem Kuchen“ herausarbeiten, die ein binäres Zugehörigkeits-Schema überwinden:

Erstens ist der Kuchen als Süßigkeit eindeutig positiv konnotiert; es erscheint vor diesem Hintergrund *erstrebenswert*, Teil des Kuchens zu sein. Zweitens ist der Kuchen ein distributives Gut, das unter- und verteilt werden kann, bei dem aber selbst das letzte Kuchenstück noch auf die vollständige (Kreis-)Form des Kuchens zurückverweist; es erscheint insofern unabänderlich als Teil des Kuchens *auf die Gesamtheit* des Kuchens zu *verweisen*. Drittens ist der Kuchen als Nahrungsmittel quasi endlos reproduzierbar. Was er konkret ist, hängt dabei maßgeblich von der Dosierung der Zutaten ab; folglich erscheint der Kuchen als unabgeschlossene und *in ständiger Wandlung befindliche Einheit*. Viertens liefert der Kuchen keine dis-

tinkten Kriterien, unter welchen Bedingungen man Teil des Kuchens sein oder werden kann, so dass Zugehörigkeit weitestgehend mit Anwesenheit gleichgesetzt wird; insofern kann *jede/r Teil des Kuchens* sein oder werden, sofern er oder sie anwesend ist.

Wenn Josef in der uneindeutigen Identifizierung als „Teil des Kuchens“ gezeigt wird, dann gelingt damit mindestens zweierlei: Zum einen wird ein binäres Schema (deutsch/nicht-deutsch) der Identifizierung dabei problematisiert und durch ein weniger Eindeutigkeit suggerierendes und dabei Unbestimmtheit produzierendes Bild ersetzt. Dadurch konnte nicht nur dem – bereits früher markierten – Unbehagen mit der Etikettierung „Deutsche“ wiederum Ausdruck verliehen werden, sondern gleichsam erfolgt unterschwellig dabei auch eine Art Delegation der Frage, was „deutsch“ denn angesichts der gesellschaftlichen Transformationsprozesse in „Deutschland“ noch heißen soll, an diejenigen, die diese Identifizierung (noch) nutzen. Zum anderen ermöglicht diese uneindeutige Identifizierung die Wiederaneignung einer Zugehörigkeitsposition im Rahmen von „Deutschland“, die zwar keine restlos fraglose Zugehörigkeit entwirft, aber eine flexiblere und offenere Zugehörigkeitslogik propagiert, die zentral über die Frage der Anwesenheit organisiert scheint: wer drin ist (in Deutschland, im Kuchen) gehört auch dazu und trägt mit seiner oder ihrer Anwesenheit, mit verschiedenen Farben und Geschmacksrichtungen zur gesellschaftlichen Transformation dessen bei, was „Deutschland“ heißt.

Mangel an Anrufung?!

Im abschließenden Blick auf die gezeigte Identifizierung fällt also zunächst auf, dass diese kaum noch sinnvoll als eine natio-ethno-kulturelle Identifizierung bezeichnet werden kann, weil sie um eine Alternative zu solchen Identifizierungen ringt und den Rekurs auf das explizit problematisiert, worauf der Terminus „natio-ethno-kulturell“ zu verweisen sucht. Setzt man nun die gezeigte uneindeutige (natio-ethno-kulturelle?) Identifizierung und ihre Effekte ins Verhältnis zur Thematisierung von Differenz innerhalb der Inszenierung und dem Fehlen inszenierter Anrufungen gegenüber Josef, so ergibt sich ein durchaus stimmiges Gesamtbild.

Mit Hilfe der gezeigten Identifizierung kann ein letztlich sehr harmonisches Bild des multikulturellen Miteinanders im deutschen Kontext gezeichnet werden, das sich in den betrachteten Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen im Fall Josef Schmidt gewissermaßen spiegelt: Der „Migrationshintergrund“ der Figur Josef wird an keiner Stelle zum Anlass für Ausgrenzungs- oder gar Diskriminierungserfahrungen, auch erhält Josef offenbar keine expliziten Anrufungen als ‚fremder Anderer‘. Im Zuge dessen, was als Josefs gelungene Integration charakterisiert wird, erscheint seine Zugehörigkeit zum deutschen Kontext mit zunehmendem Alter nur (noch) minimal eingeschränkt. Josef wird in einer jugendkulturell definierten Normalität gezeigt, die eine Positionierung mit Bezug auf natio-ethno-kulturelle Differenz eher überflüssig erscheinen lässt. Wenn schließlich trotzdem zum Ende des

Interviews die hier diskutierte Identifizierung (für die Interviewerin?) nachgeliefert wird, dann bestätigt diese Platzierung der Identifizierung am Ende ebenso wie ihre rekonstruierten Inhalte und Effekte abermals die eher randständige Bedeutung nation-ethno-kultureller Differenzkonstruktionen für die Figur Josef. Vielmehr eröffnet diese Identifizierung eine Perspektive, in der Josef zwar nicht vollständig fraglos, aber doch weitgehend zugehörig im deutschen Kontext erscheint – gerade weil für eine Identifizierung, die für Josef als passend entworfen wird, nation-ethno-kulturell-eindeutige Zugehörigkeitslogiken überwunden und bedingt ersetzt werden.

Vor dem Hintergrund der bisherigen Interpretationen könnte man die Hauptfigur Josef als zunehmend *unsichtbaren* „Migrationsanderen“ ganz treffend beschreiben.⁴⁴ Warum sollte man dann aber überhaupt noch von Josef als ‚Migrationsanderem‘ sprechen? Die Antwort darauf ist einfach und kompliziert zugleich: Weil es eine hochgradig implizite, aber die gesamte Inszenierung durchziehende Anrufung gegenüber Josef gibt, die ihn auf sein ‚Migrationsanders-Sein‘ verweist, auch wenn sie weder konkreten Personen noch konkreten Situationen zugeordnet werden kann. Diese *implizite Anrufung*, die den Fall „Josef Schmidt“ dominiert und auch maßgeblich orientiert, lautet: „Integriere Dich (und belege Deine Integrationsleistungen)!“.⁴⁵

44 Das Sprechen von Josef als „unsichtbarem Migrationsanderen“ verweist bereits implizit darauf, dass ‚Migrationsanders-Sein‘ auch im deutschen Kontext etwas mit Körperpolitiken zu tun hat – wir werden später noch einmal ausführlicher darauf zurückkommen. Ohne dass dies für den Fall Josef eine angemessene Beschreibung wäre, wird in der US-amerikanischen Rassismus-Diskussion unter dem Begriff „*passing*“ explizit eine Praxis diskutiert, die es erlaubt, eine Unsichtbarkeit als Anderer trotz formalem Minderheitsstatus für die Teilhabe an gesellschaftlichen Privilegien zu nutzen: „*Passing* bedeutet, als jemand anders zu passieren, als jemand anderes wahrgenommen zu werden oder auch irgendwo durchzukommen, an Grenzen, bei Auswahlverfahren etc. ... *Passing* in diesem letzteren Sinn hängt eng zusammen mit der Schaffung rassisierter Körper, die für die Diskurse der Differenz und *Anderung* grundlegend sind.“ (Ahmed 2005: 270) Aischa Ahmed ist dabei eine der ersten, die das Konzept des *passing* auch auf den deutschen Kontext bezieht und empirisch anwendet. Wichtig ist (ihr), *passing* nicht nur als ein einfaches „Durchgehen“ zu verstehen, sondern zu berücksichtigen, dass mit *passing* folgenschwere Entscheidungen für die jeweilige Person verbunden sind: „Dabei bedeutet es viel, sich zu einem derartigen Schritt zu entschließen und bringt oft gewaltvolle Folgen mit sich, wie die Trennung von der Familie, der Community und die Abkehr vom eigenen, früheren Selbst“ (Ahmed 2005: 272). Das prominenteste literarische Beispiel für *passing* (im US-amerikanischen Kontext) ist sicherlich Philip Roths Roman „Der menschliche Makel“ aus dem Jahr 2000.

45 Bereits an mehreren Stellen hatte ich darauf hingewiesen, dass die Interviewsituation selbst die Interviewten notwenig auch als ‚Migrationsanderen‘ anruft. Auch hatte ich an verschiedenen Stellen markiert, dass dieser Interviewte die Anrufung, eine „Migrations-

In dieser Anrufung verbergen sich mindestens dreierlei Implikationen: Erstens steckt darin die *Aufforderung*, aktiv durch Anpassungsleistungen die eigene Zugehörigkeit zu erarbeiten („Tu etwas für Deine Integration!“). Zweitens enthält sie die *Versicherung*, dass Integration möglich und erreichbar sei („Du kannst es schaffen, Dich zu integrieren!“). Und drittens offenbart sie die *Maßlosigkeit* der Integrationsforderung selbst, die sich aufgrund der relativen Unbestimmtheit ihres Ziels kontradiktorisch zur zweiten Anforderung bei gleichzeitiger und fortwährender Kontrollaktivität verhält („Es reicht (noch) nicht...“).⁴⁶

Wenn man sich vergegenwärtigt, wer einer solchen Anrufung ausgesetzt ist (und wer nicht), wird deutlicher, warum diese Anrufung die Figur Josef trotz aller Normalitätseinschreibungen als ‚Migrationsanderen‘ konstituiert – und sich damit als (natio-ethno-kulturelle) Anrufung zeigt, der auch sie nicht entkommt. So kann die Forderung, sich in die Gesellschaft zu integrieren, nur gegenüber Menschen erhoben werden, die entweder aus der betreffenden Gesellschaft herausdefiniert wurden (wie z.B. straffällig Gewordene) oder es handelt sich um Menschen, die zu keinem Zeitpunkt je in die betreffende Gesellschaft hineindefiniert wurden (wie z.B. bereits anwesende ‚Migrationsandere‘, die im buchhalterischen Jargon der deutschen Bürokratie gern als „Bestandsausländer“ kategorisiert werden).

Die grundsätzliche Forderung nach „Integration“ entkommt damit gerade nicht der binären Unterscheidung zwischen „wir“ und „(Migrations-)Anderen“. Auch macht sie nicht nur bereits geleistete Annäherungen oftmals unkenntlich (vgl. Manitz 2006), sondern reifiziert gerade die Wir-Konstruktionen derjenigen, die die Anpassung und Integration der „Anderen“ fordern können und dies rechtlich legitimiert auch zunehmend dürfen.⁴⁷

biographie“ zu erzählen, offenbar als Aufforderung gedeutet hat, zu seiner persönlichen „Migration und Integration“ Stellung zu beziehen. Deshalb bin auch ich als Interviewerin in diese implizite Anrufung „Integriere Dich (und belege Deine Integrationsleistungen!“ verstrickt, unabhängig davon, dass ich sie selbst nicht so formuliert hätte und auch nicht hatte formulieren wollen.

46 Im deutschsprachigen Raum wird Integration dabei gern als stufenförmiger Prozess einer „kulturellen und sozialen Annäherung von Zugewanderten und einheimischen Deutschen“ (Schramkowski 2007: 100) konzipiert. Als vier Hauptdimensionen der Integration werden dabei genannt: Strukturelle Integration (Eingliederung in Kerninstitutionen wie Arbeits-, Bildungs- und Wohnungsmarkt), funktionale Integration (Spracherwerb der Verkehrssprache Deutsch sowie Entwicklung neuer Verhaltensmuster), soziale Integration (Eingliederung in die private Sphäre z.B. über Freundschaften und Partnerschaften mit Mehrheitsangehörigen) und identifikatorische Integration (Zugehörigkeitsgefühle zur Aufnahmegesellschaft) (vgl. Schramkowski 2007: 101).

47 Vgl. exemplarisch die Positionen von Kien Nghi Ha (2002, 2003) oder Thomas Geisen (2010) zur bundesdeutschen Integrationspolitik.

Auch wenn im Fall Josef Schmidt also eine erfolgreiche Integrationsbilanz („mittlerweile haben wir das so geschafft“ J 438f.) präsentiert wird, lässt sich die Integrations-Anrufung aufgrund der implizierten Maßlosigkeit ihrer Forderung kaum jemals still stellen. So findet sich beispielsweise – ebenfalls gegen Ende des Interviews – ein Vergleich zwischen der Selbstständigkeit und dem Integrationsgrad von Josef und Josefs Schwester, bei dem Josefs Nachholbedarf deutlich markiert wird (vgl. J 1825ff.). Im Fall Josef Schmidt scheint die Anrufung der Integration aber kaum einer externen Instanz oder Person mehr zu bedürfen, um wirksam zu werden – auch wenn sie durch die Interviewsituation gewissermaßen reifiziert wird.⁴⁸ Die Anrufung realisiert sich aber maßgeblich intrinsisch und findet – so meine These – ihren Ausdruck in dem *Zusammenwirken von Leistungs- und Integrationsorientierung* im Fall Josef Schmidt.

Umgang mit dem „Makel“ (natio-ethno-kultureller Differenz)

Mit Blick auf die Gesamtgestalt des Falles Josef Schmidt soll abschließend der fall-spezifische Umgang mit natio-ethno-kulturellen Differenzkonstruktionen verdichtet dargestellt werden. Er wird deswegen als Umgang mit dem *Makel* natio-ethno-kultureller Differenz thematisiert und diskutiert, weil die theoretischen Überlegungen (vgl. Kap. Diskriminierung: 165ff.) verdeutlicht hatten, dass Differenzkonstruktionen in ein System der machtvollen Hierarchisierung von Differenz eingeschrieben sind, das privilegiertere und de-privilegiertere Subjektpositionen nahelegt. So lässt sich für den deutschen Kontext dieses machtvolle System der Differenz(ierung) als eines charakterisieren, welches „das Deutsche“ als Norm und Normalität gegenüber dem „natio-ethno-kulturell Anderen“ setzt und bestätigt, während es Normabweichungen sanktioniert oder benachteiligt. Mit Blick auf den Fall Josef – ebenso wie für den Fall Bayram – steht aber durchaus zur Frage, ob natio-ethno-kulturelle Differenzkonstruktionen bezogen auf die Selbstbeschreibungen der Hauptfigur innerhalb der Inszenierung selbst überhaupt als Makel zu verstehen gegeben werden. Die nachfolgende zusammenfassende Analyse soll bündeln, welche spezifische Antwort der gezeigte Umgang im Fall Josef hinsichtlich des grundsätzlichen Makels der Differenz gibt und differenziert dies auf zwei Analyse-Ebenen: 1. dem *Wie* des Erzählens, das auf die verwendeten Erzählmodalitäten blickt und 2. dem *Was* des Erzählten, das auf die Erzählinhalte abhebt. Die Analyse zeigt aller-

48 Gleichwohl kann man das Verhältnis zwischen Interviewerin und Interviewten als ein Verhältnis lesen, das diese Integrations-Anrufung ebenfalls bestärkt, weil der Interviewte offenbar die Aufforderung seine Lebensgeschichte zu erzählen, als Aufforderung interpretiert, zu dem „Thema Migration und Integration“ (J 1797) Stellung zu beziehen (s.o.). Hierzu könnte zudem auch die mediale Dominanz des „Integrationsdiskurses“ im Jahr des Interviews, 2007, beigetragen haben (vgl. ebd.).

dings, dass und wie beide Formen des Umgangs auch im Fall Josef ineinander greifen und sich bestärken sich, so dass ihre Unterscheidung wiederum als analytische zu verstehen ist.

Umgang auf der Ebene des Erzählens: Vergessen-Machen

Überblickt man den gesamten Fall Josef Schmidt, so ist es mehr als ungerechtfertigt, zu behaupten, die Migrationserfahrungen der Figur Josef würden irgendwie verleugnet – wie es bspw. der Vorgang des *passing*, des strategischen Übertritts auf die Seite der Mehrheitsgesellschaft erfordert (vgl. Ahmed 2005). Gerade zu Beginn der Inszenierung wurde Josef in eine Genealogie eingeschrieben, deren zentrales Merkmal eine mehrere Generationen überspannende Migrationsgeschichte darstellt. Auch die konkreten Migrationserfahrungen Josefs erfuhren eine ausführliche Thematisierung und Würdigung, die nahezu durchgängig eine positive Bezugnahme auf den (noch neuen) deutschen Kontext zeigte. Gerade vor diesem Hintergrund erweist sich allerdings die Frage als spannend, wie es im Rahmen der Inszenierung dennoch gelingt bzw. gelingen kann, die Figur Josef *als ‚Migrationsanderen‘ zunehmend unsichtbar* werden zu lassen. Nachfolgend wird versucht, dieses zunehmende Unsichtbar-Werden als erzählerische Taktik des Vergessen-Machens nachzuzeichnen, die als Strategie des Umgangs mit dem Makel (natio-ethno-kultureller Differenz) im deutschen Kontext zu verstehen ist.

Die erzählerische Taktik des Vergessen-Machens lässt sich analytisch als *diskursive Vernachlässigung bestimmter Zeichen* verstehen. Sie setzt sich aus verschiedenen Elementen und Basismodi zusammen, die dann gemeinsam als Taktik wirksam werden. Zur Verdeutlichung des Zusammenspiels von Basismodi und Elementen, die in einer natio-ethno-kulturellen Normalisierung der Hauptfigur gipfeln, mag folgende Graphik helfen:

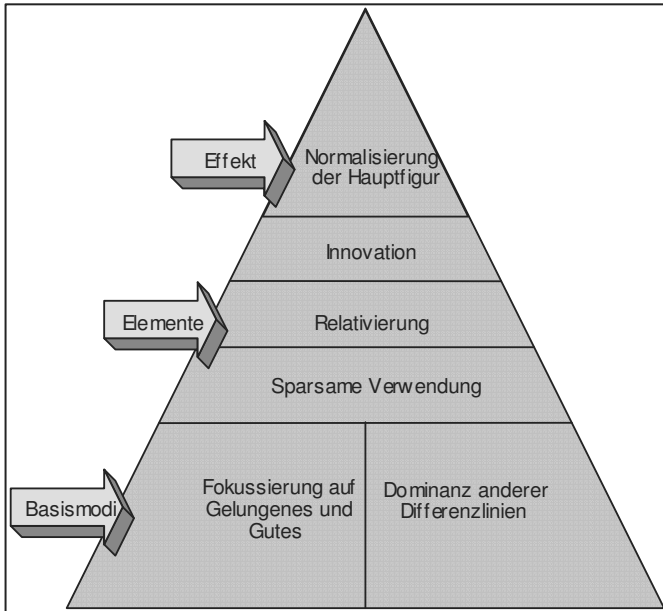


Abb 8: Die erzählerische Taktik des Vergessen-Machens

Als Basismodi für diese Taktik lassen sich zwei grundlegende Erzählcharakteristika herausstellen: Die *Fokussierung auf Gelungenes und Gutes* (1). Der optimistische Grundton der Inszenierung und der affirmative Bezug auf den deutschen Kontext dominieren die Darstellung, so dass die Figur Josef als hochgradig eingebunden und zufrieden gezeigt wird. Dadurch erscheint Josef insgesamt wenig als „anders“ (vgl. Effekt 1: Sonnenschein und monströse Schatten: 354f.). Die *Dominanz anderer Differenzlinien* (2). Natio-ethno-kultureller Differenz wird ein nachrangiger und zudem eher problematischer Stellenwert zugeschrieben, während Josef gleichzeitig als heterosexuell orientierter junger Mann, als eher überdurchschnittlicher Schüler, als kleiner Bruder, der seiner Schwester nacheifert, etc. in eine bildungsbürgerliche Normalität eingeschrieben wird.

Zu diesen Basismodi treten konkrete sprachliche Elemente hinzu, die im Rahmen der anrufungstheoretischen Reflexion bereits besondere Beachtung fanden: Die *sparsame Verwendung natio-ethno-kultureller Differenzkategorien* (3). Die gesamte Inszenierung kommt eher mit wenigen Bezügen auf natio-ethno-kulturelle Differenzkategorien aus und zeigt, wenn sie solche bemüht, einen Vorrang von beschreibenden Formulierungen, wie z.B. „aus/in Russland“ oder „aus/in Deutschland“ gegenüber attribuierenden und essenzialisierenden Formulierungen, wie „deutsch“, „russisch“, etc. (vgl. Kap. Anrufungstheoretische Reflexion: 374ff.). Die *Relativierung der Kategorie „Deutsche/r“* (4). Das markierte Unbehagen mit der Kategorie „Deutsche/r“ wird unmittelbar bei der Benutzung dieser Kategorie verbalisiert und

äußert sich durch den Zusatz von einschränkenden Formulierungen wie „sozusagen“ (vgl. Unterkap. Das Dinosaurier-Buch: 364ff.). Die *Einführung innovativer Konstruktionen zur Positionierung* (5). Die Reproduktion des binären Schemas „deutsch/nicht-deutsch“ wird gerade vermieden und mit Hilfe von eigenwilligen Kreationen verschoben und ersetzt (vgl. Unterkap. Lesbare Identifizierung: 375).

Im Zusammenwirken der Basismodi mit den einzelnen Elementen wird schließlich die Normalisierung der Hauptfigur als Effekt dieser Taktik der diskursiven Vernachlässigung bestimmter Zeichen deutlich: Die *Normalisierung der Hauptfigur* (6). Über den Hinweis auf die Andersartigkeit der Anderen bei gleichzeitiger radikaler Abgrenzung gegenüber diesem Andersartigem gelingt es, die Figur Josef implizit und hochgradig unbestimmt in eine Normalität einzuschreiben, die sich weitestgehend einer eigenen expliziten natio-ethno-kulturellen Positionierung enthalten kann (vgl. Unterkap. Jugendkulturelle Distinktion: 367).

Jeder der genannten Aspekte des Erzählens trägt folglich dazu bei, natio-ethno-kulturellen Differenzkategorien eine geringe alltagsweltliche Relevanz im Rahmen der Inszenierung zuzuordnen. Mit Hilfe eines detailverliebten und stark assoziativ fließenden Erzählstils wird vielmehr die, weitestgehend auf ein bloßes Faktum reduzierte, Migrationstatsache zunehmend von Relevanterem hinweggespült, wie z.B. den Ausgestaltungen von Freundschaften, Liebesbeziehungen, Freizeitaktivitäten, von Drogenphantasien oder Therapieanekdoten. Diese Ausgestaltungen und die umfangreichen Hintergrundkonstruktionen fungieren als Geschichten in der Geschichte, durch welche die Einzigartigkeit Josefs als Figur konturiert wird, während sie gleichzeitig dessen Normalität im deutschen Kontext artikulieren und stiften.

Aus der Perspektive der Inszenierung lässt sich insofern das Faktum der Geburt in Russland an keiner Stelle als Makel für die Figur Josef erkennen, wenn überhaupt, dann nimmt eher die Erkrankung an Schizophrenie den Status eines Makels in dieser Inszenierung ein, der Josef in der Fremdwahrnehmung wissender Dritter als irgendwie zweifelhaft erscheinen lässt (vgl. Effekt 1: Sonnenschein und monstöse Schatten: 354).⁴⁹ Gerade weil die Migrationstatsache weitestgehend auf ein blo-

49 Erving Goffman verweist in seinem soziologischen Nachdenken zum Umgang mit Stigmata auf die Besonderheit von „ehemaligen Geisteskranken“ als „nicht unmittelbar offensichtlich“ Andersartigen (Goffman 2008: 56f.). So heißt es dort: „Während zum Beispiel der Geisteskranke im Hospital ist und wenn er mit erwachsenen Mitgliedern seiner eigenen Familie zusammen ist, hat er es mit taktvoller Behandlung zu tun, als ob er gesund wäre, so es bekanntermaßen einige Zweifel gibt, selbst wenn er keine haben mag; oder er wird als unzurechnungsfähig behandelt, während er weiß, dass dieses nicht gerecht ist. Aber für den ehemaligen Geisteskranken kann das Problem ganz anders sein; es ist nicht so, dass er Vorurteilen gegen sich begegnen muss, sondern eher so, dass er unwissentlicher Akzeptierung seiner selbst durch Individuen begegnen muss, die voreingenommen sind gegen Personen von der Art, als deren Angehöriger er enthüllt werden

ßes Faktum reduziert und damit von weiter reichenden lebensgeschichtlichen Bedeutungen für die Hauptfigur befreit wird, gelingt die Taktik des Vergessen-Machens, so meine These. Die Taktik bedeutet letztlich: Je weiter sich die Darstellung von dem Faktum der Migration als konkreter biographischer Phase der Wanderung entfernt, umso irrelevanter wird dieses Faktum für die Inszenierung selbst bzw. für die Selbstbeschreibung der Hauptfigur Josef aus der aktuellen Erzählperspektive und ermöglicht so eine zunehmende, wenn auch nicht vollständige, Normalisierung der Hauptfigur im deutschen Kontext.

Umgang auf der Ebene des Erzählten: Affirmative Anpassung

Während die erzählerische Taktik des Vergessen-Machens als eine zunehmende diskursive Vernachlässigung von bestimmten Zeichen auf der Ebene des Erzählens analytisch rekonstruiert werden konnte, soll nun die erzählte Taktik der affirmativen Anpassung als eine lohnende *Praxis* für die Hauptfigur Josef gezeigt werden, die sich vor allem inhaltlich erschließt. Im Zentrum steht dabei die Frage, wie es mit Hilfe der *erzählten Inhalte* gelingt, die Figur Josef als Migrationsanderen zunehmend unsichtbar werden zu lassen.

Im Überblick über den gesamten Fall Josef Schmidt fällt unter dieser Frage auf, dass das Unsichtbar-Werden auf dem weitgehenden *Ineingreifen* von Josefs familiär geprägter *Leistungs- und Integrationsorientierung* basiert. Wenn man die Absicht, „der Beste“ (J 558) sein zu wollen, als Ausdruck der Leistungsorientierung deutet und die Integrationsorientierung sich daran ausrichtet, in Deutschland etwas „erreichen“ (J 438) zu wollen, dann korrespondieren beide Orientierungen miteinander und stützen sich in einer Weise, die sie beinahe ineinander aufgehen lässt. Sie fallen zusammen in dem Anspruch, sich *dauerhaft beweisen zu müssen*: als erfolgreich zugehörig, zugehörig und erfolgreich, einfach nur erfolgreich.

Im Sinne dieser Doppelorientierung gelingt es Josef vor allem deshalb erfolgreich (und zugehörig) zu sein, weil diese Orientierung ihre Resonanz in einer habituellen Disposition Josefs findet. Diese habituelle Disposition, Josefs „Ehrgeiz“, verdankt sich aus der Erzählerperspektive gerade den umfassenden erzieherischen Interventionen von Josefs Mutter (insbesondere in der Grundschulzeit, vgl. Effekt 2: Motor des Erfolges). Dieser „Ehrgeiz“ wird insofern als Ergebnis einer „sehr strenge[n] Erziehung“ (J 78f.) zu verstehen gegeben, die auf mittelschichtbezogene Kriterien für Erfolg, wie höhere Bildungstitel, individuelle Selbstständigkeit, angesehene Berufstätigkeit, späteren Eigenheimbesitz, etc. ausgerichtet ist.

Nicht immer, aber auffällig häufig werden verschiedene Lebensbereiche im Rahmen der Inszenierung leistungsbezogen definiert oder charakterisiert. Dabei

kann“ (ebd.). Diese Schwierigkeit nötigt zu Entscheidungen hinsichtlich der Informationskontrolle, „sagen oder nicht sagen“ (ebd.), wie Goffman dies in interaktionistischer Perspektive formuliert.

wird Josefs Positionierung in ihnen über objektivierende Merkmale gesellschaftlicher Anerkennung zu verstehen gegeben.⁵⁰ Für den schulischen Bereich erfolgen diese Hinweise auf gesellschaftliche Anerkennung nicht nur über Bildungszertifikate, wie erreichte Bildungsabschlüsse oder Noten, sondern auch im Hinblick auf Josefs Sprachbeherrschung im Deutschen, die als mustergültig gezeigt wird. Ähnlich wie in der Schule dominiert auch im Bereich Vereinssport Josefs Bestreben, der Beste zu sein, wobei der sich daraus ergebende Erfolg wiederum über Merkmale gesellschaftlicher Anerkennung, wie Teilnahme an der DFB-Auswahl, objektiviert wird. Im Bereich der Freizeitgestaltung stehen Freundschaften und Liebesbeziehungen im Mittelpunkt, die nicht nur Josefs selbstverständliche Nähe zu Menschen zeigt, die in Deutschland geboren wurden. Gerade weil diese Nähe Josefs Gewollt-Sein und Gemocht-Werden als weiteres Merkmal gesellschaftlicher Anerkennung anführt, erscheinen Freundschaften und Liebesbeziehungen als weitere Erfolge, auch weil das Sich-Mögen implizit eine gewisses Maß an habitueller Ähnlichkeit der Beteiligten nahe legt.

So demonstrieren diese verschiedenen Merkmale gesellschaftlicher Anerkennung eben nicht nur Josefs Erfolg. Gerade weil sie als solche Erfolgsmerkmale präsentiert werden, verweisen sie auf die *Übernahme und Anerkennung* jener Logik, die sie *erst als solche Merkmale lesbar macht*: das meritokratische Prinzip der Bestenauslese ebenso wie das integrationsbezogene Paradigma der (,kulturellen‘) Angleichung Zugewanderter an den (Integrations-)Kontext bzw. die Mehrheitsangehörigen.⁵¹ Insofern kann man die erzählte Taktik der affirmativen Anpassung als ein zirkuläres Phänomen der Unterordnung beschreiben, wie sich anhand des folgenden Schemas verdeutlichen lässt:

50 Unterbrochen wird diese Erfolgslinie innerhalb der Inszenierung, sofern man von einzelnen kleineren Irritationen absieht, erst im mittleren Jugendalter, im Zuge jener Veränderungen von Josef, die dann schließlich im Ausbruch der Schizophrenie gipfeln.

51 Wenn eine solche ,kulturelle‘ Angleichung vor allem als habituelle Angleichung verstanden und gefordert wird, dann wird darin bereits die grundsätzliche Schwierigkeit einer Integrationsforderung im Sinne solcher Angleichung deutlich: Mit Bourdieu müsste man dem Versuch einer habituellen Angleichung – sei sie eigenmächtig oder erzwungen inspiriert – grundsätzlich sehr skeptisch gegenüberstehen, weil Bourdieu gerade auf die relative Stabilität des Habitus verweist (vgl. Bourdieu 1997b). Insofern *belohnt* eine so gefassete Integrationsforderung also vielmehr automatisch diejenigen, deren habituelle Dispositionen sich als weitestgehend passend in den deutschen Kontext einfügen lassen und verschenkt damit notwendig Innovationspotentiale.

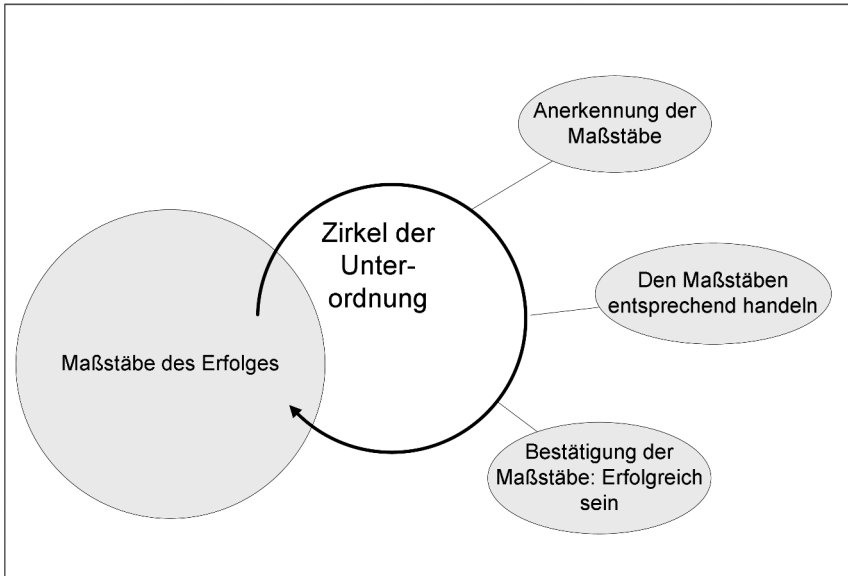


Abb. 9: Der Zirkel der Unterordnung

Wenn die Figur Josef innerhalb des deutschen Kontextes also als erfolgreich präsentiert werden kann, dann setzt dies zum einen voraus, dass Josef im deutschen Kontext soweit anerkannt und einbezogen sein muss, dass er für diesen Leistungsvergleich überhaupt zugelassen werden kann – worin sich z.B. ein deutlicher Unterschied zum Fall Bayram zeigt, wenn man sich exemplarisch die Lehrerinnenlob-Szene vergegenwärtigt. Zum anderen verdankt sich diese Zulassung wiederum gerade der Affirmation und Anerkennung jener gesellschaftlichen Prinzipien, die „Erfolg“ im deutschen Kontext überhaupt erst definieren.

Die erzählte Taktik der affirmativen Anpassung kann vor diesem Hintergrund insofern als Praxis charakterisiert werden, die sich zentral an der Anerkennung derjenigen ausrichtet, deren gesellschaftliche Positionierung im Hinblick auf Zugehörigkeit als etabliert bezeichnet werden kann. Diese Praxis bestätigt und nutzt dabei wesentliche *Prinzipien*, mittels der einer gesellschaftlichen Anerkennung (von Etablierten) Ausdruck verliehen wird; wie Passend-Erscheinen aufgrund habituelier Ähnlichkeit oder Erfolgreich-Sein in Affirmation des geltenden Leistungsprinzips. Es handelt sich deshalb um eine Praxis, in der das Aufhäufen von Merkmalen gesellschaftlicher Anerkennung, respektive das Demonstrieren des Erfolgs, gerade

Ausdruck für das Anerkennen einer Orientierung ist, der zufolge der Einzelne sich insbesondere dadurch definiert, wie viel er oder sie (erreicht) hat und besitzt.⁵²

Demzufolge kann die erzählte Taktik der affirmativen Anpassung als eine *erfolgreiche Praxis der Übernahme einer besitzakkumulierenden Logik* verstanden werden, so meine These. Sie zeigt einen weitgehenden Gehorsam gegenüber bestehenden Verhältnissen, die sich als Ausdruck einer herrschenden (patriarchalen, imperialen und neoliberalen)⁵³ Ordnung verstehen lassen. Im Sinne dieser Unterordnungs-Praxis, wird die Migrationstatsache als Makel implizit so geflissentlich bearbeitet, dass sie gerade *nicht mehr im Sinne eines Makels wirksam* werden kann.

Zwischenergebnis II: Unsichtbar-Machen-Können als Privileg

Die bisherige Analyse für den Fall Josef Schmidt konnte auf der Ebene des Erzählens, des *Wie* der Darstellung, eine diskursive Vernachlässigung bestimmter Zeichen und insbesondere natio-ethno-kultureller Differenzkategorien herausarbeiten, aus der sich eine natio-ethno-kulturelle *Normalisierung* der Hauptfigur ableiten ließ. Auf der Ebene des Erzählten, des *Was* der Erzählung, zeigte sich ein Ineinandergreifen von Leistungs- und Integrationsorientierung, das in der Übernahme einer besitzorientierten Logik seine praktische Anwendung fand. Dem sprachlichen Unsichtbar-Werden von Josef als ‚Migrationsanderem‘ im Interviewtext korrespondiert insofern gemäß dieser Analyse ein handlungspraktisches Unsichtbar-Werden von Josef auf der Ebene der Inszenierung – das Unsichtbar-Werden von Josef kann folglich als doppelt performativ verstanden werden. Diesem Prozess liegt dabei als weitgehend unexplizierte Bedingung sowohl ein formal anerkannter Zugehörigkeitsstatus als auch ein informell relevanter Status als nicht offensichtlich erkennbar Markierter Migrationsanderer zugrunde.

Mit Hilfe der rekonstruierten Strategien des Umgangs mit dem Makel (natio-ethno-kultureller) Differenz gelingt es dann, sprachlich wie inhaltlich, die Figur Josef weitestgehend in eine Normalität einzuschreiben, die sich nicht nur in einer freundschaftlichen Nähe zu Mehrheitsangehörigen ausdrückt, sondern auch als Partizipation an dominanten Paradigmen erweist: Die Inszenierung Josef Schmidt zeigt

52 Theoretisch präzisieren ließe sich diese Selbstdefinitionslogik als eine Positionierung im sozialen Raum mittels Anhäufung symbolischer, kultureller, sozialer und materieller Kapitalien im Anschluss an Bourdieu (Bourdieu 1985).

53 So verweisen diese drei Attribute im Anschluss an Cornelia Klinger u.a. (2007) auf die drei wesentlichen Herrschaftsformen moderner Gesellschaften, nämlich Patriarchat, Imperialismus und Kapitalismus (vgl. Klinger et al. 2007) – womit selbstverständlich lediglich auf die drei „großen“ Differenzkategorien zurückgegriffen wird, während andere relevante Diskriminierungs- und Differenzierungspraxen (Heteronormativität, Adultismus, etc.) vernachlässigt werden.

sich maßgeblich vom Paradigma einer Leistungsgesellschaft durchdrungen, in der sich der eigene soziale oder gesellschaftliche Status maßgeblich aus dem Aktivitätsgrad der eigenen Handlungen begründen lässt. Josef muss zwar erst noch „machen“, was die anderen schon „haben“, aber die Inszenierung legt gleichermaßen nahe, dass jeder Erfolg *machbar* ist, sofern man sich genug anstrengt – eine neoliberale Logik, die zwar durch die Erkrankung an Schizophrenie für Josef gewissermaßen ausgesetzt, aber keineswegs vollständig außer Kraft gesetzt wurde.

Wenn wir die Ebene der streng empirischen Fallrekonstruktion nun weitestgehend verlassen, spricht aus dem für die Inszenierung typischen Moment des zunehmenden Nicht-Auffallens von Josef als ‚Migrationsanderem‘, das als *Unsichtbar-Werden* rekonstruiert wurde, vor allem – wenn auch implizit – ein *hoher Grad an Privilegierung*:

Formelles Mitgliedschaftsprivileg: Als Eingewanderter mit dem Status „Spätaussiedler“ gilt Josef nicht nur formell als „Volkszugehöriger“ einer abstammungsgemeinschaftlich definierten und konstruierten „deutschen Nation“. Aufgrund der mit diesem Status verbundenen Logik der „Wiedergutmachung“ kann Josef durchaus auch als „einwanderungsprivilegiert“ verstanden werden (vgl. Reitemeier 2006: 426ff.). Für Josefs Familie zeigt sich diese Privilegierung u.a. darin, dass sie auf ein familiäres Netzwerk in Deutschland zurückgreifen kann, einen ‚deutschen‘ Namen führen darf und sich in der Migration keinem konkreten Armutrisiko ausgesetzt sieht.⁵⁴

Informelles Mitgliedschaftsprivileg: Auch im Hinblick auf „phänotypische und para-phänotypische Mitgliedschaftssignale“ (Mecheril 2003: 154f.) wie Erscheinungsbild, Name, Vorlieben oder Eigenheiten des Verhaltens wird Josef nicht als „anders“ markiert zu verstehen gegeben – was damit korrespondiert, dass er an keiner Stelle als „Anderer“ erkannt und angerufen wird. Diese Unauffälligkeit lässt vermuten, dass Josef auf der Ebene der Mitgliedschaftssignale als Zugehöriger gedeutet wird und demzufolge in Alltagszusammenhängen weitgehend mühelos als zugehörig passieren kann, was als weitere, alltagsweltlich gewichtige Form der Privilegierung verstanden werden muss.

Wirksamkeitsprivileg: Nicht allein die Mittelschichtorientierung und die hohe Bildungsaspiration in der Familie Schmidt, sondern vor allem die Fähigkeit, diese

54 Insbesondere vor 1993 aber auch noch danach sind bzw. waren mit diesem Status als „(Spät-)Aussiedler“ verhältnismäßig umfangreiche staatliche „Eingliederungsmaßnahmen“ verbunden, die das Erlernen der deutschen Sprache ebenso wie Anerkennungsverfahren für Qualifikationsnachweise, Leistungsbezüge, etc. erleichtern soll(t)en (vgl. bspw. Reitemeier 2006: 49). Neben der rechtlichen Gleichstellung als deutsche Staatsbürger erfolgt – in der Regel auf Wunsch der Eingebürgerten – bis heute auch die sog. „Eindeutschung“ der Namen von Zugewanderten mit Vertreibungsgeschichte (vgl. kritisch: Panagiotidis 2009).

zu internalisieren, sie als habituelle Disposition „Ehrgeiz“ zum Motor des eigenen Erfolges werden zu lassen, sichert maßgeblich Josefs Wirksamkeit in verschiedenen Lebensbereichen. Als Voraussetzung dieses Erfolges, der Josefs Handlungsfähigkeit und Wirksamkeit im jeweiligen Lebensbereich markiert, zeigte sich die Affirmation des Leistungsprinzips. In diesem Sinne kann ein Wirksamkeitsprivileg für Josef konstatiert werden, das sich seiner geringen „Disponiertheits-Kontext-Diskrepanz“ (Mecheril 2004: 145)⁵⁵ verdankt, in der sich eine Zustimmung zu den etablierten, den deutschen Kontext strukturierenden, Verhältnissen ausdrückt.

Die relative Privilegierung, die den Fall Josef Schmidt folglich auszeichnet, beruht im Wesentlichen auf einer Kombination aus hilfreichen Ausgangsbedingungen, formeller Gleichstellung, praktiziertem Ehrgeiz sowie habitueller und phänotypischer Ähnlichkeit zu Mehrheitsangehörigen, die es *gemeinsam* ermöglichen, Josef als ‚natio-ethno-kulturellen Anderen‘ zunehmend unsichtbar werden zu lassen. Auf der Basis dieser Faktoren scheint Josef den Normen, Werten und Erwartungen der Mehrheitsgesellschaft an ihn besser entsprechen zu können, als dies für andere Fälle des Samples behauptet werden kann. Folgt man dieser Analyse, so steht man auch im Hinblick auf die Frage nach der natio-ethno-kulturellen „Anderung“ von Josef vor einem paradoxen Ergebnis: Im diesem Fall arbeitet das einzige Element von Josefs Selbstverständnis, das explizit mit Russland in Verbindung gebracht wird, die-

55 Paul Mecheril konzipiert „Disponiertheit-Kontext-Diskrepanz“ als ein (subtiles) Moment des partiellen Ausschlusses von fragloser Zugehörigkeit, das er insbesondere im Feld der Schule als gewichtiges Exklusionsinstrument erachtet (vgl. Mecheril 2003: 309ff., Mecheril 2004: 145ff.). „Disponiertheit-Kontext-Diskrepanz“ wird hier als Gegenbild zur „Disponiertheit-Kontext-Resonanz“ zu verstehen gegeben, bei der wechselseitige Responsivität zwischen kontextuellen Strukturen (z.B. Erwartungen, Restriktionen, Geboten) und individuellen Disponiertheiten den Status vollwertiger Mitgliedschaft anzeigt, die gewissermaßen „Passung“ produziert (vgl. Mecheril 2003: 215ff.). „Disponiertheit-Kontext-Diskrepanz“ lässt sich mit Mecheril insofern folgendermaßen bestimmen: „Gegenüber dem von mitgliedschaftskonzeptuellen Regelungen nahe gelegten Ausschluss haben wir es mit einer subtileren Art der Exklusion zu tun. Sie wird als Wirksamkeitseinschränkung relevant; und zwar dann, wenn es – um Žižeks Bild erneut zu aufzugreifen – einem, erfolgreich als pfeiferrauchender Akademiker verkleidet, gelungen sein sollte, sich an den Tisch zu mogeln. Nun wären Argumentationen gefragt, Konfliktkompetenz, logische Brillanz und rhetorische Geübtheit. All diese Kompetenzen besitzt der Eingeschlichene aber nicht in erforderlichem Maße, und ehe er diese Diskrepanz über die beispielsweise ausländerpädagogisch profilierten Reaktionen der anderen als beschämendes Defizit zu verstehen lernt, wird ihm für einen kurzen Moment bewusst, dass er eine andere Vorstellung von gelungenem und möglichem (Zusammen-)Leben präferiert(e) als die, die hier am Tisch bevorzugt zu werden scheint“ (310f.).

se „strenge Erziehung“, maßgeblich seinem Unsichtbar-Werden-Können als Migrationsanderer im deutschen Kontext zu.

ERGEBNIS-REKAPITULATION IM FALLVERGLEICH: DIE MÖGLICHKEITSRÄUME DER POSITIONIERUNG

Nach diesem ausführlichen Durchgang durch zwei Fallstudien erscheint es geboten, diese Interpretationen, insbesondere hinsichtlich der Ergebnisse aus den anrufungstheoretischen Reflexionen, noch einmal direkter aufeinander zu beziehen, gegeneinander zu kontrastieren und einzuordnen. Diesem Anliegen widmet sich diese kurze Ergebnis-Rekapitulation in vergleichender Einstellung, die maßgeblich auf Momente der Subjektivierung und ihre diskriminierenden Effekte fokussiert.

Die Fälle Bayram Özdal* und Josef Schmidt* werden dafür hinsichtlich der natio-ethno-kulturellen ‚Anderung‘ ihrer Hauptfiguren vor dem Hintergrund formaler Ähnlichkeiten, aber unterschiedlicher Ausgangsbedingungen verglichen. So stehen in diesem Fallvergleich zwei Fälle nebeneinander, über deren Hauptfiguren sich in formaler Perspektive sagen ließe, dass beide mit ihren Eltern im Alter von sechs Jahren nach Deutschland eingewandert sind, ein akademisch geprägtes Elternhaus und eine ausgeprägte familiäre Bildungsorientierung aufweisen sowie eine ähnliche ökonomische Ausstattung. Josefs Familie migrierte aus Russland, erhielt einen Spätaussiedler-Status in Deutschland und die deutsche Staatsangehörigkeit, Bayrams Familie migrierte aus der Türkei, erhielt die Anerkennung ihres Status als politisch verfolgte Flüchtlinge und besaß bis zur Einbürgerung acht Jahre nach der Einreise den Status als „Ausländer“. Vor dem Hintergrund je spezifischer, stark differierender Wahrnehmungen der umgebenden Gesellschaft und der in ihr gemachten Erfahrungen bilden beide Hauptfiguren geradezu polare Subjektposition(ierung)en und einen ebensolchen Umgang mit dem ‚Makel‘ ihrer nicht-deutschen Herkunft aus – wohl auch weil diese informell ihnen gegenüber unterschiedlich wichtig gemacht wird, wie sich anhand einzelner, Differenz verhandelnder Szenen rekonstruktiv zeigen ließ. Nachfolgend sollen beide Fälle holzschnittartig in ihren zentralen Charakteristika umrissen werden. Dies erfolgt, indem die gezeigten biographischen Position(ierung)en, die natio-ethno-kulturellen Identifizierungen sowie der Umgangs mit dem ‚Makel‘ der Differenz auf der Ebene des Erzählens und des Erzählten für beide Fälle kontrastiv nebeneinander gelegt werden. In der nachstehenden Graphik finden sich zur besseren Vergegenwärtigung der Fallstudien diese Ergebnisse in einer – stark schematisierenden – typisierten Weise dargestellt:⁵⁶

56 Die natio-ethno-kulturellen Identifizierungen werden – ebenso wie an anderer Stelle auch die Anrufungen – im Unterschied zu den anderen Ergebnissen, die eigene von mir analy-

	Bayram Özdal	Josef Schmidt
Biographische Position(ierung)	Offensive Opposition als „Anderer“	Kreativer „Abgewrackter“
natio-ethno-kulturelle Identifizierung	„Ausländer“	„Teil vom Kuchen“
Umgang auf der Ebene des Erzählens	Skandalisierung	Vergessen-Machen
Umgang auf der Ebene des Erzählten	Durchkommen und Vorbild-Sein	Affirmative Anpassung

Abb. 10: Schematischer Vergleich der Fallstudien

Für den Fall Bayram Özdal* zeigte sich als charakteristisch, dass sich die Hauptfigur offensiv als positionierter ‚Anderer‘ im Migrationskontext präsentierte. Angesichts der alltagsweltlichen Erkennbarkeit und Anrufung von Bayram als Migrationsanderem, welche mit Diskriminierungserfahrungen verbunden war, erhielt die Identifizierung als „Ausländer“ – der die formal-juristische Klassifikation als „Ausländer“ bis ins Jugendalter korrespondiert – eine entscheidende Rolle in diesem Fall: Sie diente als Ressource und auch als Grundlage für die herausgearbeiteten Strategien des Umgangs. Mit Blick auf den erzählten Umgang, also auf der Inhaltsebene der Erzählung erwies sich die Identifizierung als „Ausländer“ insofern als hochgradig bedeutsam, da sie es der Hauptfigur Bayram ermöglichte, sich in ihrer zukünftigen Lehrer-Berufstätigkeit als Vorbild zu imaginieren. Im Hinblick darauf, was erzählt wurde, ließ sich der erzählte Umgang für den Fall Bayram zusammenfassend als Orientierung auf ein Durchkommen und Vorbild-Sein charakterisieren. Gemeint war damit, dass für Bayram zum einen eine pragmatische Erfolgsorientierung, zum anderen eine Funktion als Rollenmodell reklamiert wurde. So erwies es sich für Bayram als wichtig, nicht allein das Abitur und einen „ordentlichen Beruf“ zu erlangen, sondern auch als angehender Lehrer insbesondere für migrationsandere Jugendliche eine „Bezugsperson“ darzustellen, die ihnen zeigt, was sie ebenfalls erreichen können. Neben diesem erzählten Umgang ließ sich aber auch auf der Dar-

tisch verdichtete Formulierungen sind, als Zitate im Originalwortlaut beibehalten. Die Anführungsstriche deuten darauf hin.

stellungsebene der Erzählung, im erzählenden Umgang eine wichtige Nutzung der Identifizierung als „Ausländer“ herausarbeiten. So zeigte sich ein spezifischer erzählender Umgang mit rassismusrelevanten Anrufungen, den ich als Skandalisierung charakterisiert hatte. Das hieß, im Hinblick darauf wie – aus der aktuellen Perspektive – erzählt wurde, stach ein Erzählgestus auf, mit dessen Hilfe es gelang, die Positionierung als ‚Anderer‘, konkret als „Ausländer“ zu nutzen, um diskriminierende Verhältnisse öffentlich anzuklagen bzw. zu skandalisieren. Durch diesen Erzählgestus wurde im Erzählen, trotz vielfach entfalteter Diskriminierungserfahrungen, eine Opferpositionierung Bayrams gerade vermieden und stattdessen die Aufmerksamkeit auf die angeprangerten Ungerechtigkeiten bzw. diskriminierenden Verhältnisse hin verschoben. So wurden mit Hilfe der Identifizierung als „Ausländer“ letztlich auch die dieser Identifizierung korrespondierenden Anrufungen gegenüber der Hauptfigur Bayram in ihren deutlich diskriminierenden Effekten sichtbar gemacht und die damit einhergehenden Herabsetzungen, Ausschlüsse, Schuldzuweisungen und ähnliches verdeutlicht.

Demgegenüber konnte der Fall Josef Schmidt angesichts von fehlenden Hinweisen darauf, dass Josef in der Adoleszenz als Migrationsanderer für andere erkennbar gewesen wäre und vor dem Hintergrund seiner formal-juristischen „Eindeutung“ als relativ privilegierter Fall nachgezeichnet werden. So fand sich in der gesamten Inszenierung keine Szene, in der die Hauptfigur Josef eine konkrete Anrufung als ‚fremder Anderer‘ erhalten hätte und auch in ihrer Positionierung drückt sich diese weitgehende Unabhängig vom Faktum der Migration aus, indem Josef vor allem als kreativer „Abgewrackter“ präsentiert wird. Auch darin, dass es nur eine einzige und im Gesamtzusammenhang wenig bedeutsame natio-ethno-kulturelle Identifizierung in diesem Fall gibt, findet die allgemeine Nachrangigkeit natio-ethno-kultureller Differenzkategorien in dieser Geschichte ihren Ausdruck: Für die Hauptfigur wird eine Identifizierung als „Teil vom Kuchen“ innerhalb des Nationalstaates Deutschland geltend gemacht, die seine relative Nähe zur ‚deutschen‘ Norm bzw. seine Normalisierung im Migrationskontext ausdrückt, zu der beide Umgangsformen beitragen:

Auf der Inhaltsebene ließ sich der erzählte Umgang als affirmative Anpassung zusammenfassend kennzeichnen. Gemeint war damit, dass sich im Fall Josef Schmidt eine starke Leistungsorientierung mit einer starken Integrationsorientierung verschränken. Josef wollte gern „der Beste“ sein und gleichzeitig im Migrationskontext etwas „erreichen“. Beide Orientierungen trugen ganz praktisch – und über seine formal-juristische „Eindeutschung“ hinausgehend – dazu bei, dass Josef mit zunehmender Aufenthaltsdauer als Migrationsanderer unsichtbar wurde. Auf der Darstellungsebene korrespondierte der erzählende Umgang diesem Prozess und liess sich als Vergessen-Machen der Migrationstatsache zusammenfassen. Gemeint war damit, dass für Josefs Geschichte und seine Selbstbeschreibung das Faktum der Migration irrelevanter wird, je weiter sich die Darstellung von der konkreten bio-

graphischen Phase der Wanderung entfernt. Dadurch erschien die Hauptfigur Josef aus der aktuellen Erzählperspektive heraus vorwiegend als ‚normal(isiert)‘ im deutschen Kontext, was ihn als Migrationsanderen weitgehend unsichtbar werden ließ.

Diese zusammengefassten Ergebnisse sollen nachfolgend noch einmal im Rückbezug auf jene leitenden Fragen verglichen und diskutiert werden, die im Rahmen dieser Arbeit entwickelt wurden: Mich interessierte, inwieweit in den biographischen Erzählungen Bezug auf eine natio-ethno-kulturelle Differenzordnung benommen wird, aber auch inwieweit sich eine Einschreibung der befragten Subjekte in sie zeigen lässt. Maßgeblich stand dabei im Zentrum, die Bedeutung von Anrufungen und Identifizierungen für solche Einschreibungsprozesse zu klären. Fragt man nun danach, inwieweit die Fallstudien es erlauben, von einer natio-ethno-kulturell codierten Ordnung der Differenz im deutschen Kontext zu sprechen, so zeigt sich deutlich eine Gemeinsamkeit: Die Kategorie „deutsch“ kann in beiden Fällen als Markierung einer Normalität (und damit auch einer impliziten Norm) verstanden werden, die die fraglose oder auch selbstverständliche Zugehörigkeit in diesem Kontext anzeigt. „Deutsch“⁵⁷ heißt der einigermaßen inhaltsleere und gleichzeitig bedeutungsschwere Signifikant, der den Orientierungsrahmen für die Bestimmungen der natio-ethno-kulturell codierten Position(ierung)en von Bayram und Josef abgibt. Stark unterschiedlich zeigte sich innerhalb der Fallstudien aber die Bedeutung, die diesen Position(ierung) innerhalb eines, mit Hilfe der Kategorie „deutsch“ zu einer Seite hin präzierten, Schemas der Unterscheidung zugemessen wird. Während im Fall Bayram Özdal die Unterscheidung zwischen „deutsch“ und „ausländisch“ als zentrale Leitdifferenz gezeigt wird, ohne die eine Darstellung der Welt- und Selbstverhältnisse in der Migration in diesem Fall gar nicht gelingen kann, wird innerhalb des Falles Josef Schmidt weder der einen noch der anderen Kategorie eine besondere Relevanz zugesprochen, vielmehr wird die Kategorie „deutsch“ selbst unter Vorbehalt gestellt.

Insofern lässt sich zwar für beide Fälle durchaus sagen, dass ihre Hauptfiguren sich als in diese Ordnung einer natio-ethno-kulturell codierten Differenz eingeschrieben zeigen. Sie lassen sich als darin eingeschrieben lesen, gerade weil sie ihre (natio-ethno-kulturellen) Identifizierungen in Beziehung und Abgrenzung zur Kategorie „deutsch“ zu bestimmen suchen. Gleichzeitig zeigte sich in den Fällen ein maßgeblicher Unterschied sowohl im Hinblick darauf, ob neben diesen natio-ethno-kulturell bestimmten Subjektposition(ierung)en noch weitere und andere Subjektposition(ierung)en markiert werden (können) und welchen Stellenwert diese erhal-

57 In einer ethnologischen Untersuchung zum „Deutsch-Sein“ versucht Jens Schneider (2001) seine ‚deutschen‘ Interviewpartner gerade diese Frage, „was ist deutsch?“, beantworten zu lassen und stößt auch das interessante Ergebnis, das darunter zumeist klassische Sekundärtugenden gefasst werden, sich die Interviewpartner aber von diesen und der Kategorisierung als „deutsch“ in diesem Sinne eher distanzieren.

ten. Während im Hinblick auf die Hauptfigur Bayram der natio-ethno-kulturellen Identifizierung als ‚Anderer‘, konkret vor allem der als „Ausländer“, ein zentraler Stellenwert zugewiesen wird, erscheint die natio-ethno-kulturell codierte Identifizierung der Hauptfigur Josef, als „Teil vom Kuchen“, nicht nur als nachgeordnet gegenüber anderen Subjektposition(ierung)en, insbesondere der jugendkulturell codierten als kreativer „Abgewrackter“. Zudem zeigte sich, dass die natio-ethno-kulturell codierte Identifizierung auch vergleichsweise unbestimmt ist und letztlich eine flexiblere Zugehörigkeitslogik jenseits der binären Logik von „deutsch“/ „nicht-deutsch“ nutzt und zeigt. Als weiterer Unterschied zeigte sich, dass die Subjektposition(ierung) der Hauptfigur Bayram gerade ihre Kraft und Bedeutung aus der Opposition bezogen hatte, aus der radikalen Unmöglichkeit sich als „deutsch“ zu identifizieren, während sich die Subjektposition(ierung) der Hauptfigur Josef von einer Identifizierung als „deutsch“ zwar abgrenzt, aber nicht prinzipiell von ihr ausgeschlossen zeigt, sondern eher aktiv eine grundsätzlich skeptische Haltung gegenüber einer Identifizierung als „deutsch“ einnimmt. So ist es möglich, die Hauptfigur Josef gleichermaßen jenseits *und* in unmittelbarer Nähe zu dieser Identifizierung als „deutsch“ zu entwerfen und zu zeigen. Im Fall Bayram ist es demgegenüber gerade der Umstand, regelmäßig als natio-ethno-kulturell ‚Anderer‘ angerufen zu werden, aus dem sich die Radikalität der Unmöglichkeit einer Identifizierung als „deutsch“ für die Figur Bayram speist, welche wiederum ihre Absicherung im Markiert-Erscheinen von Bayram als ‚Anderem‘ findet. Im Unterschied dazu wurde die Hauptfigur Josef weder als ‚anders‘-markiert noch als mit Anrufungen als ‚Anderer‘ konfrontiert gezeigt.

Im Hinblick auf das Zusammenspiel von Anrufungen und Identifizierungen wurde insbesondere am Fall Bayram das Problem der Anerkennbarkeit von Subjektposition(ierung)en aufgeworfen, welche dem, in den Anrufungen offerierten, Anerkennungsangebot gerade nicht entsprechen. Wo es – wie im Fall Bayram – kontinuierliche Anrufungen als natio-ethno-kulturell ‚Anderer‘ gibt, erscheint die Hauptfigur Bayram geradezu hineingerufen in eine Identifizierung als ‚Anderer‘, konkret als „Ausländer“, auch und weil sie innerhalb dieser Subjektposition(ierung) für Menschen ihres Umfeldes ohne weiteres anerkenntbar ist. So ließ sich am Fall Bayram relativ unmittelbar die Relevanz und insbesondere die einschränkende und diskriminierende Wirkung von Anrufungen als natio-ethno-kulturell ‚Anderer‘ erschließen, der letztlich auch das Gegenbild des Nicht-Vorhandensein von expliziten Anrufungen als natio-ethno-kultureller ‚Anderer‘ im Fall Josef mit einer deutlich zugehörigeren Subjektposition(ierung) dieser Hauptfigur zuarbeitet oder zumindest nicht widerspricht.

Unter einer Perspektive, die Subjektivierungs- und Diskriminierungsaspekte in den Vordergrund rückt, könnte man diese Ergebnisse folglich dahingehend weiter interpretieren und zusammenfassen, dass sich am Fall Bayram Özdal ein (in biographischer Hinsicht nachhaltiger wirksamer) Zusammenhang von rassismusrelevanten

Anrufungen und persönlichen Diskriminierungserfahrungen zeigte, der vor allem über ein Erkannt-Werden-Können als ‚Anderer‘ abgesichert war. Auch im Hinblick auf die Frage, inwieweit Anrufungen als Positionszuweisungen fungieren, deren Normativität qua Identifizierung entsprochen werden sollte, legt der Fall Bayram einen solchen Zusammenhang direkt nahe. Trotzdem müsste die gesamte und vergleichende subjektivierungs- und diskriminierungsbezogene Perspektive in einem Befund kulminieren, der auf der Basis der beiden Fallstudien ein eher großes Spektrum an (migrationsanderen) Subjektpositionierungen herausarbeiten kann, das unterschiedlich starke Subjektivierungs- und Diskriminierungsgrade für Bayram und Josef als ‚migrationsandere Subjekte‘ oder besser, das Bayram und Josef als sehr unterschiedliche ‚Migrationsandere‘ zeigt: Im Fall Bayram Özdal wird die Hauptfigur maßgeblich als sichtbarer und angerufener ‚Migrationsanderer‘ konturiert, dessen Möglichkeitsraum zur Positionierung sich durch Anrufungen und Markiert-Erscheinen als relativ eingeschränkt zeigt. Zudem erweist sich dieser Möglichkeitsraum stark auf seine Grenze verpflichtet, die als absolute Unmöglichkeit einer natio-ethno-kulturellen Identifizierung Bayrams als „deutsch“ bzw. „Deutscher“ ausgestaltet ist. Die Hauptfigur Bayram erscheint in einer subjektivierungs- und diskriminierungsbezogenen Perspektive damit vor allem als herabgewürdigt und unterworfen über die vielfachen Anrufungen als ‚Anderer‘. Im Fall Josef Schmidt wird die Hauptfigur Josef demgegenüber so ausgestaltet, als stehe ihr ein größerer Möglichkeitsraum zur Positionierung zur Verfügung. Josef kann unwidersprochen andere als natio-ethno-kulturell codierte Subjektpositionierungen für sich zur Geltung bringen und sich zudem als in unmittelbarer Nähe zum Pol selbstverständlicher Zugehörigkeit, der mit „deutsch“ etikettiert ist, stehend zeigen. So hatte ich neben der Hauptfigur Bayram, die sich in ihrem Status als ‚Anderer‘ beschränkt und diskriminiert, aber auch eingerichtet zeigt, die Hauptfigur Josef als weitestgehend normalisiert bzw. als zunehmend unsichtbar werdenden ‚Migrationsanderen‘ gezeigt, der der zurichtenden Macht einer Subjektivierung und Diskriminierung als natio-ethno-kulturell ‚Anderer‘ weitgehend zu entgehen scheint.

Selbstverständlich lassen sich auf der Basis zweier Einzelfalluntersuchungen nur begrenzte allgemeine Aussagen ableiten: Die Ergebnisse der Untersuchung legen aber nahe, dass die lebensbegleitende Wiederholung und Aktualisierung von rassismusrelevanten Anrufungen sich einschränkend auf den Möglichkeitsraum für die Subjektpositionierungen von jungen Männern aus eingewanderten Familien auswirken – und dies insbesondere dort, wo diese Anrufungen als diskriminierend erlebt werden. Hier schließen meine Ergebnisse an Untersuchungen wie die von Encarnation Gutierrez-Rodriguez (1999a), Tarek Badawia (2002), Mark Terkessidis (2004) oder auch Paul Mecheril (2003) an, die bereits biographische Schlüsselerfahrungen der Diskriminierung und ihre Effekte für andere Fälle dokumentiert und Prozesse des Zum-„Ausländer“- oder Zur-„Migratin“-Machens rekonstruiert haben. Auch ist deutlich geworden, dass es für die Figur Bayram angesichts des insgesamt

eingeschränkteren Möglichkeitsraumes eher nahe liegt, den rassismusrelevanten Anrufungen auch in der Identifizierung zu entsprechen – ein Umstand, den bspw. auch die, ebenfalls an Butler angelehnten, performativen Untersuchungen von Deborah Youdell zu Identitätskonstitutionen Schwarzer Schüler in England stützen (vgl. Youdell 2004).⁵⁸ Vor dem Hintergrund dieses Befundes, der im Kontrast der beiden Fallstudien vor allem die enge Korrespondenz zwischen einem eingeschränkten Möglichkeitsraum der Positionierung und Anrufungen als konkreten Diskriminierungserfahrungen zeigt, drängt es sich geradezu auf, sich noch einmal dezidiert dem Stellenwert des Markiert-Erscheinens der Hauptfigur Bayram zuzuwenden. Auch wenn eine schlichte Kausalkette im Sinne der Annahme, das Markiert-Erscheinen führe zu Anrufungen als ‚Anderer‘, dieses führe wiederum zu Diskriminierungserfahrungen und diese führten letztlich zu einem eingeschränkten Möglichkeitsraum der Positionierung sicherlich zu holzschnittartig ist, so lohnt es aus meiner Sicht abschließend der limitierenden Bedeutung des Markiert-Erscheinens noch einmal theoretisierend nachzugehen.

Das Markiert-Erscheinen und dessen limitierende Bedeutung

Warum überhaupt vom Markiert-Erscheinen sprechen? Diese Formulierung verweist vor allem darauf, dass als markiert nur erscheint, wer auch als markiert gelesen werden kann. Dieser Hinweis ist deswegen wichtig, weil er den vermeintlich essenziellen Zustand eines ‚Markiert-Seins‘ als relationales Verhältnis ausweist: Es braucht nicht nur einen der als markiert gelten kann, sondern dieser jemand kann nur insofern als markiert gelten, sofern es jemanden gibt, der oder die ihn als markiert versteht, liest und ggf. anspricht. In Bezug auf die Hauptfiguren Bayram und Josef ließ sich feststellen, dass ersterer wiederholt als markiert gelesen wurde, während letzterer – so legt es zumindest das Fehlen entsprechender Anrufungen nahe – für seine Gegenüber zunehmend weniger Anhaltspunkte bot, die ihn als ‚Anderen‘ lesbar machen konnten. Das unterschiedliche Markiert-Erscheinen der Hauptfiguren, das meist nur implizit verhandelt wurde, und insbesondere der Hinweis im Fall Bayram Özdal auf die umfassende Veränderung, die notwendig wäre, um diesem Markiert-Erscheinen zu entgehen (vgl. B 258ff.), verweisen dabei auf einen Aspekt

58 Ihre, ebenfalls an butlersche Terminologien angelehnte, Untersuchung akzentuiert dabei allerdings noch stärker die Grenzen von performativen Politiken der Resignifizierungen, insofern sie für die von ihr untersuchten Jugendlichen herausarbeitet, dass ihre persönlichen Repräsentationen dominante Zuschreibungen von ‚Blackness‘ nicht einfach überwinden können: „These Black students cannot have both a pro-school, positively oriented learner identity *and* a high status Black subcultural identity“ (Youdell 2004: 98), nicht weil sie nicht wollten, sondern weil ihre Identitäten bereits „racialised *and* politicised“ (Youdell 2004: 99) sind, um angesichts Weißer Hegemonie bestehen zu können.

von Differenzordnungen zurück, der als grundlegender „physiognomischer Code“ (Mecheril 2003: 154) verstanden werden kann. Als „physiognomischen Code“ versteht Paul Mecheril „die *dem Erkennen zugrunde liegende* symbolische Ordnung“ (ebd., Hervorhebung NR), deren Spezifität im Theorieteil mit Hilfe eines diskurstheoretischen Rassismusverständnisses konkretisiert werden konnte. Dieser Code stellt Klassifikationsprinzipien zur Verfügung, die es erlauben, bestimmte Geschmackspräferenzen, Werthaltungen oder körperlichen Merkmale einzelner Menschen so auszulegen, dass sie eine weitgehend zuverlässige Einordnung des nationethno-kulturellen Zugehörigkeitsstatus derjenigen Person ermöglichen, an denen diese Anzeichen identifiziert werden können (vgl. ebd.).⁵⁹ Markiert-Erscheinen, so wird daran deutlich, umfasst damit weit mehr als die einigermaßen fetischisierte Frage nach der Hautfarbe (vgl. bspw. Hall 2004c: 151ff., Back/ Solomos 2000: 158), auf die rassismustheoretische Überlegungen oft reduziert werden. Markiert ist nicht lediglich, wessen phänotypische Färbung als Hinweis auf seine oder ihre ‚Andersartigkeit‘ oder ‚Fremdheit‘ verstanden werden. Markiert-Erscheinen kann man auch auf der Basis des Namens, der Aussprache, des Lachens, der Sitzhaltung, der präferierten Gesten, der bevorzugten Problemlösungsstrategien oder des Argumentationsstils, die allesamt stärker habitualisierte Formen der Markierung darstellen. Markiert-Erscheinen verweist also durchaus auf einen bestimmte Lesbarkeit des Körpers der ‚Anderen‘ als ‚Andere‘, aber nicht allein in einer auf das so genannte Phänotypische reduzierten Weise. Der Umstand oder das Faktum des Markiert-Erscheinens von Bayram, dem ein sozialer Prozess des Als-Markierter-gelesen-Werdens zugehört, wurde innerhalb des Falles als zentraler Referenzpunkt für die Konstitution Bayrams als ‚Anderer‘ ebenso wie für die Anrufungen als solcher zu verstehen gegeben; es war gerade diese unentrinnbare ‚Faktizität‘ des Markiert-Erscheinens, seine Unabänderlichkeit trotz noch so großer Anstrengung der sich die Dramatik der Darstellung in diesem Punkt verdankte: „dann müsste ich meinen Namen ändern, meine Haare blondieren, meine Gene verändern“ (B 260f.). Dieser Annahme folgend, ist es durchaus nahe liegend, davon auszugehen, dass der Umstand des Markiert-Erscheinens von Bayram im begrenzten Möglichkeitsraum zur Positionierung Bayrams seinen Widerhall findet.

In einer solchen Perspektive würde die Festlegung Bayrams auf eine anerkennbare Subjektposition nicht nur maßgeblich mittels Anrufungen verhandelt, sondern diese Verhandlung würde durch das Markiert-Erscheinen auch abgesichert, weil die Hauptfigur Bayram auf ihre Sichtbarkeit und damit Lesbarkeit als ‚Anderer‘ immer wieder konsensuell verpflichtet werden könnte. Damit erwiese sich dann gerade der Umstand des Markiert-Erscheinens als wichtiger Aspekt, der die Begrenzung des

59 Ich hatte diesen Umstand bereits im Fall Bayram im Kapitel Etikettierende Anrufungen als Ausländer (317ff.) umrissen, wo es um ein Verständnis von (informellen) „Mitgliedschaftssignalen“ (Mecheril 2003: 152ff.) ging.

Möglichkeitsraumes für Bayram deutlich enger und fester konstituiert als es für Josef möglich ist.

Gleichzeitig wäre es aber ein Missverständnis davon auszugehen, dass allein der Unterschied im Markiert-Erscheinen zwischen Bayram und Josef – oder auch ihr zeitweise unterschiedlicher formeller Zugehörigkeitsstatus – alle Unterschiede zwischen den Fällen zu erklären vermag, denn in dieser Perspektive wird zum einen übersehen, dass auch Josef weniger auf der Ebene des offensichtlich-phänotypischen, aber durchaus auf einer allgemeineren, habituellen Ebene durchaus auch als markiert erscheinen könnte: z.B. weil seine starke Erfolgs- und Integrationsorientierung ihn in bestimmten Situationen als ein bisschen zu bemüht und damit habituell als nicht sicher beheimatet im jeweiligen Feld ausweisen könnte. Zum anderen übersieht eine solche – einfache und der Tendenz nach das Markiert-Erscheinen wieder essenzialisierende Perspektive – dass auch andere Fälle denkbar wären, in denen jemand, der ‚quasi objektiv‘ als ähnlich markiert wie Bayram gelten könnte, Erfahrungen macht, die denen von Josef nahe kommen, die also auf sein alltagspraktisches Nicht-als-Markierter-Erscheinen verweisen könnten. Leider war es im begrenzten Rahmen dieser Dissertation nicht möglich, einen weiteren Fall mit in die Analyse einzubeziehen, der eine stärkere Perspektivierung der hier ausgearbeiteten Verhältnisse von Subjektpositionierungsprozessen zwischen Anrufungen und Identifizierungen erlaubt hätte, aber in der Untersuchung von Barbara Schramkowski findet sich beispielsweise ein Verweis auf das Portrait von Emre, dessen Eltern ebenfalls aus der Türkei migriert seien, der aber von sich sagt, seine Migrationsgeschichte habe fast keine Auswirkungen auf seine Biographie gehabt, er habe keine alltagsrassistischen Erfahrungen gemacht, er empfinde sich als gleichberechtigt und äußere ein positives Integrationsempfinden (vgl. Schramkowski 2007: 257). Diese Ergebnisse deuten darauf hin, dass es ein Missverständnis wäre, die hier ausgearbeiteten Fallstudien vor einem rassismus- und subjektivierungstheoretischen Hintergrund lediglich so zu verstehen, als folgten die Hauptfiguren dieser Fälle in ihren artikulierten Subjektposition(ierung)en lediglich einer Logik, die sich als einfache Logik des Phänotyps deuten ließe: Je Weißer, je privilegierter. Auch wenn sich sicherlich nicht von der Hand weisen lässt, dass dieser Logik eine gewisse Provenienz und Relevanz für den Kontext zukommt, der gleichsam im Spiegel der hier zugrunde gelegten Biographien einer näheren Betrachtung ausgesetzt wird, so würde dies ein wesentliches Ergebnis dieses Fallvergleichs simplifizieren: Die Fallstudie Bayram zeigt auf, dass und wie ihre Hauptfigur als „markiert erscheint“ und deshalb bzw. insofern erhält dieses Markiert-Erscheinen eine Relevanz für die gesamte Interpretation – es kann aber nicht bereits vor dieser Interpretation vorausgesetzt werden.

Wenn also die Hauptfigur Josef im Rahmen dieses Fallvergleichs gar nicht als „markiert erscheint“, dann weist dieser Umstand zwar darauf hin, dass er sich auf der Basis des Fallvergleichs in einer rassismustheoretisch gesprochen günstigeren

Ausgangslage als die Hauptfigur Bayram befinden mag. Es wäre aber meines Erachtens analytisch unzulässig, in der Kontrastierung dieser beiden Fälle nicht die Frage danach zunächst offen gehalten zu haben, ob die Hauptfiguren – auf der Basis des Erzähltextes – überhaupt als unterschiedlich markiert erscheinen werden. Denn es wäre durchaus denkbar gewesen, dass Josef ebenfalls stärker als „markiert erscheinend“ hätte präsentiert werden können, wenn die dazugehörige Geschichte mit allen darin rekonstruierten Effekten und Erzählmustern eine andere gewesen wäre. Der Versuch, über das Markiert-Erscheinen als strikt relationales Phänomen zu sprechen und nachzudenken, verweist folglich darauf, dass diese Fälle in ihrer Kontrastierung nicht selbst der Essentialisierung von ‚phänotypischen Merkmalen‘ für solche Interpretationen Vorschub leisten sowie dieses Markiert-Erscheinen nicht allein auf jene Merkmale reduzieren sollten.

So verweist Paul Mecheril gerade darauf, dass ein prekärer Zugehörigkeitsstatus sich auch in einem gewissermaßen subtileren „Markiert-Erscheinen“, also in einem subtiler zu entziffernden Als-Markiert-Erkennbar-Sein, aktualisiert finden könne, da dieser Status sich auf der Ebene des Habitus einschreibe und sich beispielsweise als „meisterhafte Verkörperung des Unsouveränen“ (Mecheril 2003: 317) zeige. Diesen „Ausländerhabitus“, wie Mecheril diese habituelle Verkörperung des Unsouveränen auch betitelt, entwirft er als paradoxe Erscheinung, die gerade ihre Illegitimität und Deplatziertheit in einer Weise inkorporiert habe, die das Ziel jedes Habitus, das Heimisch-Werden in einem sozialen Feld, dauerhaft zu unterlaufen wisse (vgl. ebd.). Innerhalb der unabgeschlossenen Typologie, mit Hilfe derer Mecheril das, was die Verkörperung eines „Ausländerhabitus“ für einzelne prekär Zugehörige heißen kann, verdeutlicht, wäre es zu einfach, über die Hauptfigur Josef als absolut jenseitig von einem „Ausländerhabitus“ stehende zu diskutieren, wenn diese Typologie etwa folgende Menschen einschließt:

„der ... übertrieben und peinlich Angepasste, der devot Unbeholfene und beflissen Ungeschickte, oder die Unnahbare, die Abgekanzelte, der Ängstliche, die Unsichtbar-Gewordene, der lächelnd Unzugängliche, welcher, während Möglichkeiten an ihm vorbeiziehen, mit seinem Styling beschäftigt zu sein scheint, und auch der laut Unkränkbare, der gegenüber den zivilisiert-empörten Blicken der Maßregelung Unempfindliche, die Rotzfreche“ (Mecheril 2003: 317).

Es ist, so folgert Mecheril, die Verkörperung des Prekären, die die ‚Anderen‘ letztlich doch als ‚Andere‘ kenntlich und sie erkennbar macht – einfach weil der „Ausländerhabitus“ zwischen Über- und Untertreibung, zwischen Zurückhaltung und Hervortreten um das rechte Maß nur ringen kann, dieses aber beständig aufgrund des *deutlichen Bemühens* um das rechte Maß selbst verfehlt (vgl. Mecheril 2003: 318). Auch wenn die Fallstudie Bayram ihre Hauptfigur als eine konturiert, deren Markiert-Erscheinen explizit und direkt Einfluss auf den Möglichkeitsraum der Positionierung zu haben scheint, so kann – unter der Perspektive „Ausländerhabi-

tus“ – vielleicht auch das bisweilen bemühte Streben um Anpassung verstanden als eine Form des Nicht-als-Anderer-Erscheinen-Wollens im Fall Josef noch als hochgradig subtile Form eines solchen ausländerhabituellen Markiert-Erscheinens gelesen werden. Allerdings bewegt sich eine solche Überlegung dann eher jenseits dessen, was auf der Basis der narrationsanalytischen Auswertungen noch gesichert auszusagen wäre.

Gemäß dieser Überlegungen erscheint es also begrenzt sinnvoll, sowohl von der Hauptfigur Josef als auch von der Hauptfigur Bayram als markiert zu sprechen, sofern man das sehr unterschiedliche Ausmaß der Offen-Sichtlichkeit ihres ‚Anders-Erscheinen‘ berücksichtigt, dem wiederum das Ausmaß ihres Möglichkeitsraumes zur Positionierung zu korrespondieren scheint. Die bisherige Perspektive, die die für die Hauptfiguren unterschiedlich umfassend angelegten Möglichkeitsräume zur Positionierung kennzeichnete, fokussierte nun eher auf Momente einer gewissen *Zurichtung* oder *Festlegung* auf bestimmte Subjektpositionen. Gleichzeitig – und das sollte in den ausführlichen Fallinterpretationen und insbesondere in den Rekonstruktionen zum Umgang bereits deutlich geworden sein – zeigten sich diese Festlegungen der Hauptfiguren auf bestimmte Subjektpositionen zwar in unterschiedlichem Maß als rigide, aber eben auch keineswegs als total. So soll die nachfolgende bildungstheoretische Relektüre der Ergebnisse aus den Fallstudien ihr Augenmerk noch einmal explizit auf jene Form der subjektbezogenen Handlungsfähigkeit richten, die angesichts von subjektivierenden Festlegungen auf bestimmte Subjektpositionen nicht bereits obsolet wird.

BILDUNGSTHEORETISCHE RELEKTÜRE DER ERGEBNISSE: BILDUNGSMOMENTE IN POSITIONIERUNGSPROZESSEN?

„Die Macht umgrenzt, was ein Subjekt ‚sein‘ kann, sie zieht die Grenzen, jenseits derer es nicht länger ‚ist‘ oder jenseits welcher es in einen Bereich suspendierter Ontologie gerät. Die Macht versucht jedoch, das Subjekt durch Zwang zu begrenzen, und der Widerstand gegen den Zwang besteht in der Stilisierung des Selbst an den Grenzen des etablierten Seins“ (Butler 2001b: 9).

Die nachfolgende bildungstheoretische oder besser resignifizierungsbezogene Relektüre der empirischen Ergebnisse aus den Fallstudien schließt nun sowohl in theoretisierender als auch in analytischer Perspektive wieder an die zwei zentralen bildungstheoretischen Fragen an, die am Ausgangspunkt der bisherigen Überlegungen standen: 1. Wie kann die Entstehung, Entwicklung und insbesondere die Transformation von Welt- und Selbstverhältnissen in diskurstheoretischer Perspektive beschrieben und gedacht werden? 2. Inwieweit erweisen sich Migrationsbiographien für diese Frage als besonders hilfreicher Forschungsgegenstand, weil sich an ihnen exemplarisch die potentiell diskriminierenden Einschreibungen von Subjekten in

natio-ethno-kulturelle Differenzordnung(en) rekonstruieren lassen? Unter Zuhilfenahme der butlerschen Begriffe „Anrufung“ und „Identifizierung“ und dem spezifisierten Interesse für Anrufungen und Identifizierungen als ‚fremder Anderer‘ im empirischen Text ging es bislang vor allem darum, sich in analytischer Einstellung dem anzunähern, „was ein Subjekt [angesichts der machtvoll auferlegten *Begrenzungen* der Subjektivierung überhaupt] ‚sein‘ kann“ (ebd., Hervorhebung NR). Im Rahmen der nachfolgenden bildungstheoretischen Relektüre der Ergebnisse steht nun noch einmal die Frage nach den Handlungsmöglichkeiten und Spielräumen im Rahmen dieser begrenzenden Subjektivierungspraxen im Zentrum, die möglicher Weise zu verstehen ist als eine nach der „Stilisierung des Selbst an der Grenze des etablierten Seins“⁶⁰ oder auch als Frage nach dem „Widerstand gegen den Zwang“ (ebd.). Dafür wird kurz noch einmal rekapituliert, was an Subjektpositionierungsprozessen bildungsrelevant sein kann (1.). Um die Frage nach Bildung aber auch als empirische Frage diskutieren zu können, werden im Anschluss daran die empirisch rekonstruierten Subjektpositionierungsprozesse daraufhin gegengelesen, inwiefern sich in ihnen solche bildungsrelevanten Resignifizierungspraxen abzeichnen (2.). Insgesamt versteht sich diese bildungstheoretische Reflexion eher als fragende Kommentierung der bisherigen empirischen Ergebnisse, weniger als eigenständige und umfassende Ausarbeitung und Analyse.

Resignifizierung als Praxis der Kritik oder Bildung?

Im theoretischen Teil dieser Arbeit hatte ich, im Rückgriff auf Foucaults Vorstellungen von Kritik und Erfahrung, versucht Butlers Resignifizierungsbegriff für ein verändertes Verständnis von Bildung zu nutzen. Dabei war gerade die *relative Befangenheit* des Bildungs- bzw. Kritikprojekts offensichtlich geworden: Foucault hatte sie als „die Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden“ bestimmt, die sich als Entlarvung und Verschiebung einer konkreten Machtkonstellation verstehen ließ. In der zweiten vorläufigen Bestimmung von Bildung bzw. Erfahrung als Praxis des

60 Was genau mit einer solchen „Stilisierung des Selbst an den Grenzen des etablierten Seins“ gemeint sein könnte, bleibt dabei zunächst weitestgehend offen. Die Begriffswahl „Stilisierung“ oder im englischen Original „stylization“ (vgl. Butler 2001c: 8) spielt aber vermutlich weniger auf eine skizzenhafte, reduktionistische oder kreativ-designte Darstellungsform an, sondern scheint mir eher die Nebenbedeutung von „to stylize“ zu betonen, die wiederum bedeutet, sich „der Konvention [zu] unterwerfen“ (Messinger, Feller Mayer 2005: 587). Stilisierung wäre demnach weniger als Abstraktion von, sondern vielmehr als Anpassung an eine als Stil interpretierbare Norm zu verstehen, die die Grenzen des etablierten Seins zu bestimmen sucht ohne sie vollständig absichern zu können. Ein solches Verständnis der „Stilisierung“ bleibt der Vorstellung einer notwendigen Unterwerfung stärker verhaftet als der eines kreativen holzschnittartigen (Neu-)Entwurfes.

Sich-Aussetzens, die zu einer Problematisierung bislang sicherer kollektiver wie individueller Ge-Wissheiten führt, wird diese distanznehmende, fragende Perspektive von Foucault noch unterstrichen. Im Anschluss an Butler hatte ich darauf insistiert, dass ein solches Bildungsprojekt aber nur *unzureichend als subjektbezogenes oder gar subjektives Bildungsprojekt* zu verstehen ist. Und es ist für mich vor allem Butlers Begriff der „Resignifizierung“, der diesem Umstand Rechnung trägt, weil er eher eine *diskursive Verschiebung* als Bildungsgeschehen akzentuiert.

Resignifizierung wird bei Butler deutlich als eine Form der Wiedereinschreibung von Begriffen oder Praxen in einen Diskurs zu verstehen gegeben, dessen immer auch subjektivierender Zugriff durch die schlichte Möglichkeit von Resignifizierung nicht grundsätzlich in Frage gestellt wird (vgl. Butler 2006: 158). Resignifizierung hatte ich vielmehr als Ausbeutung der Performativität jedes normierenden, ermöglichenden, formenden und begrenzenden Sprechens zu lesen versucht, die sich für Butler genau daraus ergibt, dass im Diskurs eine Wiederholung nicht automatisch oder notwendig vollständig als *ordnungsgemäße* Wiederholung der Norm sichergestellt werden kann. Die Möglichkeit zur Resignifizierung kann deshalb als direkter Effekt der Macht gelesen werden, gegen die sich die widerständige, resignifizierende Handlungsmacht (eines Subjekts) wiederum richten könne (vgl. Butler 2001a: 94).

Ein solches Verständnis von Bildung verstanden als Praxis der Resignifizierung fragt dann nach der Transformation von Diskursen und von ihnen orientierten Körperinszenierungen innerhalb und durch eine subversive Praxis der Wiederholung und eröffnet sich eine noch stärker diskurstheoretisch konturierte Perspektive, in der *Bildung weniger als Selbst-Transformation* eines Subjekts im Zentrum steht. In dieser Perspektive wäre zu fragen nach einer *möglichen Differenz* zwischen gewöhnlich-normativer oder auch *sozial nahe gelegter Subjektposition(ierung) einerseits* und bezogener oder *zur Geltung gebrachter Subjektposition(ierung) im Rahmen der subjektivierenden Kategorien, die zur Positionierung zur Verfügung stehen*, andererseits. Ich hatte bereits gesagt, dass eine solche bildungstheoretische Perspektive aufgefördert ist, nach *Anhaltspunkten für eine Praxis des „Nicht-dermaßen-regiert-Werdens“ bzw. nach Praktiken der „Resignifizierung“ zu suchen*, weil solche Praxen möglicher Weise als Bildungsvollzüge lesbar sind. In einer solchen Perspektive bleibt jedes Bildungsgeschehen auf die soziale Norm oder Konvention verpflichtet und lässt sich lediglich in den Spielräumen der Norm(ierung), in Butlers Terminologie also vor allem subjektbezogen in der möglichen Differenz zwischen Anrufung und Identifizierung lokalisieren.

Bildungsmomente oder Spielräume der Subjektposition(ierung) zwischen Anrufung und Identifizierung?

Wenn nun abschließend das gerade noch einmal rekapitulierte Verständnis von Bildung als resignifizierender Praxis den Ergebnissen der zwei Fallstudien angenähert werden soll, so wird dies in einer *fragenden Perspektive* geschehen. Diese fragende Perspektive sucht auf die bildungstheoretisch interessanten Momente im Blick auf die empirisch rekonstruierten Konstellationen hinzuweisen, enthält sich dabei aber einer direkten Identifizierung von Bildungsprozessen.⁶¹ Aus der vorgeschlagenen bildungstheoretischen Perspektive ergeben sich aus meiner Sicht vielmehr zwei aufeinander aufbauende *Fragen*, die an die Fälle herangetragen werden können: Erstens, spricht etwas und wenn ja was dafür, die gezeigten (natio-ethno-kulturellen) Identifizierungen als Praxen der Resignifizierung zu lesen? Zweitens, inwieweit lassen sich die gezeigten Praxen (der Resignifizierung?) als solche lesen, die Machteffekte und Zwangsmechanismen entlarven und ggf. den subjektivierenden Zugriff – insbesondere von Anrufungen – abschwächen könnten? Das grundsätzliche Problem einer solchen Annäherung liegt sicherlich darin, dass sich weder die theoretischen Begriffe und Konzepte umstandslos empirisch (an)wenden lassen, noch die Fallstudien in einer solchen bildungstheoretisch gewendeten Perspektive gänzlich aufgehen. Deshalb stellt die hier vorgeschlagene bildungstheoretische Relektüre nun lediglich einzelne Identifizierungen ins Zentrum, die im Rahmen der Fallstudien ausführlich erarbeitet und ausgearbeitet wurden. Diese Relektüre ist deshalb nicht als weitere Modellierung der Fälle unter bildungstheoretischen Gesichtspunkten zu verstehen, sondern eher als eine *fokussierte Ergebnisdiskussion*, die sich eingehend und intensiv für einen relativ begrenzten Aspekt interessiert, den ich vorläufig als *diskursiven Spielraum zwischen Anrufung und Identifizierung* beschreiben möchte.

Spricht nun etwas dafür, die gezeigten (natio-ethno-kulturellen) Identifizierungen der Hauptfiguren Bayram und Josef als Resignifizierungspraxen zu lesen? Das problematische einer solchen Frage wird bereits darin offenbar, dass für ihre Be-

61 Dieser Vorbehalt gegenüber eine Identifizierung von (empirischen) Bildungsprozessen geht vor allem darauf zurück, dass er aus meiner Sicht wenig mit einem Möglichkeitsdenken von Bildung vereinbar ist (wie es insbesondere Alfred Schäfer propagiert, vgl. Schäfer 2007, Schäfer 2009, vgl. Unterkapitel Zur Funktion bildungstheoretischen Denkens: 71ff.): Wer Bildung als Möglichkeitskategorie entwirft, problematisiert dabei notwenig jegliche Versuche einer insbesondere empirischen Festschreibung von Bildung im Sinne der Feststellung „Das *ist* Bildung“. Ich würde zudem ergänzen, dass das, was innerhalb einer bestimmten theoretisch geleiteten Perspektive als Bildung betrachtet werden kann, aus einer anderen Perspektive immer auch anders gelesen werden kann. Deshalb bemühe ich mich darum, nicht mehr, aber auch nicht weniger als eine solche *bildungstheoretische Lesart* meiner empirischen Ergebnisse anzubieten oder auszuprobieren.

antwortung einigermaßen klar zu identifizieren sein müsste, was als *gewöhnlicher Gebrauch* dieser in den Identifizierungen genutzten Bezeichnungen zu gelten hätte. Methodologisch ergibt sich aus der bildungstheoretisch motivierten Frage nach Resignifizierungspraxen in biographischen Texten also die Schwierigkeit, die gezeigten Identifizierungen ins Verhältnis setzen zu müssen zu dem, was als deren gewöhnlicher Gebrauch gelten könnte. Eine solche Analyse müsste sich folglich zumindest experimentell mit diskursanalytischen Vorgehensweisen verbinden, die die diskursive Verarbeitung und Anwendung von einzelnen Begriffen oder Metaphern untersuchen und anzugeben vermögen. Im Unterschied zur Biographieforschung gehen diskursanalytische Perspektiven, die historische und/oder gegenwärtige „Diskursentwicklungen“ (Keller 2008: 262) oder „Diskursstränge“ (Jäger 1999: 160) zu analysieren suchen, gerade davon aus, dem heterogenen und partiellen Vorkommen verschiedener diskursspezifischer Elemente sei gerade keine einheitliche Sinnstruktur übergeordnet (vgl. Keller 2008: 275).⁶² So ist es diskurstheoretisch nicht nur denkbar, sondern gerade interessant, wenn zwei aufeinander verwiesene Begriffe (wie bspw. „Ossi“ und „Wessi“) sich innerhalb einer Diskursanalyse zu zwei unterschiedlichen Diskursen als zugehörig erweisen (vgl. Wedl 2006: 321ff.). Zudem lassen sich forschungstheoretisch verschiedene diskursanalytische Strömungen unterscheiden, wie kritische (vgl. Jäger 1999), wissenssoziologische (vgl. Keller 2008), linguistische (vgl. Jung 1997b 1997) oder machtanalytische Diskursanalysen (vgl. Pieper 2006). Der nachfolgende Versuch, Aussagen über Resignifizierungspraxen im Interviewtext treffen zu können, schließt maßgeblich an die beiden letzteren diskursanalytischen Strömungen an und bewegt sich damit am ehesten im Spektrum zwischen einer machtanalytisch informierten „begriffsorientierten Dis-

62 An dieser Stelle erweist sich Kellers Verständnis der Biographieforschung sicherlich als etwas einseitig, wenn er – unter Absehung der vielfältigen methodologischen Diskussionen zum Konstruktionscharakter von Biographien – implizit konstatiert, Biographien zeichneten sich durch eine einheitliche Sinnstruktur aus. Auch für „den Diskurs“ wird definitiv im Vollzug einer Diskursanalyse – sonst kann er als solcher schließlich nicht betrachtet werden – ein Sinnzusammenhang konstatiert. Der zentrale Unterschied scheint mir eher der zu sein, dass Biographien aufgrund ihres narrativen Formats und der formal relativ eindeutigen SprecherIn-Position, aus der sie konstruiert werden, eher die Erwartung von Geschlossenheit erzeugen und ihr in der Produktion auch stärker selbst unterliegen. Der entscheidende Unterschied zwischen Biographien und Diskursen als Formen der untersuchenswerten sprachlichen Äußerung könnte also neben ihrem unterschiedlichen Verallgemeinerungsgrad eher in der Beobachtung liegen, dass ein Diskurs nur auf der Basis einer Zäsur, der Herstellung und Definition eines Ausschnitts innerhalb eines dynamischen und weiterlaufenden Sprach(veränderungs)prozesses, betrachtet werden kann. Demgegenüber ist zumindest dem klassischen Format „Erzählung“ eigen, dass sie stärker selbst Anfang und Ende ihrer Geschichte produziert.

kursanalyse“ (Wedl 2006: 323), wie sie sich bei Juliette Wedl ausgearbeitet findet, und einer linguistischen „Metaphernanalyse“ (Böke 1997: 165), wie sie Karin Böke nutzt. Dieser doppelte Anschluss liegt insofern nahe, als die Identifizierung im Fall Bayram als „Ausländer“ stärker begriffsbezogen, die Identifizierung im Fall Josef als „Teil vom Kuchen“ eher metaphernbezogen diskursanalytisch eingeordnet werden müsste.

Die Identifizierung als „Teil vom Kuchen“ im Fall Josef Schmidt

Der Fall Josef, dem wir uns zunächst zuwenden wollen, erweist sich im Hinblick auf eine mögliche Praxis der Resignifizierung in der gezeigten Identifizierung als relativ diffizil. Nicht nur fehlt der Identifizierung als „Teil vom Kuchen“ außerhalb ihres Artikulationskontextes jeder Bezug auf natio-ethno-kulturelle Differenz, so dass es sich keineswegs als offensichtlich erweist, dass hier überhaupt von einer natio-ethno-kulturellen Identifizierung gesprochen werden kann. Für die Identifizierung als „Teil vom Kuchen“ ist es zudem auch schwieriger als für den Begriff „Ausländer“ so etwas wie ihren gewöhnlichen Gebrauch zu bestimmen. Bereits vorher hatte ich diese Formulierung als Metapher für eine Form der Zugehörigkeit interpretiert, die einer Zugehörigkeitslogik folgt und diese damit auch propagiert, die nicht notwendig von der (geschmacklichen) Homogenität eines Zusammenhanges, wie eines „Kuchens“, sondern von ihm als zusammengesetztem Gebilde ausgeht. Da diese Metapher aber nicht in dem Sinne als feststehend bezeichnet werden kann, dass sie als geflügeltes Wort Anwendung oder sich in literarischer Form mehrfach reproduziert findet, fällt es relativ schwer, die mögliche Norm-Überschreitung dieser Formulierung zu bestimmen. Hier soll der linguistisch-metaphernanalytische Zugang helfen.

Die Identifizierung als „Teil vom Kuchen“⁶³ rekurriert auf den Bereich der Nahrungsmittel, ein Rekurs, der im sog. „Einwanderungsdiskurs“ eher ungewöhnlich ist.⁶⁴ Offenbar handelt es sich bei der Identifizierung als „Teil vom Kuchen“ um eine *kreative Metapher*, also um eine „originäre Neuschöpfung“ (Böke 1997: 167), die sich von konventionellen Metaphern gerade dadurch unterscheidet, dass sie nicht als allgemein gebräuchlich oder verständlich angesehen werden kann. Ein

63 Im Unterkapitel Lesbare Identifizierung (375ff.) finden sich der Erzählkontext und die Identifizierung selbst sowohl im Originalwortlaut angegeben, als auch in ihrem Zusammenhang ausführlich interpretiert.

64 Karin Böke legt ihrer Metaphernanalyse zum Einwanderungsdiskurs einen Textkorpus zugrunde, der aus 400 thematisch relevanten Artikeln der Wochenzeitschrift DER SPIEGEL zwischen den Jahren 1947 – 1988 besteht (vgl. Böke 1997: 165, 168). Hier findet sich lediglich ein Rekurs auf eine feststehende Metapher aus dem Bereich der Nahrungsmittel, wenn es in Bezug auf Asylsuchende heißt, es müsse die „Spreu vom Weizen“ getrennt werden (vgl. Böke 1997: 172).

„Teil vom Kuchen“ scheint schließlich etwas anderes zu sein, als sich die sprichwörtliche „Scheibe vom Kuchen abzuschneiden“ – eine Metapher, für die es nach meiner Recherche auch im Russischen eine Entsprechung gibt, im Unterschied zum „Teil vom Kuchen“, die weder im Deutschen noch im Russischen genutzt wird.⁶⁵ Gleichwohl ist diese Neuschöpfung keine alleinige Schöpfung des Erzählenden, sondern eher eine direkte Co-Produktion in der Interviewsituation. So ist es die Interviewerin, die die vorausgehende Aussage „also ich fühl mich wie gesagt nicht deutsch, sondern eher in diesem Kuchen“ (J 1848f.) mit der Formulierung „[e]in Teil vom Kuchen“ (J 1849) kommentiert, die nachfolgend vom Erzählenden noch einmal ratifiziert und bestätigt wird: „Ein Teil vom Kuchen. Joa. (*lacht*)“ (J 1850). Gerade dieser Status der Metapher als Co-Produktion bzw. Konstruktion legt aber grundsätzlich eher nahe, dass das eröffnete Bild vom „Kuchen“ vielleicht nicht vorliegend, aber doch anschlussfähig an bereits bestehende Metaphern, Bilder, etc. ist.

Betrachtet man daraufhin den Fokus der Metapher „Kuchen“ und ihren Rahmen, nämlich die Argumentation, Deutschland sei als ein Kuchen mit verschiedenen Sorten anzusehen, bei dem jedes Viertel oder Achtel eine andere Farbe und einen anderen Geschmack habe (vgl. J 1846f.), so zeigt diese kreative Metapher eine gewisse Nähe zu Elementen des sog. Multikulturalismus-Diskurses: Darauf verweist nicht nur der einleitende Hinweis auf „viele Kulturen“ (J 1844), die sich in Deutschland fänden, sondern die geschmacklich und farblich konstatierte „Vielfalt“, die „aber trotzdem ... noch Eins“ (J 1847) sei. Im Diskurs des Multikulturalismus – auch wenn dieser sicherlich ebenfalls nicht als kohärenter Diskurs betrachtet werden kann – dominieren die Topoi des harmonischen oder friedlichen Zusammenlebens unterschiedlicher Kulturen, der Erhalt von kultureller Vielfalt und Besonderheit wird propagiert und das Klima dieses Zusammenlebens wird als tolerant und bereichernd aufgefasst (vgl. Yildiz 2009: 137ff., vgl. auch Radtke 1998).⁶⁶ Insbesondere in der, ebenfalls dem Diskurs des Multikulturalismus zurechenbaren, Nahrungsmittelmetapher vom „salad bowl“, die die us-amerikanische nationale Selbstbeschreibung bzw. die lange favorisierte Integrationsstrategie des „melting

65 Ich danke meiner Kollegin Inga Schwarz für ihre Unterstützung hinsichtlich der Frage, ob sich eine russischsprachige Metapher als Äquivalent zum „Teil vom Kuchen“ finden lasse.

66 Neben dem Topos der Bereicherung zählt Safiye Yildiz (2009) aber auch den Topos der „Bedrohung der ethnisch völkischen Einheit“ des Nationalstaates durch die kulturelle Vielfalt ebenfalls zum Multikulturalismus-Diskurs. Insbesondere weil auch sie sich in ihrer Auseinandersetzung auf den ersten Topos konzentriert, leuchtet mir diese Zuordnung nicht recht ein – auch wenn es eine Gemeinsamkeit in der Grundannahme gebe, „dass Kulturen homogene soziale Gebilde sind“ (Yildiz 2009: 137).

pot“⁶⁷ zunehmend abgelöst hat, findet sich ein starke Nähe zu der gezeigten Nahrungsmittelmetapher vom Kuchen. Die Metapher vom „salad bowl“ steht ebenso wie die Kuchenmetapher im Fall Josef für eine Vorstellung von kulturell diversifiziertem Zusammenleben, bei dem unterschiedliche Kulturen in ihren besonderen Qualitäten erhalten und sichtbar bleiben, aber ihre Zusammenstellung eine einzige Speise aus den unterschiedlichen Zutaten kreiert.⁶⁸ Insofern ist es nahe liegend zu sagen, dass die kreative Metapher vom „Teil vom Kuchen“ auf Elemente des Multikulturalismus-Diskurses anspielt, diese aufnimmt und wendet: Ähnlich wie im Multikulturalismus-Diskurs wird mit dem „Kuchen“ ein positives Bild des damit charakterisierten kulturellen Zusammen- bzw. Nebeneinanderlebens entworfen, auch spielt das Bild des „Kuchen[s] mit verschiedenen Sorten“ (J 1845f.) auf die Vorstellung eines Zusammenhangs an, der unterschiedliches umfasst, dieses aber in seiner Unterschiedlichkeit erkennbar werden lässt. Die Metapher vom „Kuchen“ fragt damit direkt die Vorstellung eines (natio-ethno-kulturell) homogenen und einheitlichen Bildes von Deutschland an und stellt ihr einen Entwurf entgegen, in dem es möglich ist, ein Teil des Ganzen, das Deutschland (als „Kuchen“) ist, zu sein, ohne dass dieses Ganze als geschmacklich oder farblich vereinheitlicht erscheint.

Trotzdem lässt sich durchaus fragen, was an der Nahrungsmittelmetapher „Teil vom Kuchen“ über dieses bereits in der Nahrungsmittelmetapher „salad bowl“ angelegte Verständnis eines harmonischen Multikulturalismus hinausgeht. Der Metaphernbereich, den die Formulierung „Teil vom Kuchen“ eröffnet, kann so gefasst werden, dass Zugehörigkeit hier als Süßigkeit entworfen wird. Der „Kuchen“ erscheint dabei deutlich begehrenswerter konnotiert, als bspw. der „Salat“, insbesondere wenn man die an anderer Stelle verdeutlichte Affinität und Begeisterung des Erzählenden für die „[s]uper riesen Auswahl in Deutschland“ (J 418) von Süßigkeiten im Speziellen und Lebensmitteln im Allgemeinen mit berücksichtigt. Auf der Herkunftsseite spielt die Metapher „Teil vom Kuchen“ auf den Vorgang des Backens an, schließlich wird etwas erst dadurch zum Kuchen, dass ein Teig angefertigt und nachfolgend zum Kuchen gebacken wird. Auf der Zielseite spielt die Metapher „Teil vom Kuchen“ hingegen darauf an, dass etwas Teil von etwas Größerem

67 So wird in einem us-amerikanischen Blog von Danny Sullivan die Metapher vom „melting pot“, die auf das Vermischen und Verschmelzen von Kulturen und Werten zu einer gemeinsamen, integrierten nationalen Kultur anspielt, als „outdated metaphor for what americans were supposed to be“ (Sullivan 2006) beschrieben.

68 Problematisiert wird an dieser Vorstellung nicht nur das statische und essenzialisierende Kulturverständnis (vgl. Yildiz 2009: 137), sondern auch das schlichte „Nebeneinander“ des Unterschiedlichen, das die im Multikulturalismus dominante Vorstellung eines „Zusammenlebens“ faktisch selbst konterkariert (vgl. Nassehi 1999: 209).

ist, in dem es aufgehen kann.⁶⁹ Der Metaphernbereich Zugehörigkeit als (begehrenswerte) Süßigkeit wird damit also konkretisiert in einem Metaphernkonzept, welches Zugehörigkeit als Aufgehen in etwas Größerem entwirft. Korrespondierend dazu findet sich im Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten das Sprichwort „*Das ist e i n Kuchen*, auch: *Das ist ein Kuchen von demselben Teig*“ (Röhrich 2001: 897), dessen Bedeutung gerade darin kulminiert, dass es keinen Unterschied gebe und alles zusammen gehöre (vgl. ebd.). Die Strukturfolie dieses Metaphernkonzeptes ließe sich folglich beschreiben als Abfolge von hinzufügen – vermengen – aufgehen – gelingen. Anders als im „salad bowl“, wo die einzelnen Zutaten als solche noch sichtbar bleiben, impliziert das Bild des Kuchens folglich stärker die Aspekte von Vermengung und Vermischung einzelner Zutaten, ohne dass dabei im Endresultat „Kuchen“ alle Unterschiede verwischt wären: Die Diversität äußert sich schließlich in den *unterschiedlichen Sorten* des Kuchens, in seiner geschmacklichen und farblichen Vielfalt – wie der Erzähler deutlich macht. Ebenfalls im Unterschied zur „salad bowl“ zeigt sich die Metapher „Teil vom Kuchen“ damit stärker von einem doppelten Begehren unterlegt: Zugehörigkeit als Süßigkeit zu entwerfen, konzipiert diese Zugehörigkeit nicht nur selbst als begehrenswert, sondern sie legt auch nahe, die Hauptfigur Josef*, die in dieser Metapher ja als ein „Teil vom Kuchen“ präsentiert wird, gleichfalls als begehrenswert zu verstehen. Nicht nur ist es offenbar erstrebens- oder begehrenswert Teil vom Kuchen zu sein, sondern als Teil vom Kuchen erscheint man möglicher Weise auch für andere wiederum begehrenswert. Die Nahrungsmittelmetapher für Zugehörigkeit als „Teil vom Kuchen“ geht im Hinblick auf ihre (doppelte) Begehrendimension, den stärkeren Vermengungsaspekt und den Aspekt des Aufgehens in etwas Größerem folglich über die im Multikulturalismus-Diskurs anzutreffende Vorstellung des „salad bowl“ hinaus. Zudem spielt sie – wenn auch implizit – auf die Frage nach Verteilungsgerechtigkeit zumindest an, weil ein „Teil vom Kuchen“-Sein eben auch nicht gänzlich ohne Anspielung darauf zu lesen ist, sich seinerseits einen Teil des Kuchens zu sichern, sich also seinen sprichwörtlichen Teil vom Kuchen abzuschneiden.

Insgesamt kann die Identifizierung als „Teil vom Kuchen“ gemäß der Analyse als grundsätzlich positiv konnotiert charakterisiert werden, zunächst weil sie – wie im Multikulturalismus-Diskurs üblich – (natio-ethno-kulturelle) Vielfalt als *Bereicherung* entwirft, aber vor allem, weil Zugehörigkeit als Süßigkeit auch Begehrlichkeiten weckt. Gleichwohl ist die Identifizierung „Teil vom Kuchen“ als Metapher auch sperrig. Vielleicht ist es genau jene Sperrigkeit, die dieser Metapher als Neuschöpfung eigen ist, welche darauf hindeutet, dass hier etwas resignifiziert wurde: Es gibt keine Sicherheit darüber, wie diese Identifizierung nun ‚richtig‘ verstanden werden soll – auch wenn die vorgelegte Metaphernanalyse hilft, sich einem

69 Als besonders spitzfindig erweist sich dabei, dass dieses Größere, also der Kuchen, selbst aufgehen muss, sofern der Backvorgang als gelungen gelten soll.

Verständnis dieser Formulierung anzunähern. Aber ist die Identifizierung als „Teil vom Kuchen“ allein deswegen mit einer Resignifizierung gleichzusetzen, weil ihr – wie für Metaphern üblich – nicht nur eine einzige und eindeutige Bedeutung zugeordnet werden kann? Vielmehr wäre es – gemäß der bisherigen Überlegungen – nahe liegend, sie als Resignifizierung insofern zu verstehen, als sie in den Multikulturalismus-Diskurs unter dem Aspekt der Bereicherung eine neue Figur einführt: die des Kuchens, die in gewisser Weise als Markierung einer dritten, mittleren Position zwischen „melting pot“ (vollständige Vermischung, Vereinheitlichung) und „salad bowl“ (Nebeneinander des Verschiedenen) gelesen werden kann. Wenn wir diese metaphorische Neuschöpfung folglich als Praxis der Resignifizierung verstehen wollen, dann am ehesten im Sinne einer Kontextverschiebung, weil sie Zugehörigkeit in einer eher ungewöhnlichen Nahrungsmittel-Metaphorik zu fassen sucht und damit gleichzeitig bestehende Bilder für das Aufgehen der multikulturellen Teilmengen in einem umfassenderen Zusammenhang um eine Zwischenposition erweitert.

Die Identifizierung als „Ausländer“ im Fall Bayram Özdal

Wenn wir uns nun dem Fall Bayram und der darin dominanten Identifizierung als „Ausländer“ zuwenden, dann erscheint diese im Verhältnis zur Identifizierung als „Teil vom Kuchen“ deutlich eingängiger und unmittelbar verständlich. So zeigen insbesondere diskurshistorische Untersuchungen die zunehmende Gebräuchlichkeit, Verwendungshäufigkeit und Ausweitung des Begriffes „Ausländer“ auf (vgl. Jung et al. 2000: 73ff.):

„Erst in den späten [19]70er Jahren scheint sich die Kategorie ‚Ausländer‘ als übergreifendes klassifikatorisches Merkmal fest etabliert zu haben und fasst dann recht unterschiedliche Gruppen wie die seit längerem ansässigen *Gastarbeiter* und die neueren *Asylanten* zusammen (vgl. 10.08.77, 15.07.80). Bezeichnenderweise sind mit *Ausländer* im Alltagsdiskurs häufig nicht wirklich alle bzw. nur die gemeint, die im juristischen Sinne keine deutschen Staatsbürger sind: In Fügungen wie *Ausländerproblem* geht es einerseits nicht um ‚westliche‘ Ausländer wie etwa die *EU-Ausländer*, die sogar das kommunale Wahlrecht erhalten (vgl. 14.01.95). Andererseits können formal gesehen deutsche Staatsangehörige wie die Aussiedler oder Russlanddeutschen durchaus mit *Ausländer* gemeint sein, soweit sie aufgrund von Aussehen, Sprache, Namen und sozialer Deklassifizierung ausgrenzbar sind (30.03.00). Das Wort *Ausländer* steht für unterschiedliche – juristische, soziale und ethnische Klassifikationen, wobei offen bleibt, wie die Grenzen jeweils zu ziehen sind.“ (Jung et al. 2000: 75, Hervorheb. i. O.)

Gemäß der lexikographischen Untersuchungen von Jung (1997) fügt sich dieser relativ unkonturierte Begriff „Ausländer“ unmittelbar in die zwei Grundzüge des bundesrepublikanischen Migrationsdiskurses nach 1945 ein: Dieser zeichne sich einerseits durch einen Hang zur „Administrierung“, andererseits zur „Negativie-

„rung“ des gesamten Wortschatzes dieses Diskurses aus (vgl. Jung 1997b: 211). Der Ausländer-Begriff wird dabei von Jung als „traditionelle Kategorisierung“ gekennzeichnet; als eine Personen- bzw. Gruppenbezeichnung, die eine Wir-Sie-Dichotomie aufbaut und nahe legt (vgl. a.a.O.: 204, auch Jung et al. 2000: 73). Als Begriff, der eine Wir-Sie-Dichotomie zum Ausdruck bringt, findet er sich dann auch in einzelnen Teildiskursen unterschiedlich alimentiert: Als juristischer Begriff steht er in der bundesdeutschen Gesetzgebung, als wissenschaftlicher Begriff findet er in Migrationsforschungszusammenhängen Anwendung, aber auch als alltagssprachlicher und medial geprägter Begriff erfährt er unterschiedliche Nutzungen und wird mit Bedeutungen und Konnotationen unterlegt, denen es – immer eingedenk der Schwierigkeit, diese Nutzungen sauber voneinander abzugrenzen – kurz nachzugehen gilt.

Als juristischer Begriff bezeichnet der Begriff „Ausländer“ formal „eine nicht im Besitz der inländischen Staatsangehörigkeit befindliche Person“ (Schelper 2009). In der Bundesrepublik Deutschland, die Staatsangehörigkeit vordringlich gemäß dem *ius sanguinis* definiert, erhält den Status „Ausländer“, wer keine „deutsche Volkszugehörigkeit“ (ebd.) qua Blutsverwandtschaft mit deutschen Staatsangehörigen oder ihren Nachkommen vor- bzw. nachweisen kann.⁷⁰ Damit ist bereits im juristisch-formal definierten Status einer Person als „Ausländer“ ein Rekurs auf und eine Ausgrenzung aus der völkisch definierten Zugehörigkeit zum Nationalstaat impliziert, die weitere Negativ-Konnotationen des Ausländer-Begriffes begünstigt. Insbesondere in der alltagssprachlichen und medialen Verwendung des Begriffes wird der juristische Ausgrenzungsbegriff dabei auch zum Abwertungsbegriff: Nicht nur zeigen Butterwegges kritische Medienanalysen, dass „Migrant/innen und Allochthone ... in deutschen Medien vorwiegend als Ausländer/innen bezeichnet“ werden (Butterwegge 2006: 188). Auch wird in diesen Analysen die dominante inhaltliche oder direkte Verkopplung des Begriffes „Ausländer“ mit dem gesellschaftlich Problematischen deutlich: So arbeiten Metaphernanalysen zum „Einwanderungsdiskurs“ als besonders häufig verwendete Metaphoriken solche heraus, die sich auf die Themenfelder Wasser und Militär beziehen – wie „Zustrom“, „Welle“, „Schwemme“, „Flut“ oder „Invasion“, „Ansturm“, „einfallen“ (vgl. Böke 1997: 175ff.).⁷¹ Damit zeigt sich in der Diskursanalyse von

70 Im Zuge der veränderten Staatsangehörigkeitsgesetzgebung besteht seit dem 01.01.2000 auch für Kinder von (formalen) „Ausländern“, sofern sie in Deutschland geboren wurden, die Möglichkeit, die deutsche Staatsangehörigkeit anzunehmen.

71 Vernachlässigt wird in dieser Darstellung allerdings der dritte dominante Themenkomplex des metaphorischen Bezugs auf „Ausländer“ als „Ware“, auf den Böke auch hinweist (vgl. ausführlich Böke 1997: 188ff.) – wie z.B. wenn von *Gastarbeitern* als „abzusetzender Fracht“ (a.a.O.: 189) oder als „Arbeitskräfte-Import“ (a.a.O.: 188) gesprochen wird. Dieser Aspekt schien mir für meinen Argumentationszusammenhang allerdings

ausgewählten Medientexten, inwieweit dem semantischen Feld „Ausländer“ maßgeblich Konnotationen des *Naturkatastrophenhaften und Bedrohlichen* beigegeben werden.

Mark Terkessidis ergänzt diesen Befund für den medialen Migrationsdiskurs nach dem 11. September 2001 am Beispiel der Wochenzeitschrift DER SPIEGEL noch, wenn er das dort inszenierte „hegemoniale Angstphantasma über ‚Ausländer‘“ (Weiß et al. 2001a: 244) mit Hilfe der Schlagworte „Fanatismus, Fundamentalismus, Kriminalität, Gewalt“ (ebd.) charakterisiert. Auch Erol Yildiz verweist auf eine ebenso verbreitete, aber vergleichsweise harmlose mediale Konstruktion von „Ausländern“, als im Ghetto lebenden, nicht-integrationswilligen Menschen, die ihre Muttersprache nicht aufgeben wollten und ihre Frauen aus der ‚Heimat‘ holten (vgl. Yildiz 2006: 42). Nicht nur zeigt sich der Ausländer-Begriff hier als massiv *klischeehaft* belegt, sondern vor allem als auf *negativ* besetzte Zusammenhänge bezogen. So gibt Christoph Butterwege gerade zu bedenken, dass sich insbesondere in der Boulevard-Presse der Begriff „Ausländer“ unmittelbar mit dem des „Ausländerproblems“ (Butterwege 2006: 188) verbunden zeige, welcher wiederum vorzugsweise mit dem Topos der „drohenden Überfremdung“ (ebd.) und dem der „Gefährdung der inneren Sicherheit“ (ebd.) in Verbindung gebracht werde. Diese Tendenz zur starken Negativierung, hier vornehmlich als negativ-bedrohlich, findet ihren Widerhall auch in der wissenschaftlichen Forschung, wenn auch dort eher als negativ-defizitärer Befund zu „Ausländern“. Innerhalb der sog. „Ausländerforschung“, die sich ab den 1970er Jahren vorwiegend an kommunalen Interessen der „Integration“, verstanden als „Eingliederung“ und „Anpassung“ der „Ausländer“, ausrichtete (vgl. Deutsches Jugendinstitut 1988), trete „das Konstrukt des ‚Ausländers‘ ... fast nur als *Betreuungsobjekt* in Erscheinung und wird als eine soziale (und nicht als juristische) Kategorie verwendet“ (Yildiz 2006: 41, Hervorh. NR). Im medialen aber auch im wissenschaftlichen Bereich finden sich somit dominante Negativ-(Be-)Setzungen des Ausländer-Begriffes, die sich auch in Alltagsdiskurse hinein fortsetzen.

Im Rahmen (kritischer) Migrationsforschung wird allerdings nicht nur sichtbar, dass die Einstufung einer Person als „Ausländer“ im deutschen Alltagsdiskurs als kulturalisierende Stigmatisierung wirksam wird (vgl. Mannitz 2006: 193). Insbesondere Sabine Mannitz arbeitet in ihrer Langzeitstudie zu Sozialisations- und speziell Identifikationsprozessen von Heranwachsenden aus Immigrantenfamilien in Berlin auch heraus, inwieweit eine Selbst-Identifikation der befragten Jugendlichen als „Ausländer“ über ein bloßes Stigma-Management hinausgeht (vgl. a.a.O.: 177). Sie gibt zu bedenken, dass die Identifikation der Jugendlichen mit dem „ausgrenzenden Attribut des dominanten Diskurses“ (ebd.) ihnen gerade dreierlei ermögli-

weniger relevant, auch wenn er durchaus das Abqualifizierungs-Potential der Rede vom „Ausländer“ unterstreicht.

che: Eine Abgrenzung gegenüber den Eltern ebenso wie die Gemeinsamkeit von Diskriminierungserfahrungen zu markieren als auch dem eigenen ‚Anderssein‘ in Abgrenzung gegenüber dem „Deutschen“ einen angemessenen Ausdruck zu verleihen. Sich als „AusländerIn“ zu verstehen, bedeute für die Jugendlichen einen Ort für sich zu reklamieren, der sie als ‚dazugehörige Andere‘ ausweise (vgl. Mannitz 2006: 307).⁷² Als jugendliche Selbstbeschreibung konnte der Begriff „Ausländer“ innerhalb dieser Migrationsforschungsarbeit also durchaus seiner negativen alltagsdiskursiven Konnotationen entkleidet werden, auch wenn diese Selbstbeschreibung – wie Mannitz zeigt – auf die negative „gängige Allokation als kulturell Fremde“ (Mannitz 2006: 177) zurückverwiesen bleibt.

Auch in der Fallstudie Bayram Özdal findet sich die Polyvalenz des Ausländer-Begriffes, aber auch die dominante Negativ-Belegung von „Ausländer“ durchaus wieder. So bewegt sich die Verwendung des Begriffes im Wesentlichen in dem bereits diskursanalytisch umrissenen Spektrum zwischen vermeintlich neutraler formaler Beschreibung, abwertend aufgeladener Stigmatisierung/ Stereotypisierung und ‚einzig-andersartiger‘ Selbstbeschreibung. Wie bereits in der anrufungstheoretischen Analyse in diesem Fall deutlich wurde, findet sich eine starke Negativ-Konnotation des Begriffes „Ausländer“ insbesondere in den Anrufungen, die sich des Begriffes oder der ihm verwandten Co-Begriffe (z.B. „ihr“ B 152) bedienen. Hier trägt der Begriff fast immer deutlich abwertende Züge bzw. wird direkt im Sinne einer abwertenden Bezeichnung gebraucht (wie z.B. in der Anrufung „Kannst Du nicht lesen? Ach, du bist ja ‘n Ausländer“ B 246f.). Auch gibt es innerhalb des Falles wiederholt deutliche Hinweise auf die Problematik des alltagsdiskursives Verständnis von „Ausländern“, das die von Yildiz und Butterwege analysierten Figuren aufruft: Ein „Ausländer“ werde – so das kritische Statement des Erzählenden – vor allem mit Kriminalität, Ghetto, Sprachproblemen im Deutschen und fehlender Bildung assoziiert (vgl. B 482ff.). Aber nur ein gewisser Teil der Nutzung des Ausländer-Begriffes im Interviewtext weist diese eindeutig negative Konnotation auf, während die Mehrzahl der insgesamt 74 Rekurse auf „Ausländer“ den Begriff eher als vermeintlich neutrale Beschreibungskategorie nutzen. „Ausländer“ werden gegenüber „Deutschen“ abgegrenzt bzw. ihnen gegenüber gestellt, wobei die Kategorie wohl weniger im juristischen als vielmehr im sozialen Sinne zu verstehen ist (vgl. Yildiz 2006). Als quasi neutrale Beschreibungskategorie scheint „Ausländer“

72 Allerdings verdeutlicht die Untersuchung dank ihrer Anlage als Längsschnittstudie auch die zunehmende Abkehr der Jugendlichen von dieser Kollektivkategorie, die nach der Schulzeit stärker von Identifikationen mit der jeweiligen Herkunftsnationalität bzw. dem Hinweis auf formale deutsche Staatsangehörigkeit bei kultureller ‚Andersheit‘ verdrängt wurde (vgl. Mannitz 2006: 284). Sabine Mannitz führt diese Entwicklung auf außerschulische Erfahrungen der SchulabgängerInnen zurück, die ihnen die „diskriminierenden Bedeutungen von Ausländer-Status und -Terminologie“ (ebd.) verdeutlicht hätten.

vor allem den Sammelbegriff für in Deutschland lebende Menschen ohne selbstverständliche Zugehörigkeit als „Deutsche“ darzustellen, für solche Menschen, die auch noch anderen Kontexten außer dem deutschen imaginär und/oder materiell verbunden sein können (vgl. B 190). Unklar ist allerdings, ob darin auch auf die implizite Hierarchie zwischen „sichtbaren“ und „unsichtbaren“, zwischen privilegierten und weniger privilegierten „Ausländern“ (vgl. bspw. Ruokonen-Engler 2006: 211) angespielt wird und der Sammelbegriff gerade solche umfasst, die zu letzteren zählen – nicht allein aber doch auch im Sinne des Brubakerschen Zitats von „Dein Personalausweis ist deine Fresse“ (vgl. Brubaker 1994: 253). Allerdings wird die Verwendung der Kategorisierung „Ausländer“ letztlich, insbesondere wo sie sich direkt auf die Hauptfigur Bayram* bezogen findet, auch dazu genutzt, dem Wissen Ausdruck zu verleihen, dass andere „dich in eine Kategorie rein gesteckt [haben]“ (B 335f.), die jeder (erkennbare) „Ausländer“ – ob er oder sie es will oder nicht – immer (mit-)repräsentiert. Die vermeintlich neutral-formale Beschreibungsformel „Ausländer“, die vor allem eingesetzt wird, um die damit Bezeichneten gegenüber „Deutschen“ abzugrenzen, verweist damit implizit auch auf den Vorgang der – meist abwertend konnotierten – Anrufung als „Ausländer“ zurück, der einigen Menschen diese Negativ-Kategorie nahe legt.

Davon hebt sich nun die innerhalb des Falles dominante Identifizierung als „Ausländer“ wiederum dahingehend ab, dass sie gleichsam ungeachtet der negativen Konnotationen – aber eben auch nicht jenseits von ihnen – trotzig und selbstbewusst die Kategorie „Ausländer“ zur Selbstbeschreibung nutzt.⁷³ Wenn es in Bezug auf die Hauptfigur Bayram heißt, er sei „ein Ausländer und bleib[e] ein Ausländer und das war’s und dann akzeptieren sie mich so oder gar nicht“ (B 371), wird diese Identifizierung geradezu zum Ultimatum zugespitzt: entweder akzeptierten „sie“ Bayram* als „Ausländer“ oder „sie“ akzeptierten ihn eben nicht als das, als was er verstanden werden will, als „Ausländer“. Damit wird die Option Bayram jenseits einer Identifizierung als „Ausländer“ (angemessen) verstehen oder anerkennen zu können, gerade ausgeschlossen. Ähnlich wie in den Analysen von Sabine Mannitz (2006) scheint auch im Fall Bayram Özdal* diese ultimative Identifizierung als „Ausländer“ in Abgrenzung von Anderen („sie“) die Einschreibung in einen solidarischen Kollektivzusammenhang („wir“) zu markieren, der Menschen versammelt, deren Zugehörigkeit als „Deutsche“ nicht selbstverständlich ist, obwohl sie sich selbst als (auch) diesem Kontext zugehörig erleben bzw. „eigentlich Deutsche“ (Keim 2003: 119) sind (vgl. B 407). Ähnlich wie auch Mannitz es herausarbeitet, ermöglicht das Sprechen als „Ausländer“ es der Hauptfigur Bayram

73 Diese Nutzung des Ausländer-Begriffes vermindert durch ihre klare, eindeutige Positionierung auch jede Verstrickung in einen, von Santina Battaglia herausgearbeiteten, Double-Bind, dem migrationsandere Jugendliche oft durch den doppelten, unerfüllbaren, Imperativ: „Sei deutsch“ und „Sei anders“ ausgesetzt sind (vgl. Battaglia 2007)

gerade am eigenen Beispiel geteilte Diskriminierungserfahrungen des Kollektivs „Ausländer“ zu markieren und zur Geltung zu bringen. Gleichzeitig werden im Fall Bayram aber sog. „gemischt[e]“ (B 187) Gruppen wie am Gymnasium oder in der linken Polit-Gruppe (vgl. B 185ff.) als solche hervorgehoben, in denen die Hauptfigur Bayram sich explizit wohl fühlen konnte. Anders als bei den von Mannitz untersuchten Jugendlichen wird die Identifizierung als „Ausländer“ damit für Bayram nicht zum Ausgangspunkt für eine adoleszente Cliquen-Bildung, die sich der Berufung auf eine „gemeinsame ‚Ausländer‘-Gruppenidentität“ (Mannitz 2006: 183) verdankt und aus ihr Stabilität gewinnt. Im Fall Bayram wird die Identifizierung eher als ein Art notwendige Positionsbestimmung entworfen, die zwar die Abgrenzung gegenüber dem definitionsstarken „sie“ unterstreicht, aber einem Bündnis in „gemischten“ Gruppen keineswegs grundsätzlich widerspricht. Vielmehr wird mit der offensiv eingeforderten Identifizierung als „Ausländer“ eher nahe gelegt, diese Identifizierung müsse grundsätzlich akzeptiert sein, damit sie in konkreten Zugehörigkeits- oder Wohl-Fühl-Zusammenhängen dann vergessen und von wichtigeren, verbindenden Aspekten überlagert werden kann.

Damit zeigt sich die Verwendung der „Ausländer“-Identifizierung in diesem Fall aber als paradoxal: Sie verweist einerseits auf einen Repräsentations-Status des Ausgeschlossen- und Abgewertet-Seins, der es aber gerade ermöglicht, geteilte Diskriminierungserfahrungen von „Ausländern“ zur Geltung zu bringen. Andererseits fungiert die Identifizierung als „Ausländer“ vor allem als selbstbewusst-trotzige *sine-qua-non*-Positionsbestimmung, die, obwohl sie Abgrenzung suggeriert, Zugang und Solidarität erst ermöglicht. Fragt man sich also, inwieweit die Identifizierung der Hauptfigur Bayram als „Ausländer“ sich als Praxis einer Grenzverschiebung der mit dem Begriff „Ausländer“ verbundenen Normen lesen lassen kann, finden sich sowohl Züge des Affirmativen wie des Subversiven in diesem Umgang. Die Identifizierung Bayrams als „Ausländer“ entgeht nicht vollständig den negativ-abwertenden Implikationen des Begriffes, die sich im medialen, wissenschaftlichen und Alltagssprachlichen Diskurs eingelagert finden. Gleichzeitig verweist diese Identifizierung – vor allem aufgrund ihrer selbstbewusst-trotzigen Artikulation – aber auf eine Umwertung und Erweiterung des dominanten Verständnisses von „Ausländern“: War der Begriff „Ausländer“ in den Anrufungen in einem Spektrum von herabsetzend bis vermeintlich neutral konnotiert, so wird er als Identifizierung gerade positiv gewendet, wenn er als *sine qua non* Positionsbestimmung und als Ressource zur Anklage von Diskriminierungen von „Ausländern“ zu verstehen gegeben wird. Wenn die Hauptfigur Bayram also offensiv und anklagend als „Ausländer“ spricht, dann widerspricht diese Praxis mindestens den herabsetzenden Konnotationen des Begriffes insofern, als sie ihr eine Praxis der positiv konnotierten Begriffsnutzung entgegenhält, die die Praxis der Herabsetzung selbst gerade als illegitim brandmarkt. Aber ist eine solche Praxis jetzt als resignifizierender Gebrauch des Begriffes „Ausländer“ zu lesen? Wenn, dann am ehesten im Sin-

ne einer Umdeutung des ‚Ausländer-Begriffes‘, wie sie Butler auch im Hinblick auf andere Schimpfworte, wie „nigger“, zitiert (vgl. Butler 2006: 160).

Mit Blick auf die zwei zur Geltung gebrachten Identifizierungen lässt sich also festhalten, dass selbst dort, wo normative Einschärfungen des ‚Anders-Seins‘ immer wieder aktualisiert werden und mit Diskriminierungserfahrungen verbunden sind, durchaus noch Handlungsspielräume für eine resignifizierende Positionierungspraxis bleiben, wie sie bspw. auch Maria do Mar Castro Varela in ‚Selbsterfindungen‘ von Migrationsanderen ausweist, die auf die alltägliche Zumutung von Fremdheitszuschreibungen antworten (vgl. Castro Varela 2007). Die bildungstheoretische Relektüre der Ergebnisse, die sich explizit mit den Identifizierungen, implizit auch mit den Anrufungen und dem herausgearbeiteten Umgang mit dem Makel der Differenz befasst, weist zudem darauf hin, dass die betrachteten Phänomene durchaus interessant für eine bildungstheoretische Diskussion sind: Sie enthalten Anregungen zur weiteren Ausgestaltung eines diskurstheoretisch gefassten Bildungsverständnisses wie es bei Hans-Christoph Koller (1999) und Jenny Lüders (2007) entwickelt wurde und bieten ebenso weitere Impulse beispielsweise für Norbert Ricken und Sabine Rehs Beschäftigung mit der Frage nach der Reproduktion und Herstellung von Differenzen durch Adressierungsprozesse in Schulen (vgl. Ricken/Reh 2012).

Abschließende Frage

Insbesondere im Hinblick auf den Fall Bayram aber auch bezogen auf den Fall Josef muss man sich allerdings fragen, inwieweit nicht auch eine gewisse Vorsicht gegenüber solchem bildungstheoretischen Optimismus zu bewahren ist, weil kontextverschiebende oder umdeutende Identifizierungen durchaus auch problematische Reproduktionen jener dominanten Ordnung der Differenz darstellen, die sie verschieben wollen: So merkt bereits Sabine Mannitz hinsichtlich der Identifizierung als „Ausländer“ in ihrer Untersuchung an, diese fordere „den hegemonialen Diskurs und seine Bewertungsschemata in keiner Weise heraus, ... denn die Redefinitionen der Kategorie bleiben begrifflich unsichtbar“ (Mannitz 2006: 191). So könnte man in Bezug auf die Identifizierung als „Ausländer“ durchaus auch kritisieren, dass sie sich im Unterschied zu Positionsbestimmungen wie „schwarze Deutsche“ (Oguntoye/Lorde 1992: 10) oder „wir, Kanaken“ (Kanak Attak 2010) vergleichsweise affirmativ gegenüber einer Ordnung zeigt, in der die Unterscheidung zwischen „Ausländern“ und „Deutschen“ bereits hochgradig hierarchisiert und bewertet ist. Dieses vor allem, weil sie in der binären Logik verbleibt und allein durch eine Umkehrung der Bewertung dieser Bezeichnungspraxis selbst wenig hinterfragt wird (vgl. auch Hall 2004c: 160f.). Auch der Entwurf einer gleichsam alternativen Zugehörigkeitslogik in der Identifizierung „Teil vom Kuchen“ kann aber insofern als affirmativ verstanden werden, als die Identifizierung sich am bestehenden Ideal einer multikulturellen Gesellschaft orientiert, dessen phantasmatischer Charakter

nicht weiter hinterfragt wird. Ist also mehr Klarheit hinsichtlich des Grades oder der Reichweite der Resignifizierungen zu gewinnen, wenn wir abschließend noch die zweite Frage danach in die Diskussion mit einbeziehen, inwieweit die gezeigten Praxen Machteffekte oder Zwangsmechanismen entlarven und ggf. den subjektivierenden Zugriff solcher Mechanismen auf Subjekte abzuschwächen gereichen?

Auf den ersten Blick erweist sich die genutzte Metapher „Teil vom Kuchen“ im Fall Josef als deutlich innovativer und irritierender als die Nutzung des Ausländer-Begriffs im Fall Bayram, aber verweist diese Irritation auf Zwangsmechanismen oder Machteffekte zurück? Vielleicht in der Hinsicht, als sie in doppelter Weise stört: Zum einen fügt die Metapher sich gerade nicht in eine zweiwertige Zugehörigkeitslogik ein, in der es „die Deutschen“ und „die Anderen“ gibt, zum anderen hinterfragt sie damit auch die implizite Homogenitätsvoraussetzung, die „die Deutschen“ aber auch „die Anderen“ setzt. Diese Homogenitätsvoraussetzung national-staatlicher Staatsbürger-Entwürfe könnte durchaus als ein Zwangsmechanismus gelesen werden, weil sie imaginäre Bezüge auf eine national definierte, ethnisch konnotierte Einheitlichkeit sicherstellen soll. Im Fall Josef erscheint die Identifizierung als „Teil vom Kuchen“ somit durchaus als Herausforderung, eine Zugehörigkeitslogik jenseits dieser Logik denken zu können, in der die Zugehörigkeit der Hauptfigur Josef viel eher fraglos sein könnte: als „Teil vom Kuchen“. Als Zurückweisung von Zwangsmechanismen kann im Fall Josef also am ehesten die Zurückweisung einer auf national definierte Einheitlichkeit zielenden Zugehörigkeitslogik gelten.

Die Identifizierung im Fall Bayram erscheint gerade vor diesem Hintergrund als deutlich affirmativer oder angepasster, sie entwirft gerade keine irgendwie veränderte Ordnung der Zugehörigkeit, sondern bestätigt geradezu eine durchaus übliche Zugehörigkeitslogik, in der es selbstverständlich zugehörige „Deutsche“ und prekär zugehörige „Ausländer“ gibt, die als „eigentlich Deutsche“ (s.o.) zu verstehen sind. Nicht die Bezeichnung selbst, die Identifizierung als „Ausländer“ im Fall Bayram ist es, die bereits Machteffekte oder Zwangsmechanismen entlarvt, sondern die Darstellung von mit der Anrufung als „Ausländer“ verbundenen diskriminierenden Effekten und Verhältnissen im deutschen Kontext geben diesem Fall seine charakteristische Färbung. Es ist weniger die Identifizierung als „Ausländer“, sondern vielmehr die aus der Identifizierung als Ressource schöpfende erzählerische Taktik der Skandalisierung, die letztlich eine gewisse Distanzierung von den subjektivierenden Zugriffen des „Ausländer“-Etikettes für die Hauptfigur Bayram möglich zu machen scheinen. Wenn die Hauptfigur Bayram als „Ausländer“ spricht, dann beutet dieses Sprechen insofern die, an den Ausländer-Begriff geknüpften, abwertenden Bedeutungen aus, als ihre diskriminierenden Effekte mit Hilfe dieses Sprechens gerade herausgestrichen werden.

Damit ergibt sich gewissermaßen ein umgekehrt proportionales Gesamtbild im Blick auf diese Identifizierungen und ihr Resignifizierungs- bzw. Bildungspotential: Während die innovative und kreative Metapher als „Teil vom Kuchen“ sich sprach-

lich deutlich weiter von der Norm entfernt und die Norm einer zweiwertigen Zugehörigkeitslogik (entweder-oder) damit selbst begrenzt hinterfragbar macht, fügt sich das dabei entworfene Bild eher unkritisch in einen idealisierenden und essenzialisierenden Multikulturalismus-Diskurs ein, der das Diskriminierungs- und Privilegierungspotential dieser zweiwertigen Logik eher verdeckt. Demgegenüber entfernt sich die Identifizierung als „Ausländer“ gerade nicht von der Norm einer solchen zweiwertigen Zugehörigkeitslogik, sondern bestätigt diese vielmehr – was auf die Schwierigkeit verweist, dass eine Resignifizierung, die für Andere gerade nicht les- oder hörbar ist, im Diskurs vermutlich kaum resignifizierend wirken kann. Gleichzeitig wird der norm(alis)ierte und also auch glaubwürdige Standort als „Ausländer“ gerade genutzt, um in viel umfassenderer Weise als dies mit Hilfe einer neuen Metapher vielleicht möglich wäre, die diskriminierenden gesellschaftlichen Verhältnisse anzuklagen. Welche dieser Strategien – ohne dass ich diese damit als notwendig bewusst eingesetzt verstehen möchte – letztlich entunterwerfende Effekte zu entfalten vermag, lässt sich auf der Basis dieser zwei Fallstudien gerade *nicht* beantworten, sondern erweist sich letztlich eher als Frage, die eng mit der *Rezeption* dieser Identifizierungen sowie der gesamten Ergebnisse der Fallstudien verbunden ist. Wer Bildung also im Anschluss an Foucault mit einer lediglich *relational* zu *bestimmenden Normativität* verknüpft und sie im Anschluss an Butler in *Praxen der Resignifizierung* zu finden sucht, der wird vermutlich eher gewisse Schwierigkeiten haben, sie ‚tatsächlich‘ *als wirkungsvolle Transformation im Diskurs* zeigen und sie an ihren diskurstransformativen bzw. entunterwerfenden Effekten messen zu können.

